Schriften

herausgegeben vom

Institute
zur
Förderung der israelitischen Literatur

unter der Leitung

von

Dr. Ludwig Philippson in Magdeburg,
Dr. Adolph Jellinek in Wien,
Dr. J. M. Jost in Frankfurt a. M.

Drittes Jahr: 1857|58.

Ludw. Aug. Frankl: Nach Jerusalem. Zweiter Theil.

Leipzig,
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck).
1858.

Nach Jerusalem!

Von

Ludw. Aug. Frankl.

Zweiter Theil.

Palästina.

Leipzig,
Nies'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck).
1858.

Inhalt.

Seite

Seite

Jaffa.

Meine Aufgabe. — Das Gestade von Palästina. — Betende Christen und Juden. — Andromeda und Jona. — Ein Jude gewordener Christ. — Die jüdische Gemeinde. — Ebene von Saron. — Füchse und Philister.

Die Nacht lag noch auf der See, ich aber konnte nicht schlafen; mich beherrschten Gedanken und Sorgen, Fantasien und Gefühle. Nebel der See stiegen sie empor, legten sich trüb und weich und doch empfindlich an die Seele und rangen nach Gestaltung, um als Wolken hoch aufzuschweben, in Licht und Schatten zu spielen und wieder in sich zurück zu sinken und zu verrinnen.

Ich kleidete mich an, ging auf das Verdeck neben den Steuermann und schaute hinaus in die rauschende Nacht.

„Wenn die Sonne aufgeht, wird das heilige Land der Väter vor dir liegen. Das wunderverklärte, das durch Bibel und Geschichte heilige Land! Du wirst es betreten und ein Pilger an all den Orten weilen, wo aus begeisterter Menschen Häuptern die Flammen Gottes schlugen, wo die zornigen Volkstribunen, die Propheten vergeblich göttliche und politische Weisheit predigten, und die schönsten Hymnen und Liebeslieder von Königen gedichtet worden sind.

Wonach sich Millionen Menschen sehnen, dir ist es durch ein günstiges Geschick gegönnt, und nicht *schauen* blos sollst du Kanaan und seine heilige Königsstadt.

Was im Schutt liegt, es wird nicht wieder auferstehen, nicht der Tempel Jehovas mit seinem blutigen Opferdienste, nicht sein

Sage der Hellenen wußte eine natürliche Erscheinung, daß der Quell von der rings verbreiteten roten Sanderde zuweilen rote Farbe annimmt, auch hier poetisch zu verklären.

Die Anker wurden außerhalb des seit Urzeiten gefährlichen Hafens weit draußen geworfen. Aus ihm heraus, auf phönizischem, mit Götzendienern gefülltem Schiffe suchte der Prophet Jona dem Gebote des Herrn, nach Niniweh zu gehen, zu entkommen, bis ihn der Haifisch verschlang und als zähe unverdauliche Atzung wieder ausspie.

Flügelroß und Haifisch! Der plastisch schön empfindende Hellene und der die edle Plastik verachtende Jude!

Wir waren bald von Barken umschwärmt und nicht mehr wir selbst; vielmehr willenlos gemachte Menschen, Waaren, welche die Barkenführer ans Land zu bringen hatten. Jeder von ihnen suchte einen Reisenden mit seinem Gepäcke unter heftigem Schreien und Zanken zu entern. Einige Barken wurden von völlig nackten, kräftig edlen Jünglingsgestalten geführt und retteten die durch die unförmliche Haifisch-Erinnerung verdorbene Fantasie.

Ein Jude aus Kaschau, Herr Platner, der das Uhrmacher-Handwerk betreibt und eine gute, reinliche Herberge hält, war von Freunden angewiesen, mich zu empfangen und holte mich am Borde ab. Ich begab mich mit ihm und drei Deutschen, die ich auf dem Schiffe kennen lernte, zu ihm. Um im Hafen beim Zollamte ans Land zu kommen, muß man sich, unter dem lärmenden Tumulte all Derer, die sich des Fremden bemächtigen wollen, von zwei Männern empor ziehen lassen, was nicht ohne Gefahr ins Wasser zu fallen möglich ist. Zu einer hölzernen Treppe, die bequem oder doch wenigstens sicher empor führte, hat es die türkische Lokal-behörde noch nicht gebracht. Es wäre dies zwar nicht kostspielig, aber ordentlich, und Ordnung ist nicht die Sache eines auch in den kleinsten Dingen anarchischen Staates.

Vier Piaster: 20 Kreuzer genügten, um vier voraus gesandte große Kisten uneröffnet und somit ununtersucht vom Zollamte

ausgefolgt zu erhalten; freilich war Mussa, der bis an die Zähne bewaffnete Kawaß des österreichischen Consulates mein Begleiter.

Auf dem Diwan der offenen Terrasse der Herberge hingestreckt, vor mir das weithin rollende, blau wogende Meer mit seinen starken weißen Brandungen, die den Hafen von Jaffa seit uralten Zeiten gefährlich machen, ruhte ich von der Seefahrt aus.

Bald kam der ehrwürdige Chacham der sephardischen Gemeinde in Jaffa, Herr Juda Lewi aus Ragusa, um mich zu begrüßen und mir einen zum Judenthum übertretenen Christen, Herrn David — früher Peter — Klasen, einen Feldbebauer aus Danzig, vorzustellen. Herr Klasen ist der Leiter des Gartenbaues auf dem um 50,000 Pstr. angekauften Besitze Sir Moses Montefiores und beschäftigt zwanzig jüdische Arbeiter. Die Gärten sind eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und weil den Arbeitern der täglich zweimalige Gang nach Jaffa zum Gottesdienste zu viel Zeit rauben würde, richtete Herr Klasen eine kleine Synagoge in einem Gartengebäude ein. Die Thorarollen brachte ihm ein jüdisches Mädchen aus Jerusalem als Morgengabe mit. So wurde Herr Klasen der Begründer einer zweiten Gemeinde und Synagoge in Jaffa.

Seine Schwester, ebenfalls zum Judenthume übertreten, heiratete in Jerusalem einen Herr P. K., der später Protestant wurde, während sie Jüdin blieb.

Der Chacham Lewi kam vor vierundzwanzig Jahren nach Jaffa als Kommissionär, um jüdischen Pilgern behülflich zu werden und fühlt sich glücklich, hier der Stifter einer Gemeinde geworden zu sein. Es leben jetzt 65 jüdische Familien — darunter nur drei aschkenasische — etwa 400 Seelen hier; sie besitzen eine Synagoge und eine Talmud Thora. Die Gemeindeauslagen belaufen sich auf 4500 Pstr. jährlich, die durch freiwillige, wöchentliche Spenden hereingebracht werden.

Die Gemeinde ist arm und bezieht nirgend her Almosen. Ihre Mitglieder sind Kaufleute, Krämer; Viele leben von ihrer

Hände Arbeit und als Lastträger, Schiffer, Boten u. dgl. Handwerker sind wenige unter ihnen: 4 Schuster, 3 Schneider, 1 Silberabeiter, 1 Uhrmacher. Nur vier Gemeindemitglieder besitzen Häuser. Herr Lewi schilderte mir im Ganzen die Lage der Gemeinde als eine sehr traurige und meinte, wenn sie nur einen Lehrer bezahlen könnten, um ihre Kinder auch in andern Gegenständen als im Talmud, namentlich aber in der Landessprache unterrichten lassen zu können; wodurch sie erwerbfähiger würden. „Wie glücklich," schloß er, „sind unsere Brüder in Jerusalem; ihnen wendet sich alle Theilnahme zu. Bewohnen denn nicht auch wir das Land Israels?"

Um 3 Uhr Nachmittags war vor unserem Hause lebhafte Bewegung von Menschen und Thieren; ein Lärmen und Schreien und Zanken der Araber, als sollte jeden Augenblick ein Kampf mit Messern beginnen. Es war aber nur ein sich verständigen, ein besprechen in der landesüblichen temperamentvollen Weise. Endlich waren neun Pferde gesattelt — es hatten sich uns ein Engländer und ein Spanier angeschlossen — fünf Maulthiere mit unserem Gepäcke beladen. Um 4 Uhr stiegen wir zu Pferde, die Kawasse des österreichischen und preußischen Consulates ritten voran, wir folgten und drei Männer, die Besitzer der Thiere, liefen barfuß bald vor, bald hinter uns, wie eben ein Reiter, oder ein Thier ihrer bedurfte. Ein kleiner Esel lief mit und diente bald dem Einen, bald dem Andern mit seinem Rücken und sprengte ganz stattlich zuweilen der ganzen Karawane voran.

Wir ritten enge steinigte Straßen hinab, den Bazar durchschreitend, zum Stadtthor hinaus und gelangten bald durch lebhaft bewegte Gruppen voll fantastischer Gestalten, durch Kameelzüge und Heerden zu einem prächtigen in sarazenischem Stile erbauten weiß marmornen Brunnen. Straßen, die durch haushohe undurchdringliche Kaktuswände gebildet sind, nahmen uns auf. Hinter den grünen, mit hochroten großen Blüten geschmückten Wänden standen Orangen und Zitronenbäume, fast brechend unter der Last der

grüngoldenen und rötlichen Früchte. Aus ihnen heraus ragten einzelne Palmen. Zipressen, Feigen=, Oel=, und Granatbäume und Weinranken ließen die Pflanzungen zur Rechten und Linken nicht wie Gärten, vielmehr wie Waldungen erscheinen. Zwischen durch wirbelten unsere Pferde den rötlichen Sand als Staub auf, vom Himmel brannte unerträgliche Glut und eine schmale Wüste durchschreitend hatten wir zur linken und rechten Seite paradisische wasser=, duft= und glanzreiche Oasen.

Eine leicht gewellte sanft ansteigende Ebene nahm uns auf.

Da und dort weißgelbes, für die Ernte reifes Getreide — es war der 27. Mai — einzelne Oelbäume, verfallene Häuser, drei, vier Hügeln angebaute unansehnliche Dörfer. Wir befanden uns in der meilenweiten Ebene von Saron. Vor uns, noch in blauer Ferne, im halben Kreise, das in mäßig hohen, runden Kuppen sich erhebende Gebirge von Juda. „Der Schmuck Sarons" — „Die Rose im Thal" — hatte abgeblüht, ich konnte nur die dornigen Sträucher sehen. Ein hinjagender Fuchs, das einzige Thier, das wir erblickten, erinnerte an jenen humoristischen Streich Samsons, wie er „dreihundert Füchse fing und Bränder nahm und je einen Schwanz zum anderen kehrete und einen Brand je zwischen zween Schwänze that, sie mit Feuer anzündete und unter das Korn der Philister ließ."

Ein moderner Held hätte jetzt vielmehr die Aufgabe, die Philister zwischen die Füchse zu jagen und ihnen ihre klugen Behausungen über den Köpfen anzuzünden; was uns ein treffliches Mittel schiene, Füchse und Philister zu gleicher Zeit los zu werden.

Ramleh.

Das Franziskanerkloster. — Ein abgewiesener Jude. — Gestörte Nachtruhe. — Ein Mord. — Abreise.

Fernher kündigte sich vor uns Ramleh „die Sandige", durch ihren hohen schlanken Thurm an. Hinter uns sank die Sonne langsam als glühende Scheibe unter den Horizont; nur die Gipfel der Berge vor uns leuchteten noch in rot violettem Dufte und ohne hinüberzudämmern verwandelte sich der Tag plötzlich in Nacht.

Nach vierstündigem Ritte, — die müden Pferde waren durch keine Gewalt zu einem raschen Schritte zu bewegen, — machten wir vor dem Kloster der Franziskaner Halt. Auf dem Wege hatte sich ein Jude zu Pferde zu uns gesellt: Reb Jizchak, der als Kind mit seinen Eltern aus Ungarn in Jerusalem einwanderte, seinen Geburtsort nicht mehr kennt, und nur schwer sich in deutscher Sprache verständlich zu machen weiß. Im Kloster mit uns eingetreten und als Jude erkannt, wurde er auf unfreundliche Art hinausgewiesen. Die erste Regung war in mir, ihm zu folgen. Der Gedanke aber, keine Herberge zu haben, wenn es gut geht in einem offenen Chan unter unsicherem Gesindel, oder gar im Freien übernachten zu müssen, überwog mein beleidigtes Gefühl und ich blieb.

Im reinlichen Refektorium, Bänke und Tische entlang den Wänden wurde ein einfaches Nachtmahl von zwei Laienbrüdern in freundlichster Weise gereicht. Ich ließ mir an Wein, Brot und schwarzem Kaffe genügen. Ich war von der

Seefahrt angegriffen und hatte noch unwohl, ohne in Jaffa einen Bissen zu essen, in heißer Sonne den sonst angenehmen Ritt, von mehreren Stunden gemacht. Noch am folgenden Tage wirkte das Unwohlsein nach und ich betrat in Wahrheit die heilige Stadt nach einem achtundvierzigstündigen Fasten.

Nach der Mahlzeit wurden wir eine breite Treppe empor je zwei in geräumige Stuben geführt, wo uns die reinlichsten Betten aufnahmen.

Wir sollten uns nicht lange der Ruhe erfreuen. Ein heftiger Lärm, ein Schreien und Heulen weckte uns nach Mitternacht; es war als ob es sich näher wälzte und die Mauern des Klosters stürmen wollte.

Wir sprangen erschrocken auf, kleideten uns rasch an und langten Alle, fast gleichzeitig, in der hochgewölbten, gegen einen kleinen Garten hin offenen Halle an. Die Mönche beruhigten uns, wiewohl sie uns doch eine entsetzliche That, die eben geschehen war, mittheilten: drei Beduinen brachen in die Tenne eines mohammedanischen Bauers und luden auf vier Kameele sein eben eingeheimstes Getreide. Als er sich zur Wehre setzte, schoß ihn einer der Diebe nieder. Zwei Beduinen ergriffen mit den beladenen Kameelen die Flucht, der dritte wurde gefangen genommen.

Die ganze Bevölkerung Ramlehs war aufgeschreckt und schrie und wehklagte durch die nächtigen Straßen.

Ein Zufall eigenthümlicher Art ließ mich vierzig Tage später das blutig begonnene Drama in Ramleh zu Ende erleben. Ich werde davon zu erzählen haben.

Wir benützten den unsere Nachtruhe störenden Zufall und hießen unsern Führer satteln, um die Morgenkühle zu genießen und zu früher Stunde unsere Sehnsucht nach Jerusalem erfüllt zu sehen.

Im Refektorium mit schwarzem Kaffee und Brot bewirtet, übergaben wir Jeder eine freiwillige Spende von sechs Francs fürs Kloster und nahmen von den Mönchen, die sehr bedauerten, wegen Mangels an Vorrat, uns weder Speise noch Wein mitgeben zu können, herzlichen Abschied.

Im Hofraume war wieder lebendiges Treiben und Drängen. Eine brennende Fackel beleuchtete unsere Pferde, die gesattelt, die Maulthiere, die beladen wurden; all das wieder unter heftigem, übrigens völlig unbedenklichem Schreien und Zanken unserer Führer und Begleiter. Ueber den bewegten Gruppen ragte eine ruhig hohe Palme und bewegte kaum im Nachthauche ihre Blätter. Um halb vier Uhr des Morgens war die Karawane zum Aufbruche bereit. Wir ritten durch enge ungepflasterte Straßen, die Häuser waren wieder stumm geworden, über ihnen da und dort eine Palme, eine Zipresse im Mondlicht glänzend. Alles in unsicheren Umrissen schweigend, bald im Lichte, bald im Schatten zitternd. Die Sterne, die größer als im Abendlande erschienen, flackerten, was hier keinen Regen verkündet und in den Lüften fing ein Lerchenjubel zu schmettern an. Der Himmel war leicht wolkig und zeigte uns die Pracht des Sonnenaufganges nicht; es wehte ein frischer Hauch und selbst bei voller Tageshelle blieb es nur angenehm warm. Wir hatten bis Jerusalem von keiner Hitze zu leiden.

Jerusalem.

Der Weg. — Adler und Eidechsen. — Ein Schech. — Kiriat Jearim. — Anblick der h. Stadt. — Ein Ueberfall. — Krië schneiden.

Das Land, das den Anblick einer von der Sonne verbrannten Hutweide gewährte, fing nun immer mehr an hügelig zu werden. Die Straße, wenn ein seit Urzeiten nicht gebauter Weg so genannt werden kann, wurde steinigt und den Pferden beschwerlich.

Nach drei Stunden waren wir in den Bergen. Auf den ersten Anhöhen zur Linken lag das Dorf Kubak. Wir ritten, zur Rechten und Linken hohe Felsen, durch enge steinigte schmal zusammengedrückte Thäler. An die halsbrecherischen Ritte auf dem Libanon gewöhnt, erschien mir dieser von Pilgern verrufene Weg völlig ungefährlich und meine Gefährten konnten nicht begreifen, wie ich, zuweilen mein Pferd heiter in Gallopp setzte und über den felsigen Weg schmetternd hinsprengte. Ebenso erschien mir, der ich bereits Wüstenland gesehen hatte, die Landschaft nicht so kahl und nackt. Ueberall ragten einzelne, bald in Gruppen bald einzeln, uralte Oliven- und Johannesbrotbäume empor und Felsenritze und Spalte durch, drängte sich grünendes Gesträuch. Am Anfang des Wadi Aly begrüßten wir das Dorf Latrun.

Wir waren bereits an zwei Quellen vorüber gekommen und hielten an einer dritten Rast. Wir lagerten unter uralten Bäumen. Ein Adler flog von einer Felsenkuppe hoch auf und über die grau grünen umliegenden Felsblöcke blitzte aufgeschreckt zuweilen eine Eidechse an uns vorüber, zwei Spannen lang.

Während wir lagerten ritt ein schön bewaffneter Schech, mit fünf Begleitern durch Felsen hervor und an uns vorüber. Die malerisch gekleideten Reiter wurden von kleinen, schlanken feurigen Pferden getragen. Ich grüßte den Schech, worauf er auffallend ehrerbietig

dankte. Mussa, der Kawaß, sagte mir: „Das habt ihr gut gemacht, Herr! Er hält euch für einen wichtigen Mann, weil ihr ihn zuerst gegrüßt habt.“

Wir brachen nach einer halbstündigen Rast auf und erreichten durch dichte Olivenbäume-Pflanzungen immer mehr empor zwischen Felsen und Bergen reitend Kuryet el-Enab, „die Stadt der Weintrauben.“ Eine mäßige Anhöhe baut sie sich von der Kante derselben herab bis ins Thal mit weißen steinernen Häusern, mit einer Moschee, einer verfallenen, einst größten Kirche in Palästina, von Wein, Feigen und Olivenpflanzungen umgeben, die sich auch jenseits der Thalhöhe einen Abhang empor ziehen und dem ganzen Bilde ein bewegtes frisches Ansehen geben. Die Mönchsüberlieferung will in dieser Stadt das alte Anathot des Propheten Jeremias erkennen, neuere geistvolle Forschung aber Kiriat Jearim, die „Stadt der Wälder“ dahin die Leute von Bethsemes die Bundeslade gebracht haben. Jetzt hauset die Familie Abu Ghosch hier, deren Häuptling noch vor wenigen Jahren jedem Reisenden einen Tribut abverlangte.

An dem üppig angepflanzten Dorfe Kulonieh vorüber durch das Terebintenthal, sahen wir zur Linken das Dorf Lifta und im Hintergrunde auf einem kegelförmigen Berge das Grab des Propheten Samuel.

Der Weg fing jetzt an beschwerlicher zu werden, die Berge kahler und endlich war kein Baum, kein Grashalm sichtbar. Wir wußten uns Jerusalem nahe und die Unruhe es zu erblicken ließ den Weg noch länger und beschwerlicher erscheinen. Ich spornte mein Pferd einen Bergrücken hinan, da erhob sich wieder ein zweiter, eben so traurig und kahl. Und so einigemal. Endlich that sich zur Rechten eine Thalkluft auf und drin lag das Kloster des Kreuzes, das auf der Stelle hingebaut ist, wo der Stamm zum Kreuze an dem Christus gerichtet worden ist, genommen worden sein soll.

Auf einer Bergebene angelangt, begegnete uns ein mohammedanisch gekleideter alter Mann, er ging hinter einem Esel her, auf dem ein junges Weib in blauem weiten Gewande ritt; sie

verhüllte ihr Angesicht, als wir näher kamen. Der Alte sprach den arabischen Gruß: „Maruh baba.“

Mussa war einige hundert Schritte vorangesprengt und die Rechte ausstreckend rief er mir zurückgewendet zu:

„El Kods!“ so heißt Jerusalem arabisch.

Ich setzte mein Pferd in raschen Gang und sah vor mir — Jerusalem.

Der Himmel war grau gewölkt und die Stadt selbst mit ihren Kuppeln und Minareten, Häusern und Ruinen, umgeben von einer hohen phantastisch gezackten Mauer, lag in einem matten Bleiglanze. Sie selbst schien mir ein altergrauer Pilgrim, der hierher kam und hinsank um zu sterben und vom Schmerz versteint worden ist, wie jene Mutter, nachdem ihr der Zorn des Gottes die Kinder getödtet hatte.

Dies also ist die Stadt des Helden, des Dichters, des Königs. Dies ist die Tempelstadt des weisen, des Menschen und Geister beherrschenden Salomo. Von hier leuchtete eine Centralsonne der Geister: der Glaube an nur einen, ungetheilten Gott der Welt, über die ganze Erde hin und machte diese kleine Stadt zur Weltstadt, zu der man wenn man sie erreichen will, nach den Worten der Schrift: „hinaufziehen“ muß. Sie zog die Geister hinauf, wie die Sonne die Milliarden Thautropfen, in denen sie sich in allen Farbenbrechungen spiegelt.

Ich hielt den Zügel meines Pferdes stramm, damit es sich nicht bewege und mich nicht störe. An meinem innern Auge gingen die Thaten und Gestalten alter Jahrhunderte vorüber. In mir sprach es: Gräber auf Gräbern in Gräbern! Ich war tief gerührt und mich im Sattel vor der Stadt Jehovas beugend, fielen Thränen in die Mähnen meines Pferdes. Ich hörte meine Reisegefährten hinter mir herkommen, die von den Pferden gestiegen waren, um die Stadt zu Fuße pilgernd zu betreten und gab, um von ihnen in meinen Gedanken nicht gestört zu werden, dem Pferde die Sporen und ritt allein die Höhe hinab.

Reb Jizchak, der sich uns vor Ramleh gesellt hatte und den wir von den Klostergeistlichen abgewiesen sahen, war schon früher

unserer Karawane vorangeeilt, um wie ich später erfuhr meine längst angekündigte Ankunft zu melden. Ich selbst war jetzt dem Zuge einige Hundert Schritte voraus und schon den Mauern der Stadt nahe. Da trat ein Mann, den ich früher nicht bemerkt hatte, plötzlich an mich heran, faßte mit seiner Linken den Kragen meines Oberkleides, während die Rechte ein langes blankes Messer schwang.

Meine Gedankenversunkenheit, aus der ich durch die plötzliche Erscheinung und ihren stummen Angriff emporgerissen wurde, wich einem unsagbaren Entsetzen und als ich fast automatisch die Pistole aus dem Halfter zog, — jedenfalls konnte der Angreifende mir mit seiner Waffe zuvorkommen — ließ der Mann rasch von meinem Kleide ab, beide Arme sinken, und schrie bis in die Lippen erblassend: „Schema Israel! Was wollen Sie vollbringen?" Alles dieß war kaum in einer Minute geschehen und den Glaubensgenossen erkennend, mußte ich, der ich eben noch selbst blaß vor Schreck sein mochte, laut auflachen. Er aber erklärte mir, daß jeder jüdische Pilger, ehe er die Stadt betrete, in Trauer über ihre Zerstörung, wie um einen blutverwandten Todten sein Kleid zerreißen müsse. So ließ ich mir denn von Herrn Mosche Kural, der von diesem Geschäfte ein spärliches Einkommen hat, eine „Krie schneiden", d. h. das Kleid zerreißen, während ich ihm den üblichen Spruch nachsagte: „Zion ist zur Wüste geworden, es liegt zerstört."

Darauf ritt ich durch das Jaffathor in das mir gastlich aufgethane Haus des Directors, des Sir Montefior'schen ärztlichen „Dispensatory" Herrn Dr. Fraenkel.

Vom langen Ritte und der Sonnenglut fieberhaft aufgeregt, begab ich mich zur Ruhe bis zur Abendkühle, während welcher Zeit mich der kaiserlich österreichische Consul durch seinen Dragoman begrüßen ließ, mich die Vorsteher der sephardischen und der deutsch-holländischen Gemeinde willkommen hießen, und die Rabbiner der Gemeinde „Chassiden" schriftlich anfragten, zu welcher Stunde sie sich mir vorstellen könnten.

Der österreichische Consul.

Erster Gang. — Das Consulatsgebäude. — Rot-weißes Banner. — Gräfin Pizzamano. — Emilia. — Persische Schache. — Münzensammlung.

Der erste Gang in Jerusalem führte mich durch den buntfantastischen lebhaften Bazar, durch enge, meist abwärts führende, ungepflasterte Gassen, die, jemehr sie sich vom Bazar entfernen, immer einsamer und stiller werden. Zwischen hohen und steinernen Häusern mit kleinen verschlossenen Thüren mit engen Holzgittern in den glaslosen Fensterräumen, dann unter Wölbungen hin, über Schutthaufen, da und dort über Aeser von Katzen, Hunden und sogar über eine den Querraum einer Gasse völlig versperrende Kameelleiche, fühlte ich mich in den lebhaftesten und schmerzlichsten Widerspruch mit all' den Gefühlen und Gedanken versetzt, welche ein Pilger in die heilige Stadt mitbringt. Selten nur begegnete ich einem Reiter, oder einer, um es richtiger zu bezeichnen, vermummten, nicht verschleierten Frau, einem weiß beturbanten Moslim, einem schwarzen Sklaven, oder polnisch gekleideten Juden. Man schreitet, und der Gedanke in der von der Pest oft heimgesuchten liegt nicht fern, wie durch eine Stadt, in der sie eben gewüthet und einen großen Theil der Bevölkerung hingerafft hat. Vom Himmel herab zittert ein weißblaues heißes Glutmeer und immer wieder sagt sich der Wanderer wie erstaunt darüber: Du bist in Jerusalem!

Endlich aus Wölbungen hervor erblickte ich zur Rechten ein überkuppeltes, halbverfallenes Bad und eine Straße, die an seiner Seite mäßig aufwärts führt, von welcher mein Begleiter berichtete, daß sie die Via dolorosa sei. Zur Linken stehen verfallende Häuser und dem Voranschreitenden schaut das phantastisch überzinkte, hochgewölbte Damaskusthor entgegen. Hart an demselben führt ein schmaler Staubweg einen Schuttberg empor, zu dessen Linken sich die schöne sarazenisch gebaute Stadtmauer hinaufzieht, während man rechts jenseit der Leidensstraße thurmhohe Zipressen und zwei Palmenbäume aufragen sieht, die auf dem Berge Moria wurzeln und ihre Schatten über den Opfer heiligen Raum des Tempelplatzes werfen.

Vor mir auf einem kleinen Plateau, von dem zierliche Steinstufen hinauf geleiten, stand, den Schuttberg krönend, das österreichische Consulatsgebäude. Zu beiden Seiten der Treppe ein jung angelegter Garten, in welchem unter Blumen aller Art, Granatbäume ihre blutroten Blüten wiegten. An der verschlossenen Pforte angelangt, drehte ich ihr den Rücken und sah zu meinen Füßen tief und einen entgegengesetzten Berg empor, die kuppelreiche, im Sonnenglanze grauweiß funkelnde Stadt.

Ein Zug an der Schelle der Pforte und sie wurde von einem bewaffneten Diener aufgethan. Auf einem terrassirten Hofraume spielten hinter einem hölzernen Gitter zwei Gazellen; über einer Zisterne glänzte der kaiserliche österreichische Adler. Eine hölzerne, von Blumen eingefaßte Treppe führte mich in einen mit türkisch bunten Teppichen belegten Salon, wo mich, da der Consul momentan nicht anwesend war, seine liebenswürdige Gattin empfing, an ihrer Hand ein dreijähriges Mädchen, das mich aus großen märchenhaften schwarzen Augen anschaute und arabisch grüßte.

In einiger Entfernung stand malerisch gekleidet eine Bethlehemitin, die Aja der kleinen Emilia.

Ich kannte die Gräfin Pizzamano von Wien her, wo sie in geistiggeselligen Kreisen durch anmuthende Schönheit und liebenswürdigen Geist sonnenhaft wirkte.

Graf Pizzamano, aus einer altpatrizischen, später in vier Zweige getheilten Familie Venedigs stammend, wohin sie aus Böhmen eingewandert war, und deren Palläste noch jetzt verschiedene Plätze der Dogenstadt zieren, trat bald ein. Eine hohe Gestalt, die Gesichtszüge heiter wohlwollend, begrüßte er mich herzlich in deutscher Sprache, die er zuweilen mit italienischem Akzente betont. Seit acht Jahren in Jerusalem, war Oesterreich vor seiner Sendung dahin in der heiligen Stadt nicht vertreten und seiner maßvollen Energie ist es zu danken, daß nach sechshundert Jahren zum ersten Mal wieder seit dem Jahre 1855 das Banner Oesterreichs in Jerusalem aufgehißt wurde. Das weiß-rote Wappen, welches der „glorreiche" Herzog Leopold von Oesterreich zum Andenken an seine bei der Erstürmung von Ptolomäus bewiesene Tapferkeit gestiftet hat.

Die Consuln von Frankreich, Spanien, England, Preußen und Nordamerika folgten später dem Beispiele Oesterreichs. Eine andere Macht ist in Jerusalem nicht vertreten.

Graf Pizzamano ist ein fleißiger Sammler. In einer in gothischem Stile gebauten gemalten Erkerstube zieren vierzig Portraite persischer Schache die fantastisch gezierten Wände. Abgesehen von der Portraitähnlichkeit sind sie in kunsthistorischer Beziehung durch die originelle Pracht der Kostüme kostbar und ein merkwürdiger Besitz. Die Münzensammlung beschränkt sich zwar nur auf alt jüdische, seleuzidische und sirische Münzen, dürfte aber in Exemplaren von Gold, Silber und Kupfer eine der vollständigsten sein. Lampen, Basreliefs, Säulenknäufe, Ringe, Spangen und was an dergleichen in Palästina und Sirien häufiger gefunden wird, gewähren ein interessantes Studium, wie sie zugleich für den, dem Italiäner innewohnenden Kunst- und historischen Sinn auch hier ein erfreuliches Zeugniß geben und wohl eine nähere kritische Beschreibung verdienen würden.

Wir besprachen einiges, das sich auf meine Sendung bezog, wobei ich gleich nach der ersten Stunde den bei späteren Anlässen sich immer mehr darstellenden praktisch klaren Geist des Grafen

kennen, vor Allem aber die jedem Bureaukratismus fern abgewandte heitere ruhige Weise bewundern lernte, mit dem er die wichtigsten Geschäfte wie spielend, ohne jede leidenschaftliche Regung, mit ruhigem Ernst abthut. Eine Eigenschaft, die dem Orientalen gegenüber von bester Wirkung ist.

Wir schieden in herzlicher Weise, nicht ohne Bedauern der Hausfrau, daß ich, um meinen Glaubensgenossen kein Aergerniß zu geben, jede Einladung zu Tische ablehnen mußte.

Der Chacham Baschi.

Patriarchalische Erscheinung. — Sehnsucht nach Meschiach. — Musik klingt weit. — Gegenbesuch. — Stöcke am Sabbat. — Süße Kuchen.

Ich verfügte mich hierauf zum Oberrabbiner Herrn Chajim Nissim Abulafia von Jerusalem.

Vor Jahren stellte die türkische Regierung, die den Chacham Baschi als einen von ihr bestättigten Würdenträger ehrt, eine doppelte Ehrenwache vor das Haus, die vor einem Dezennium der Kosten wegen dankbar abgelehnt wurde. Ich stieg eine schmale steinerne Treppe empor, trat über eine offene Terrasse, wo zwei Frauen rasch ihr Antlitz verhüllten und wurde in einen geräumigen Saal geführt, der nach orientalischer Sitte ringsum mit niedrigen Divanen umgeben war. Auf einem derselben saß der mehr als achtzigjährige Greis. Das Haupt, von einem blaugrauen Turban umwunden, ließ die Haare nicht sehen, ein langer weißer Bart fiel auf einen weißwollenen weiten Talar. Er ließ sich von zwei Dienern emporheben, um mich zu begrüßen. Eine ehrwürdige patriarchalische Gestalt. Er legte die rechte Hand an Brust und Stirne und winkte mich neben sich zum Sitzen.

„Verzeihe" begann er in spanischer Sprache, „daß wir Dir nicht vor das Thor der Stadt entgegen gezogen sind."

Es wäre beschämend für mich gewesen, wenn Du, der ehr=

würdige Greis, mir, dem jüngeren Manne entgegen gekommen wärest.

„Wenn Opfernde nach Jerusalem kamen, ging ihnen der Hohepriester immer entgegen. Und Du bringst ein Opfer.“

Nicht ich, eine edle Frau.

„Bist Du nicht soweit gereiset?“

Eine Sehnsucht meines Lebens ist erfüllt, Jerusalem zu sehen. Sieh meinen Siegelring, er zeigt Dir nebst dem Schilde Davids den Spruch, mit dem wir die Passafeier betend schließen: „Leschono habo be Jeruschalaim“.

„Du hast Grund dich zu freuen! dir wird mehr Heil, als Moses, unserem Lehrer. Er durfte das verheißene Land nur von fern sehen. Du hast es betreten. Wir aber, die wir hier geboren sind, warten sehnsuchtsvoll traurig auf den Meschiach.“

Mit der grüßenden Handbewegung an Brust und Stirne, reichte ich ihm meine Empfehlungsbriefe. Mittlerweile hatten einige Rabbiner in orientalischer Tracht, um dem Herrn des Hauses durch ihre Gegenwart den Gast ehren zu helfen, sich versammelt und Platz genommen. Zwei Diener reichten Tschibuk und Kaffe und auf silberner Tasse eingemachte süße Früchte und Limonade dar. Nicht ohne früher das kurze, bevor man Speise oder Trank genießt, übliche Gebet gesprochen und, gegen den Hausherrn mich neigend, die Hand an Brust und Stirne gelegt zu haben, genoß ich des Dargereichten.

Der Chacham Baschi hatte unterdessen, selbst aus einem Tschibuk rauchend, die Briefe aufmerksam gelesen, und richtete wieder das Wort an mich:

„Diese Briefe freuen mich; sie sind aber nicht nötig. Wer ein gutes Werk thut, ist empfohlen genug.“

Gott vielleicht, aber noch nicht den Menschen. Du kennst mich nicht und darum schienen sie mir nötig.

„Du bist ein trefflicher Mann, hätte man sonst gerade Dich gewählt? Wir sind Alle Sklaven Gottes.“

Lies mein „Kol mebasser“ und gib mir dann Deinen Rath; ich will ohne diesen in der heiligen Stadt nichts unternehmen.

Vielleicht ist Manches, wenn auch gut gemeint, nicht landesüblich.

„Es ist alles gut; ich habe schon früher davon gehört! Ich bin alt, aber was ich thun kann, Dich zu unterstützen, werde ich thun."

Dein Ansehen ist alt und ehrwürdig aber Dein Geist ist jung.

„Das ist die Gnade Gottes."

Ich freue mich, zu Dir gekommen zu sein, Dein Name ist bekannt, wie im Morgen- so im Abendlande.

„Musik klingt weit."

Erlaube mir, daß ich wieder zu Dir komme.

„Komme zu mir, ich will Dich unterstützen. Ich kann es um so mehr, als" — anspielend auf die anwesenden Rabbiner, „das Geschlecht der Tanaim und Amoraim noch nicht ausgestorben ist."

Ich schied, nicht ohne die Hand, wie schon beim Kommen, an die Mesusa der Thürpfoste und an die Lippen zu legen, welche fromme Sitte in Jerusalem durchweg geübt wird.

Zwei Tage darauf erwiederte mir der Chacham Baschi, umgeben von seinem ehrwürdigen Besdin, Rabbiner-Kollegium, unter Vortritt seiner Diener, feierlich den Besuch, wobei es mir auffiel, daß Alle, da es doch Sabbat war, sogenannte spanische, mit Silber beschlagene Stöcke trugen, während die deutschen Juden es für Sünde halten, sich am Sabbat eines Stockes zu bedienen. Vor seiner Ankunft hatte der Chacham Baschi mir, „damit mir die Ankunft in der heiligen Stadt wohlschmeckend sei" süße Kuchen gesendet.

Besuchende.

Vorsteher der Chassidim. — Oesterreichisches Geld an Russen vertheilt. — Synagogenbau. — Ein jüdischer Dichter. — Ein Mann aus Kremsier. — Widerwille gegen Ackerbau. — Anklage der Rabbiner. — Zorn gegen jüdische Wohlthäter. — Ein Tischlermeister.

Bald nach diesem Besuche begrüßten mich die Vorsteher der Gemeinde „Chassidim", an ihrer Spitze Herr Nissim Back aus Galizien, der die einzige, leider feiernde hebräische Buchdruckerei in Jerusalem, die ihm Sir Montefiore einrichtete, besitzt.

Die Herren boten mir, unter bedauernder Darstellung, wie es in Jerusalem an Lehranstalten fehle, und wie sie den Gedanken an die Gründung einer solchen segnen, ihre Dienste aufs freundlichste an. Sie eröffneten mir dann ihr schmerzliches Anliegen, wie sie seit Jahren ohne ergiebigen Erfolg Geld sammeln, um eine Synagoge zu bauen, zu der sie den Grund bereits angekauft. Als ich sie auf den Curator in Wien verwies, dessen einzige Obliegenheit es sei, Almosen für das heilige Land einzusenden, lehnten sie denselben mit der Bemerkung ab, daß er das in Oesterreich gesammelte Geld, mit Ausschließung der gebornen Oesterreicher, einzig und allein den nur Schutz befohlenen Russen der Gemeinde „Peruschim" zuwende. Der österreichische Consul bestättigte mir die Thatsache. Die Herren sendeten mir später einen begeisternden von dem Consul mit unterzeichneten Aufruf an alle Glaubensgenossen zu, mit der schriftlichen Bitte: im Abendlande denselben zu verbreiten, um durch fromme Spenden zu ihrem andächtigen Ziele zu gelangen.

Brief und Aufruf sind diesen Blättern angehängt; möge der Letztere vom segenreichsten Erfolge begleitet sein!

Ich wurde am folgenden Morgen noch durch einige Besuche ausgezeichnet, die mir, wenn auch vorerst einen flüchtigen, doch charakteristischen Schattenriß von Personen und Zuständen in Jerusalem boten.

Ich saß in einer mit hochgewölbter Kuppel gedeckten Stube, wie sie alle in Jerusalem sind und hatte durch zwei in ein enges Gäßchen führende Fenster einen freien Ausblick über einen Theil der Stadt, auf den Oelberg und den jüdischen Begräbnißplatz im Thale Josafat. Ein mit schöner Bernsteinspitze versehener Tschibuk, der dem Erwachenden am Morgen noch vor dem Frühstück gereicht wird, war mit Tombak, dem gelben Tabak aus Persien gefüllt, und wirbelte blaue süßduftende Wolken empor.

Die funfzehnjährige Magd des Hauses, eine verheiratete spanische Jüdin Chanula, mit einem still anmutigen Gesichtsausdrucke, den Kopf mit einem Turban umwunden, die Brüste völlig frei, während die ganze Gestalt keusch verhüllt war, brachte das Frühstück. Jede Stube hat eine kleine flache Erhöhung, etwa eine einen Schuh hohe mit Teppichen bedeckte Bühne, auf der sich die Divane befinden. Vor dieser Erhöhung legte Chanula nach orientalischer Sitte ehrerbietig die Pantoffel ab, und mit bloßen Füßen sich nähernd, grüßte sie, die Rechte an Herz, Stirne und Mund legend. Sie stellte das Frühmahl auf den Tisch: Schwarzer Kaffe und Ziegenmilch, weißes Brot, von der Hitze flüssige Butter und Honig. Ich befand mich denn in Wahrheit im Lande, wo Milch' und Honig fließt.

Ich ahnte nicht daß der Erste der mich besuchte, ein Genosse der Unsterblichen, ein Epigone der Profeten-Sängerschulen, ein Sangesbruder des königlichen Harfenschlägers, ein — Dichter sei.

Es trat ein kleiner bleich und kränklich aussehender Mann, dessen Augen rot umrändert, asketisch glanzlos schienen, zu mir

herein. Zu beiden Seiten des mit einem schmutzig vergriffenen Sammtkäppchen bedeckten Hauptes schlängelten sich „Peies“ die polnisch historischen, unausgekämmten langen Haarbüschel. Der seidene Talar, die sogenannte „Schubeze“ ließ kaum einen längst verloschenen Glanz vermuten, und die vor der Estrade abgelegten Pantoffel schienen allen Gräberstaub des Thales Josafat seit vielen Jahren auf ihr durchlöchertes Haupt gestreut zu haben. Herr Jakob Sapir aus Wilna redete mich nach einem stummen Handreichen, ohne alle Einleitung also an:

„Hier ist alles Staub. Nach der Zerstörung blüht es überall auf der Erde, aus den Ruinen wieder auf; hier aber grünt nichts und blüht nichts, und doch reift eine bitter schmeckende Frucht hier: der Schmerz, daß Jeruschalaim untergangen ist. Erwarte Dir keine Freude hier, nicht von den Menschen, nicht von den Bergen!“

Ich freue mich Dich kennen zu lernen; ich habe schon in Wien von Dir vernommen, daß Du durch die Ruinen der heiligen Stadt wandelst und die Lichter Deines Liedes leuchten lässest.

„Die Schatten, die Schatten! sage. Aber ich staune, daß man in der trefenen Stadt Wien von einem jüdischen, armen Sänger in Jeruschalaim redet. Es gibt ja keine Wunder mehr!“

Hast Du Deine Gedichte gesammelt?

„Sammelt man dürre Blätter? Ich schenke wenn ein Lied fertig ist, es meinen Freunden und so fliegt es weiter; oder ich verbrenne es, und manches geht verloren. Was darf Dauer haben, wenn Jeruschalaim zu Grunde gegangen ist.“

Bringe mir ein Lied.

„Wenn mirs Gott beschert.“

Schreibe ein Klagelied auf Zion, und zeige Dich würdig des Don Jehuda Halewi, des großen Dichters.

„Wer ist groß nach David dem Könige?“

Sapir kam als zehnjähriger Knabe aus Rußland nach Jerusalem, wo er seit dem Einvierteljahrhundert lebt; er ist Schriftführer der Gemeinde „Peruschim“ mit einem Gehalte von 1000 Piastern d. i. 100 fl. C.-Mze. Nach einigen Tagen brachte er

mir ein Gedicht, das diesen Blättern angefügt ist. Seine Schwester ist an einen Oesterreicher, Moses Baumgartner aus Kremsier in Mähren verheiratet, welcher der einzige Repräsentant des genannten österreichischen Kronlandes in der heiligen Stadt ist. Er trat eben auch, bleich und kränklich aussehend, mit seinem schönen, hellblonden, schwarzäugigen Knaben ein, um mich zu fragen, ob ihm sein Verwandter Herr E. B. aus Wien nichts sagen lasse? Dies schien wohl zu heißen, ob er ihm keine Unterstützung schicke. — Er lebt seit zwei Jahren arm in Jerusalem und gehört zu den Fanatikern. Er begegnete mir später noch oft ohne mich eines Grußes zu würdigen. Und zwar nach hier üblicher Anschauung mit Recht, denn ich hatte ihm kein Geld zu geben.

Ein hagerer Mann, mit unstättem Blicke und erschreckend semitischer Hast trat jetzt ein, und kündigte sich mir als Zeitungskorrespondenten aus der heiligen Stadt an. Herr M. S. ist aus einer kleinen Stadt in Mitteldeutschland gebürtig. Um seinen feinen Geschmack, oder seine Frömmigkeit zu beurkunden, steckte er sich in eine polnische Schubeze und ließ sich lange Schläfen-Haarbüschel wachsen. Nach talmudischen Studien hörte er medizinische Vorlesungen in München und Wien. In letzterer Stadt, wie er mir mittheilte, gab er sich vor zwanzig Jahren vergebens Mühe, für Ackerbautreibende in Palästina Simpatien und Unterstützung zu finden. Kaum hatte Ibrahim Paschas Gewaltherrschaft Ordnung und Gesetz einzuführen begonnen, mußte er wieder Sirien räumen, und so war für einen gesicherten Zustand im Lande weiter keine Hoffnung.

„Und warum,“ meinte mein Gast, „soll der Jude im Schweiße seines Angesichtes das Feld hier bebauen, wenn zur Zeit der Ernte der Beduine gewaltsam und straflos auf Kameelen einheimst, was er nicht gesäet, wo er nicht gepflügt hat? Aber auch die Rabbiner sind gegen den Ackerbau, wiewohl aus einem andern Grunde: sie fürchten, wenn Ackerbau getrieben würde, könnte

man von Europa her, statt Almosen zu schicken, auf den Gedanken kommen, Grund und Boden anzukaufen, wodurch ihnen, da sie nur fromm und nicht arbeitsam sein wollen, ein jetzt mühelos zufliegendes Geld entzogen würde. Aus gleichem Grunde sträubten sie sich, als von Sir Moses Montefiore eine Suppen-Anstalt gegründet werden sollte, mit der vertraulich unter einander gethanen Aeußerung: Da werden die Armen hinlaufen und essen, und wir werden weniger Geld bekommen. Und haben wir Schulen? In der heiligen Stadt gibt es keine! In einzelnen ekeln Stuben können Sie die „Chedorim" der verkommensten Gemeinden in Galizien und unwissende Lehrer finden. Und für diesen Ruin meiner eigenen Kinder muß ich armer Mann noch zahlen! Warum sorgen die Rabbiner nicht für Schulen, warum schießen die Wohlhabenden nicht Geld zusammen? In Jeruschalaim nicht einmal eine Talmud Thora! In Jeruschalaim! Schreit das nicht zu Gott?"

Ich freute mich solche Gesinnungen zu vernehmen, war ich ja gekommen, eine Lehranstalt daselbst zu begründen. „Warum" fragte ich meinen Gast, „unterrichten Sie aber Ihre Kinder nicht selbst?"

Ich bin zu hastig, zu zornig, ich kann nicht Lehrer meiner eigenen Kinder sein!

„Lehren Sie fremde Kinder. Nehmen Sie denn lieber Almosen, statt wie Sie könnten, Ihr Brot zu erwerben?"

Wenn sie von Chuze lorez — d. i. von Außen her — die Narren sind und Geld schicken, soll ich der Narr sein und es nicht nehmen? Jeruschalaim ist leider eine Oremiklot, die Zufluchtsstätte allen Pöbels und das Schreien der Armen ist ein ohnmächtig fruchtloses, und uns kann nur eine Revolution gegen die Rabbiner helfen. Aber jeder fürchtet bei der nächsten Geldvertheilung weniger zu bekommen, wenn er ein Wort redet, und so bleibt es beim alten Elend, bei der ewigen Not! Und was haben endlich die Herren — er nannte zwei glänzende, um die heilige Stadt hochverdiente Männer — hier gewirkt? Sie haben die Rabbiner, die Wohlhabenden eingeladen, und sich mit ihnen besprochen. Den Armen, statt sie zu hören, haben sie Geld

hingeworfen, wie Brotbissen den Hunden — die Rede des Mannes wurde immer heftiger — der Eine ist wie ein Abortus, und der Andere wie ein Hund von hier abgegangen.

Mir empörte sich das Herz und ich rief ihm zornig entgegen: „Jetzt sagen Sie mir aber, wie Sie mich nennen werden, wenn ich diese Stadt verlassen habe, wenn Sie Männer die so geistig, so edel, so aufopfernd, so großmütig sind, von Ihnen mit solchen Reden angespieen zu werden?"

Wir sind die Armen! Armut empört das Herz und Empörung ist rücksichtslos und undankbar Und doch ist hier — er rief es zähneknirschend — und doch ist hier Jeruschalaim! Jeruschalaim! hier ist Zion! hier ist Gott!

Ich hörte später, daß dieser Mann in Jerusalem, selbst unter den Frommen für exaltirt gehalten werde; übrigens ist er der Schwiegersohn des reichsten Oesterreichers in Jerusalem, des Herrn Zadok Levi aus Galizien, der in der heiligen Stadt drei Häuser besitzt und scherzweise der jerusalemitanische Rothschild genannt wird. Wir werden unserem Gaste noch in seltsamem Widerspruche mit sich selbst begegnen.

Er schied mit der Bitte: Alle zu hören und Niemandem zu glauben, auch ihm nicht.

Einen friedlicheren Eindruck machte ein vierter Besuch. Es kam ein Tischler Reb Jechiel aus Mogolnitz bei Warschau, der die zierlichst gearbeiteten Sachen aus Olivenholz vor mir zum Kaufe ausbreitete: Stöcke, Lineale, Büchsen, Becher, Briefbeschwerer u. d. gl. Auf allen diesen Gegenständen war in schöner hebräischer Quadratschrift die Jahreszahl und Jerusalem zu lesen.

Ich fragte ihn, warum er nicht auch mit lateinischen Lettern, als den allgemeinsten auf die Gegenstände schreibe, worauf er mir erklärte, daß die Engländer, welche zumeist die Käufer sind, ausdrücklich die hebräische Bezeichnung vorziehen.

Ich kam mit diesem gewerbefleißigen Manne später noch in Beziehung.

Klageort der Juden.

Witterung. — Salomonische Ueberreste. — Wehklage. — Ein Derwisch Jehovas. — Mokem kodesch. — Fanatische Ansprache.

Die Glut des Tages milderte sich. Mein Thermometer zeigte während eines vierzigtägigen Aufenthaltes von Ende Mai bis Anfang Juli zwischen 22 bis 32 Grad R. Zuweilen erhob sich der „Wind von Arabien" der Südostwind. Jenseit des todten Meeres gegen das arabische Gebirge zeigte sich dann die Luft dunkelglühend, die Sonne brach nicht helleuchtend durch, und es tauchte wie Rauch empor. Die Hitze war dann unerträglich. Nach 1 Uhr Mittags erhebt sich ein kühlender Nordhauch. Während des oben angedeuteten Zeitraumes sah ich nicht eine Wolke am weißlich blauen Himmel und bemerkte nur geringen Thau.

Ich ging mit einem Begleiter zu der noch emporragenden Mauer des Tempelplatzes nach dem Klageorte der Juden, wo sie namentlich am Freitag zum Abendgebet und zum Wehklagen über das untergegangene Heiligthum sich versammeln.

Die Juden sind im Besitze eines großherrlichen Fermans, der ihnen den Zutritt gegen eine sehr kleine Abgabe für alle Zeiten gestattet. Der Weg führte durch mehrere Straßen, bis wir in ein enges krummes Gäßchen einbiegend, an die Mauer gelangten. Diese ist 158 Fuß lang, 60 Fuß hoch und besteht aus 23 Steinschichten, deren unteren 9 Lagen aus Quadern, mitunter von 20 bis 30 Fuß Länge bei einer Dicke von 5 Fuß bestehen. Alle diese Blöcke sind geründert, und zwar so, daß, nach-

dem die ganze Oberfläche flach rauh gemeißelt, am Umfange derselben eine einen Zoll tiefe Kante geschliffen ist. Diese so bearbeiteten Steine lassen über einander gethan Fugenlinien zwischen sich und geben der Mauer das Ansehen einer getäfelten Wand, die in den höheren Lagen kleinere Steine eines späteren Baues zeigt. Einzelne hervorragende Quadern führten die moderne Forschung zur Ueberzeugung, daß sie die Ueberreste eines Bogens von jener Brücke sind, die vom Tempel zum Berge Zion führte. Es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß diese Mauer in ihren Fundamenten und den über der Erde befindlichen untern Lagen ein echtes altjüdisches Denkmal aus der Salomonischen Zeit nach dem Ausdrucke des Josephus Flavius „unbeweglich für alle Zeit“ ist. Dieser kiklopische Bau macht den gediegenen Eindruck, daß er nicht eher, als die Vesten der Erde selbst untergehen könne.

Schon ehe wir vor die Mauer traten, hörten wir ein heulendes Singen, heftige Schreie, herzerschütterndes Wehklagen, wie im Chore, aus dem die Worte emporweinten. „Wie lange noch o Gott?“

Es waren mehrere hundert Juden in türkischer und polnischer Tracht versammelt, die mit dem Antlitz gegen die Mauer gewendet sich neigend und beugend das Abendgebet verrichteten. Der Vorbeter, ein junger wüstleidenschaftlich und krankhaft aussehender Mann in polnischem Talare betete vor. Es waren die Worte des bekannten Minchagebetes aber in einer Weise, gedehnt, zerrissen, aufschreiend und wieder in sich versinkend, daß der durchtönende Gesang mehr ein rasendes Freiwerden gefesselter Naturlaute, das Stürzen eines tobenden Wasserfalles in einen finstern Abgrund schien. Weit abgesondert von den Männern standen an hundert Frauen, alle in langen weißen Gewändern, welche faltig die ganze Gestalt und das Haupt bedeckten. Weiße Tauben, die vom Fluge müde sich auf Ruinen niederließen. Wenn gemeinsame Gebetstellen zu sprechen waren, so fielen sie mit in die tobenden Männerchöre ein, breiteten die Arme hoch empor, so daß diese in den weiten Gewändern Flügel schienen, die sich in den offenen Himmel erheben wollen, und dann schlugen sie die Stirne an die Quadern der

Tempelmauer. Zuweilen, wenn der Vorbeter ermüdet war und still weinend sein Haupt an die Mauer lehnte, da war es eine Minute lang todtenstill.

Der Zufall stellte mich neben ihn und ich konnte die Wahrheit seines erschütterten Gemüthes bemerken: er sah mich flüchtig an und ohne sich im Gebete zu stören sagte er mir: „Mokem kodesch“ d. h. heiliger Ort und deutete auf meine Fußbekleidung.

Mein Begleiter hatte vergessen, mich aufmerksam zu machen, daß ich die Schuhe ablegen müsse. Ich that es denn und wurde in die Wirbel des in Schmerz und Klage tobenden Gottesdienstes hineingerissen.

Nach dem Gebete entfernte ich mich mit der Menge; da trat der heulende Derwisch Jehovas der Vorbeter Reb . . . . . . ein Russe, aus der Gemeinde Peruschim an mich heran und sprach mit heiserer Stimme:

„Du bist gekommen, um Neuerungen zu beginnen, seitdem die Zerstörung Jeruschalaims ist, darf hier nichts aufgebaut werden.“

Ihr sammelt doch Geld durch alle Welt um hier Synagogen zu bauen.

„Wir wollen keine Schkoles“ — scolas — erwiederte er, ohne auf eine Bemerkung Rücksicht zu nehmen. „Die Thora ist genug.“

Du verwirfst also den Talmud?

„Hier muß Alles beim Alten bleiben, bis Meschiach kommt, und wir warten weinend und klagend auf ihn.“

Eine schweigende Menge begleitete uns und hörte dem Gespräche zu, dem ich mit den Worten einen Abschluß gab: „Ich bin nicht gekommen, um die heilige Thora zu verletzen, wenn es Gott gefällig ist, werde ich, auch wenn es Deine Meinung nicht ist, das Werk glücklich begründen. Du aber bist nur Einer, ich will Alle hören.“

Du wirst Alle hören, schon Morgen!

Mit einer grüßenden Handbewegung entfernte ich mich, den Mann und die Menge hinter mir lassend.

Beim Pascha.

Aermlichkeit der Wohnung. — Kiamil Pascha. — Kaffe und Tschibuk. — Geselliger Anstand. — Brief des Freiherrn von Bruck. — Blick auf den Tempelplatz. — Erzherzog Ferdinand Max. — Jagdgeräte. — Bedenkliche Situation des Paschas.

Ich begab mich um die Mittagsstunde zum Consul, um von ihm dem Pascha von Jerusalem vorgestellt zu werden. Dieser war bereits in Kenntniß gesetzt, daß ich ihm ein Schreiben Sr. Exzellenz des Freiherrn von Bruck zu übergeben hatte. Uns voran schritten zwei Kawasse, bewaffnete mohammedanische Diener. Jeder führte einen hohen Stab, dessen oberes Ende mit einem großen silbernen Knopfe nach Art unserer Portierstöcke geziert war. Sie setzten die Stöcke klirrend auf die Steine vor sich hin und die Hand in einen kleinen Halbkreis nach Rechts schwingend erhoben sie dieselben, um sie wieder vor sich hinzusetzen. Alle Consule im Oriente bedienen sich solcher Liktoren.

Wiewohl schon in anderen Städten des Orients vielfach enttäuscht, wenn ich Pracht und Ueppigkeit erwartet hatte; war meine Verwunderung doch groß, als wir im Hause des Pascha, das auf dem Tempelplatze steht, anlangten. Wir stiegen zwei Steintreppen hinab, in einen unregelmäßigen, schmutzigen Hofraum, wo Soldaten, Gefangene und Sklaven, exotisch bunte, phantastische Gruppen bildeten. Von hier führte uns eine Treppe empor; wir traten in einen großen Saal. Die Gerichtsstube eines europäischen Landstädtchens ist ansehnlicher, sie zeigt doch auf einem Tische ein

Cruzifix und die Bibel, etwa das Bild eines Potentaten an der Wand. Hier sahen wir kahle, weißgetünchte Wände, denen entlang sich Divane mit schmutzigem Kotton bekleidet, hinzogen. Sonst war kein Einrichtungsstück zu sehen. Dieß der Audienzsaal eines Pascha. Se. Exzellenz kam uns freundlich entgegen, und führte uns in eine Ecke des Saales, die einen Erker bildet. Er lud den Consul neben sich zur Linken den Ehrenplatz der Türken, auf einem Divan zum Sitzen ein. Mir und dem Dragoman, einem jungen blonden Griechen, waren Sesseln ihm gegenüber angewiesen, während er selbst gekreuzter Beine sichs bequem machte.

Der Pascha war in Segeltuch gekleidet, nur die Weste von blaugrauer Seide und gestickt, der Hals von einem schwarzseidenen Tuche umgeben. Ein roter Fes deckte sein orientalisch schön geschnittenes Haupt. Ein schwarzer, weiß durchschimmerter Vollbart umgab einen sanften, freundlich lächelnden Mund; die Augen hatten einen blaugrauen Glanz.

Tschibuke mit kostbaren Bernsteinspitzen, deren Zwischenringe mit Edelsteinen besetzt waren und schwarzer ungezuckerter Kaffe in kleinen Porcellantäßchen, die in silbernen Bechern saßen, wurden uns mit ehrerbietiger Begrüßung von barfußen, sonst anständig gekleideten Sklaven gereicht.

Es wäre gegen den feinen Anstand, belehrte mich der Consul früher von Geschäften zu reden, ehevor man Kaffe und Tschibuk genommen hat. Nachdem beides geschehen war, überreichte ich dem Pascha den Brief des österreichischen Finanzministers, den er an Herz, Stirne und Mund legte, und dem Dolmetsch übergab. Dieser sich verneigend, erbrach ihn und weil er ihn in türkischer Sprache geschrieben fand, stellte er ihn dem Pascha wieder zurück. Er nahm den Brief und las mit einem sich immer mehr in seinem Antlitze spiegelnden Wohlgefallen, er war sichtlich sehr geschmeichelt und ließ mir durch den Dolmetsch sagen: „Ich bin bereit alle Deine Wünsche und Befehle zu erfüllen.“

Meiner hatte sich unterdessen eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt. Mir zur Rechten war ein hohes Erkerfenster, welches

den Einblick auf Räume gewährte, die mit Kuppeln, Bogen, Säulen, Nischen, Trümmern, Hallen und riesigen Zipressen bedeckt waren. Es war die Plattform des Berges Moria und der ewig heilige Platz, wo der Tempel Jehovas stand. Mich ergriff eine derartige Aufregung und Wehmut, daß ich dem Gespräche nur scheinbar Aufmerksamkeit schenkte. Der Consul, der dies bemerkte, fragte mich, was mir fehle? Ich sagte ihm die Ursache und ließ den Pascha fragen ob er gestattete, daß ich eine Weile hinabsähe.

„Sieh nur hinab, so lange Du Freude daran hast", war seine Antwort: „und wenn Du hinabgehen willst, so werden meine Bewaffneten Dich geleiten."

Ich stand von meinem Sitze auf, und schaute hinab auf die wunderbare Szene.

Momente gibt es, wo in der Seele Vergangenheit und Zukunft zusammenschmelzen, wo sie alles in der Zeit oder im Raume hintereinander sich Begebende gleich gegenwärtig sieht und wie im Traumwachen nur der scheinbaren Gesetzlosigkeit der Fantasie folgt. Die Seele schwebt in einem Meere von Empfindungen, in welchem große Gedanken aufgelöst, aber noch nicht zu klaren Kristallen angeschlossen sind. Wir fühlen uns von einer wehmütigen Freudigkeit, wie von einem Fliegen im Traume ergriffen und doch auch von einem Bangen. So schwebte mit Einemmale, was durch Menschenalter und Jahrtausende getrennt ist, an mir vorüber: ich sah einen Vater sich rüsten, den Sohn als Opfer zu schlachten, ich sah die Feuersäule durch die Wüste wandeln und den donnernden Berg brennen, ich hörte an dem Tempel Jehovas zimmern und den königlichen Sänger die Gottbegeisterte Harfe rühren. Zahlloses Volk wimmelte auf dem Tempelplatze und der hohe Priester im weißen Gewande brachte das Versöhnungsopfer dar. Ich sah Abfall und Verrat an Gott und schmachvolle Könige empörten sich und verzehrende Lohe schlug in Jehovas Zederngebälke! der Zorn des Herrn drohte und vernichtete furchtbar und er hat noch nicht abgelassen, Finsternisse und Drangsale auf sein erwähltes Volk zu wälzen.

Wenn es Abend wird in einer großartigen Gletscherwelt und die weißen Häupter in weich goldenem violetten Dufte glühen, verschwinden all' die verbindenden und weithin trennenden Schluchten, sie liegen in Nacht. Aus unsichtbaren Thälern klingen halbverwehte Glockentöne, die Seelen der bewegten Lüfte. Ein unnennbares Heimweh, eine wehmutvolle Musik der Gefühle ergreift uns und das wandelnde Licht und die es verfolgenden Dunkelheiten und all' die himmelan ragenden Gestalten, die ganze große langsam sich entwickelnde That eines glorreichen Sonnentodes brennt, klingt und verklärt sich in der trunkenen Seele des Wanderers und spiegelt sich in einer Thräne.

Ich wüßte mit keinem anderen Bilde der Empfindung des Lesers näher zu bringen, was an elegisch Großem und wehmutvoll Freudigem durch meine Seele ging.

Nur mit Gewalt riß ich mich von dem Anblicke des ruinenhaft Erhabenen los, das unter meinen Blicken lag, denn ich fürchtete durch allzulanges Weilen am Fenster den Anstand zu verletzen.

Der Pascha fragte angelegentlich um das Befinden des Erzherzogs Ferdinand Max, der sich durch seine, einen andern Prinzen, der vor ihm den Orient bereiste, weit überbietende Großmut und Liebenswürdigkeit der Sitten viele Herzen gewonnen hat. Der Pascha ließ, um es mir zu zeigen, ein Jagdgeräte bringen, welches ein Meisterwerk belgischer Waffenarbeit ihm vom Herzog von Brabant als Gegengeschenk für drei arabische Pferde kurz zuvor zugesendet worden war. Dem österreichischen Consul wurde der Auftrag, das prächtige Geräte dem Pascha zu übergeben.

Er reichte jetzt diesem vertraulich die Hand und ließ mir seine Worte dolmetschen: „Das ist mein Bruder und seine Frau meine Schwester."

Nach einer Stunde freundlichsten Gespräches schickten wir uns zum Fortgehen an. Der Pascha reichte mir die Hand und ließ mir wiederholt seine Dienste anbieten. Dann schritt er, um uns das ehrenvollste Geleite zu geben, voran. Wir folgten ihm bis zur Treppe, hier empfahl er sich auf die herzlichste Weise und wir stiegen wieder die Treppe hinab, durch den Hof, wo etwa zwölf

Diener Spalier bildeten, unter welche der Consul Silber vertheilen ließ.

Kiamil Pascha ist unverheiratet, er besitzt auch keine Sklavinnen; doch hieß es, daß er einer von fast allen orientalischen Dichtern besungenen Leidenschaft huldige und man nannte einen Epigonen des Alkibiades seine Geliebte.

Er ist wohlwollend, allem Fanatismus fern und besonders Oesterreich zugethan, seitdem das Großkreuz eines seiner Orden die Brust des Pascha deckt. Er befand sich aber wegen des Aufstandes in Naplus, der im April 1856 so unheilvoll zu werden drohte in großer Verlegenheit, indem er beschuldigt war, 300,000 Pstr. bei dieser Angelegenheit — empfangen zu haben. Der österreichische und der französische Consul suchten ihn zu halten, „denn kommt ein neuer Pascha, so nimmt er auch Geschenke an, und wir wissen nicht, ob er uns eben so wohlwollend und fast christenfreundlich wie dieser sein wird.“

Die Zionssynagoge.

Vier Synagogen. — Die heilige Lade. — Ehrenbezeigungen. — Verkaufte Thora. — Das Gebet der Frauen. — Ein Bräutigam. — Blumen und Früchte.

Um sechs Uhr Morgens am ersten Sabbat, den ich in Jerusalem erlebte, besuchte ich die Zionssynagoge, welche einer Ueberlieferung zu Folge zur Zeit der Zerstörung Jerusalems das „Midrasch“ Lehrhaus des Rabbi Jochannan ben Sakai war. Dieser Umstand war für mich von einem besonders beziehungsreichen Interesse. Die Synagoge ist ein Eigenthum der sephardischen Gemeinde und besteht aus vier Synagogen, die zusammengebaut ein ziemlich umfangreiches Gebäude darstellen. Eine steinerne Treppe in die erste Synagoge hinabsteigend, gelangt man durch sie in die anderen drei.

Das alte Gebäude befand sich in einem sehr baufälligen Zustande. Die Localbehörden erlaubten keine Ausbesserung, bis es unter Ibrahim Pascha neu aufgeführt wurde. Man fand bei dieser Gelegenheit eine Steintafel die das Alter des Gebäudes auf 460 Jahre angab; wahrscheinlich war es auf dem Grunde der früheren Synagoge nur wieder hergestellt. Die Hallen sind hoch, luftig und hell, die Einrichtung ist prunklos, aber anständig.

Mir wurde der Ehrenplatz auf dem Almemer angewiesen; wie ich überhaupt mit allen synagogalen Ehren ausgezeichnet, und in jeder der vier Synagogen zu irgend einer frommen Funktion

während des einen Gottesdienstes eingeholt wurde. Die Thorarollen in der Lade werden, ich sah es so in allen Synagogen des Orientes — in einem hölzernen runden Gehäuse, das mit Silber oder Kupfer beschlagen, oder künstlich ausgelegt ist, verwahrt. Wenn man die meist gemalte Thüre der heiligen Lade aufgemacht hat, ist ein seidener mit Inschriften in Gold oder Silber versehener Vorhang wegzuschieben; dann erblickt man die Thorarolle, aus der heute vorgelesen werden soll, in dem offenen Gehäuse, das man nicht ohne eine kleine Anstrengung heraufhebt, und durch die Synagoge trägt. Der Diener zeigt fortgesetzt voranschreitend mit der silbernen Jad die Stelle an der die heutige Lesung beginnt. Die über die Thora herausragenden Rollen sind mit „Ezchajim", Lebensbäumen, die meist in Silber getriebene Granatäpfel darstellen, geschmückt.

Als ich ein solches Paar für den neuen Tempel in Wien kaufen wollte, wurde mir dieß nur darum gestattet, weil ich selbst eine Thorarolle in die heilge Stadt gebracht hatte. Das Ausführen einer Thorarolle, oder eines heiligen Gerätes ist nicht erlaubt. Großes Aufsehen erregte daher der Verkauf einer Thora durch den Rabbi E. an die Prinzessin von Holland. Um den Sturm gegen den Mann zu beschwören, richtete der Consul ein Schreiben an den Obersthofmeister der Dame, um die Thora zurückzuerhalten, welches jedoch ohne Erfolg blieb.

Bei der „Hagbaha", dem Emporheben und Vorzeigen der Thora, erheben sich, wie auch bei uns alle von ihren Sitzen; die Frauen aber, die hinter vergitterten hölzernen Gallerien sitzen, gewähren einen eigenthümlichen Anblick: sie breiten ihre Arme gegen die Thora wiederholt aus und werfen ihr mit inbrünstiger Andacht, die Hände an die Lippen führend, Küsse zu. Es ist dies der fast einzige thätige Antheil — da nur sehr wenige lesen können — den die sepharedischen Frauen an dem Gottesdienste nehmen.

Während des Vortrages der Thora hatte eine eigenthümliche Zeremonie statt. Unter einem Baldachine saß mitten in der Synagoge ein etwa fünfzehnjähriger Knabe, der vor acht Tagen Ehemann, und heute von seinen zwei „Unterführern" die neben ihm

faßen, zur Thora begleitet wurde. Nach dem Vorlesen des Abschnittes hörte er andächtig noch die für ihn besonders gelesene Stelle an: „Und Abraham war alt" bis „du sollst nehmen ein Weib für meinen Sohn." Der Synagogendiener besprengte unterdeß alle Andächtigen mit Rosenwasser, über das der Vorbeter einen Segenspruch sang.

Eine schöne Sitte ist es, daß die Söhne, wenn ihr Vater zur Thora gerufen wird, aufstehen und stehend die Vorlesung anhören; eben so erhebt sich die ganze Gemeinde, wenn ein Rabbiner emportritt. Mir wiederfuhr dieselbe Ehre.

Beim Austritt aus der Synagoge reicht der Diener jedem Andächtigen einen Blumenstrauß, oder eine Frucht hin, deren Duft unter Segensprüchen eingeathmet wird.

Zwischenfälle.

Unterbrochene Thoravorlesung. — Der Chacham Baschi terrorisirt. — Erbetene Versammlung. — Absage. — Ein Bannstral.

Nach dem Gottesdienste besuchte ich die Vorsteher der aschkenasischen Gemeinden und wurde von allen höflich, von einigen mit einem gewissen Rückhalt empfangen. In drei kleinen Synagogen wurde heute, wie ich später erfuhr, das Vorlesen der Thora unterbrochen, und Beratung gepflogen, wie man dem herannahenden Unheil einer Lehranstalt begegnen könne? Manche Bemerkung in meinem „Kol mebasser“ das ich allen Rabbinern zugeschickt hatte wurde mit Absicht, oder wirklich mißverstanden, und so suchten sie die Stimmung gegen die zu begründende Anstalt durch meine „Verkündende Stimme“ noch zu verstärken.

Als ich gegen Abend den Chacham Baschi besuchte, erzählte er mir, es sei eine Anzahl Personen bei ihm gewesen, um ihn zu schelten. Als er ihnen ihre frechen Aeußerungen verbot und seine Würde entgegenhielt, äußerten sie: „Wenn die Thora in Gefahr ist, gilt das Ansehen des Rabbiners nichts.“ Sie drohten, ihn mit dem Banne zu belegen, den er Kraft seines hohen Amtes auf sie zurückzuschleudern entschlossen sei. „Wir Sepharedim“, schloß er seine Mittheilung, „halten Deine Anstalt für gut und dem Religionsgesetze nicht entgegen. Ein Mann aus Wien hat gegen die Anstalt den Aschkenasim geschrieben, und dabei Dinge vorgebracht

von der Familie der Stifterin. Er hat auch gegen Dich Soldaten geworben, ehe Du gekommen bist. Du aber wirst nicht zu Schanden werden und von Deinen Feinden wird es heißen: „Jemachschemom."

Ich wünsche nur eine Versammlung der Rabbiner, um ihnen den Gegenstand vorzutragen und ihre Meinungen zu hören; ich werde gerne ihrer Belehrung mich fügen, wolle in Gnaden sie in die „Auda" den Versammlungsort der Gemeinde für morgen einladen.

„Lade Du sie ein, die Versammlung kann ohne mich stattfinden, da Du meiner Zustimmung der Gemeinde doch sicher bist."

Mir schien in dieser Antwort ein sich Zurückziehenwollen zu liegen, und ich erwiederte, wie gerade deswegen seine Anwesenheit nötig sei, indem er durch das Ansehen seiner hohen Person, wie durch das Aussprechen seiner gut heißenden Meinung auf die Anderen wirken werde. Er erlaubte mir hierauf in seinem Namen die Rabbiner für den morgigen Tag in seinen Divan zu laden.

Ich wohnte dem Abendgebete in der Privatsynagoge des Rabbi Josef Schwarz bei, desselben, der durch sein Werk „Palästina" die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf sich gezogen hat und richtete eine hebräische Einladung an die Rabbiner, von welcher der Synagogendiener mehrere Abschriften an die einzelnen Personen besorgte.

Am folgenden Tage kam vom Chacham Baschi eine schriftliche Absage, die Chachamim seien vom Lernen während der heutigen Nachtwache müde, sie schlafen, die Versammlung könnte auch besser morgen oder übermorgen abgehalten werden.

Ich glaubte in dieser Absage wieder ein sich Zurückziehen bemerken zu müssen, und verfügte mich sogleich zum Chacham Baschi. Wieder waren Männer bei ihm gewesen, die großes Bedenken geäußert hätten. Der Vater der Stifterin habe in Wien einen Gottes-

dienst mit Musik im neuen Tempel eingeführt, der Gatte, die Kinder der Stifterin seien zum christlichen Glauben übergetreten. All dieß habe ein Mann aus Wien hieher berichtet. Es könnte noch ein größeres Zerwürfniß unter den Sepharedim und Aschkenasim, das zu seinem tiefen Schmerze bestehe — entstehen, auch er würde in Europa verläumdet werden. Die Aschkenasim wollen eine Schrift aufsetzen und ihre Bedenken gegen die Anstalt in derselben niederlegen. Ich möchte nicht drängen; mit der Zeit gehe Alles. Die Versammlung werde er auf morgen oder übermorgen selbst einberufen.

Nach einigen Stunden sandte mir der Chacham Baschi eine Schrift an den k. k. österreichischen Consul in welcher er meldete, daß er den österreichischen Unterthan U . . der ihn, das religiöse Oberhaupt von Jerusalem freventlich geschmäht habe, mit dem Banne belegen wolle.

Um diese Meldung zu begreifen, ist es nötig zu erklären, daß der Bann in Jerusalem für den Mann auf dem er liegt, von sehr bedenklichen Folgen begleitet ist. Kein Jude darf dem mit dem Banne Belasteten Lebensmittel verkaufen und keiner, wenn er Kaufmann ist, ihm Waaren abkaufen. Jede Gemeinschaft wird abgebrochen; er kann die Synagoge nicht besuchen, Weib und Kinder entfernen sich von ihm, seine bloße Berührung macht unrein. Weil nun zuweilen wegen gerinfügiger Ursachen der Bann ausgesprochen und der Bannbelegte auch der politischen Rechte beraubt wurde, so behielten sichs die Consuln vor, daß wenn der Bann einen ihren Regierungen unterthänigen Mann träfe, ihnen die Meldung hiervon gemacht werden müsse, um die Zustimmung zu geben.

Ich verfügte mich sogleich zum Chacham Baschi, um ihn zu bitten, das zu thun, was ihm seines Amtes scheine; doch möchte er die weltliche Macht nicht aufrufen, um religiöse Angelegenheiten zu ordnen. Er ließ sich beruhigen und ich hatte zu meiner

persönlichen Befriedigung den gezückten Blitzstral von dem Haupte meines Feindes abgelenkt.

Am folgenden Tage, den 2. Juni wurde ich, was ich wenigstens nicht so bald, wenn überhaupt noch erwartet hatte, durch ein Rundschreiben des Chacham Baschi zu der erbetenen Versammlung um 12 Uhr Mittags eingeladen. Er selbst, umgeben von seinen Chachamim, erwies mir vor denselben noch einmal die Ehre seines Besuches und versicherte mich seiner besten Gesinnungen, für mich und mein Vorhaben.

Die jüdischen Gemeinden.

Sepharedim. — Aschkenasim. — Peruschim. — Chassidim Wolhinier. — Chassidim Oesterreicher. — Chassidim Chabat. — Warschauer. — Ansche Hod.

Um einen klaren Einblick in die religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Zustände der Juden in Jerusalem zu gewähren, und zu zeigen, wie sie sich zu der mir gestellten Aufgabe verhielten, erscheint es vor Allem nötig, die in den voran gehenden Blättern wiederholt gebrauchten Namen: Sepharedim, Aschkenasim, Peruschim, Chassidim näher zu erklären, die Gemeindegliederung wenigstens im Umriß zu zeichnen, statistische und gesellschaftliche Zustände zu schildern.

Die Gesammtzahl der Juden in der heiligen Stadt ist nach amtlicher Erhebung 5,700 Seelen; sie stellt somit den dritten Theil der Gesammtbevölkerung dar, welche 18,000 Seelen umfaßt, und überragt die christliche um das Doppelte. Jerusalem zählt 3000 Christen, darunter 1000 Lateiner und 2000 Griechen und Armenier. Von den Juden sind 1700 österreichische Unterthanen und in Schutz Genommene, während Oesterreich nur 100 christliche Unterthanen, alle Secten zusammengenommen, in der heiligen Stadt zählt. Der Titel: Sr. apostolischen Majestät „König von Jerusalem" ist denn in dieser Rücksicht eben so gerechtfertigt, wie in jeder andern historisch-diplomatarischen.

Die Juden unterscheiden sich in sepharedische und aschkenasische.

Sepharedim.

Die spanisch-portugiesischen Juden, Sepharedim, werden jene genannt, die bei der Vertreibung der Juden aus Spanien unter Isabelle II. von dorther in alle Welt auswanderten. Die Sepharedim in Jerusalem stammen wieder aus den türkischen Provinzen, aus Egypten, Tunis, Tripolis, Marokko, Algier, Indien, Persien u. s. w. und bedienen sich des spanischen Idioms.

Sie bilden die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der jüdischen Bevölkerung, 4000 Seelen und die Großgemeinde von Jerusalem.

An ihrer Spitze steht der von den „Chachamim" d. i. Rabbinern gewählte Chacham Baschi, den die türkische Regierung bestättigt. Dieser entscheidet mit seiner „B:sdin" in allen religiösen Dingen. Für weltliche meist ökonomische Angelegenheiten wählen wieder die Chachamim — die Gemeindemitglieder haben durchaus keine Stimme — drei „Pakidim" Vorsteher; unter diesen stehen drei andere. Alle Pakidim werden in Rechnungssachen wieder von drei „Maschkichim" kontrollirt; diese wählt der Chacham Baschi aus seinem Rabbinerkollegium. Es ist somit eine Art von Gemeindevertretung hergestellt, die aber der Gemeinde selbst keinerlei Rechenschaft zu geben schuldig und von ihr nicht gewählt ist. So kommt es, daß die meisten „Balebatim" Familienhäupter mit dem Gebahren der Chachamim, deren an 100 sind und sich nur mit dem Erlernen des Talmuds ohne fortbildende Forschung beschäftigen, unzufrieden sind. Vorzüglich sind es aber die Arbeiter und die „Moghrebim", Juden aus Tunis, Marokko und Algier, welche mit der ökonomischen Verwaltung und mit der Vertheilung der Gelder durch die Chachamim nicht einverstanden sind, und sich in neuerer Zeit von der Großgemeinde loszutrennen streben, um die aus ihrer Heimat fließenden Almosen gerechter unter sich zu vertheilen. Es droht hier dasselbe Unheil, welches wie wir sehen werden, unter die Aschkenasim durch Zersplitterung in viele Gemeinden herein gebrochen ist.

Die Gemeinde besitzt die vier in diesen Blättern bereits ge-

schilderten Synagogen, sechs Häuser, von denen eins in Jaffa, und mehrere unbebaute Plätze.

Fromme Stiftungen „Jeschibot“ bestehen 36, die meist von Ausländern mit einem gewissen Kapitale gegründet sind, und deren Zinsen jene Chachamim erhalten, die zum Andenken der Stifter Talmud studiren und beten.

Mancher Chacham hat deren mehrere, die meisten keine. Die Jeschiba „Perera“ ist mit 16,386 Piastern fundirt, die geringsten nur mit 1000 Piastern.

Ein eigentliches Gemeindevermögen besteht nicht; eine Steuer wird nicht erhoben. Neue Ansiedler müssen sich einkaufen und zwar mit so viel Kapital, als sie in einem Jahre Einkünfte haben. Wenn sie sterben, nimmt die Gemeinde den Nachlaß ohne Rücksicht auf Erben im Auslande, was aber jedesmal durch freiwilliges Uebereinkommen festgestellt wird.

Den Pakidim liegt die Pflicht ob, bei jedem Sterbenden zu erscheinen; sie siegeln den Nachlaß, bringen ihn in die „Auda“, den Versammlungsort der Gemeinde, wo er zu Gunsten der Gemeinde an dem Meistbietenden gegeben wird. Die Witwen, die zahlreich einwandern und ohne Erben sind, nehmen Chachamim als solche an, um nach ihrem Tode Jemanden zu haben, der „Kadisch“ das Gebet zum Gedächtnisse an die Todten für sie sagt, und eine Kerze am wiederkehrenden Todestage für sie anzündet. Bei ihrer Einwanderung müssen sie sich ebenfalls mit der Gemeinde abfinden.

Die Gemeinde sendet ferner Boten, um Almosen zu sammeln, mit Ausnahme von Rußland und Polen, in alle Welt, zumeist nach Afrika.

Zu diesen von außen zufließenden Einkünften kommen der Gemeinde durch das ihr allein zustehende Recht, Grabstätten zu verkaufen, jährlich an 20,000 Piaster zu und andere 20,000 Piaster durch ihr Privilegium der Fleischausschrotung.

Alle diese Beiträge reichen aber nicht aus, auch nur die Zinsen der Schuld zu zahlen, die seit Menschenaltern auf der Gemeinde la-

stet und immer größer anwächst, zumal noch viele direkte Auslagen hinzukommen.

Die Gemeinde schuldet:

Ein direktes Kapital, das zurückgezahlt werden muß	12,000	Dukaten.
Zinsen für Kapitale, die ihr von Einwanderern geschenkt wurden, und so lange diese leben, bezogen werden	8,000	„
Die Zinsen von Legaten für die „Jeschibot“	10,000	„
Eine Gesammtschuld also von . . .	30,000	Dukaten.

Direkte Auslagen hat die Gemeinde:

An das Dorf Siluan auf der Höhe des Josafatthales für Ueberwachung, vielmehr für Nichtbeschädigung des Begräbnißplatzes .	10,000	Piaster.
Geschenke an vornehme Türken, vorzüglich für den freien Zutritt zur Tempel-Westwand	30,000	„
An die Bewohner von Bethlehem für den Zutritt zum Grabmale Rachels . . .	5,000	„
Für die Talmud Thoraschule	20,000	„
Gehalt des Chacham Baschi	5,000	„
Gehalt des Kanzlers und der Diener . .	5,000	„
Unterstützung an Arme, Witwen und Waisen	30,000	„
	105,000	Piaster.

Die Gemeinde nimmt ein nach dem Maßstabe des vorigen Jahres:

Von Todten, Grabsteinen, Heiraten, Waareneinfuhr, Weinabgabe, Fleischertragniß . . .	500,000	Piaster.
Spenden von Amsterdam	80,000	„
„ aus der Türkei und Sammlungen in verschiedenen Ländern variren; doch ergiebt sich in guten Jahren		
eine Gesammteinnahme von	1,000,000	Piaster.

Die Kopfsteuer wurde während des orientalischen Krieges nicht bezahlt; man war aber einer neuen Steuerausschreibung gewärtig, hoffte jedoch, durch den Hat Humajum wenigstens die Geschenke an die Efendis einziehen zu können. Ein beklagenswerthes Ersparniß für die Gemeinde von 20,000 Piastern ergibt sich seit mehreren Jahren dadurch, daß sie die Talmud Thora aufgelöst, und um die laufenden Zinsen zu zahlen, das Stiftungshaus an die Familie Rothschild zur Einführung des Spitals um 96,000 Piaster verkauft hat.

Was thaten aber die Chachamim und Vorsteher mit dem Kapitale? Haben sie es zum Theil verwendet, um rückständige Zinsen zu bezahlen und zum Theile als Gründungskapital für den Fortbestand der Lehranstalt zurückgelegt? Keines von Beiden. Sie theilten das Geld, nach echt türkischer Landesanschauung einfach unter sich und sonst Wohlhabende auf den Grund hin, daß es ihre Voreltern gewesen sind, die das Geld zum Ankaufe des Hauses zusammen gethan haben.

So unglaublich eine solche Thatsache klingt, wird sie noch durch eine zweite überboten, daß die den Juden heiligste Stadt der Erde bei meiner Ankunft einer Lehranstalt ermangelte, welche die kleinste und ärmste Gemeinde Europa's nicht zu besitzen sich schämen würde.

Aschkenasim.

Die Aschkenasim stammen nur in geringer Anzahl aus Deutschland, d. i. aus Aschkenes und Holland; die meisten aus Rußland, Galizien, Ungarn, Böhmen, Mähren. Sie rechtfertigen insofern allesammt die Bezeichnung: Deutsche, als sie deren Sprache verstehen, und wenn auch in einem wunderlichen Dialekte und mit seltsamer Betonung, sprechen. Wohl auch verleiht ihnen ihre Uneinigkeit den Anspruch auf deutschen Charakter; denn seit etwa 30 Jahren haben sie sich von den sepharedischen Glaubensgenossen, mit denen sie bis dahin eine Gemeinde bildeten, getrennt, und sich in sechs verschiedene, sich leidenschaftlich anfeindende Gemeinden gesondert. Die Zahl der Aschkenasim in der heiligen Stadt ist 1700. Wir werden sie nach ihren Gemeinden hier aufführen.

Peruschim.

„Porisch“ d. h. abgesondert; sondern sich die Mitglieder dieser Gemeinde, 850 an Zahl, von den übrigen Glaubensgenossen stolz ab; sie werden auch Pharisäer genannt.

Fanatisch, bigot, intolerant, streitsüchtig und in Wahrheit nicht religiös, ist ihnen der Schein und die Beobachtung der Zeremonialgesetze Alles, die Moral wenig, die Sitte nichts. Und so liefern sie, wie wir später nachweisen werden, das bei Weitem größte Kontingent zu den von der Missionsgesellschaft zum Christenthume hinüber Bezahlten.

Sie nennen sich Schüler des Rabbi Elja Gaon, der vor einem halben Jahrhunderte in Wilna lebte. Ihr Hauptsitz war früher in Zafet, erst seit dem Erdbeben im Jahre 1837, flüchteten sie sich, wenige zurücklassend, nach Jerusalem.

Sie haben kein geistliches Oberhaupt. An ihrer Spitze als Vorsteher steht Rabbi Schaje Bordaki aus Minsk in Rußland. Alle sind in Rußland geboren, und als dieser Staat sie vor mehreren Jahren zur Rückkehr aufforderte, und sie nicht dem Rufe folgen wollten, gab er sie preis. Sie begaben sich theils unter englischen, in der größeren Zahl aber unter österreichischen Schutz. Der Sitz ihrer Verwaltung ist in Wilna, woher sie jährlich bei 15,000 Rubel, das sind 300,000 Piaster, zu denen von anderen Ländern noch bei 80,000 kommen; zusammen 380,000 Piaster als Unterstützung erhalten.

Da sie von Oesterreich nur in Schutz genommen, keineswegs seine Unterthanen sind, so muß es, wie mir der k. k. Consul bestättigte, auffallen, daß von Wien her mit Umgehung der wirklichen österreichischen Unterthanen, der Gemeinde Peruschim Almosengeld zugewendet wird, welches von Oesterreichern ihren österreichischen Glaubensgenossen in guter Meinung zugedacht ist. Nur der ehrwürdige Rabbiner in Wien und in Eisenstadt sendet Geld an die österreichische Gemeinde durch das k. k. Consulat.

Die Peruschim stehen mit Ungarn durch den Rabbiner in Preßburg, mit Deutschland durch den Rabbiner in Altona, mit

Preußen durch den Rabbiner in Königsberg, mit Bayern durch den Rabbiner in Würzburg, mit Holland durch ein Handlungshaus Leeren in Amsterdam in Verbindung.

Chassidim Wolhinier.

Die Mitglieder dieser Gemeinde stammen aus Wolhinien, aus der Moldau, aus Bessarabien; sie sind in Zafet und Tiberias ansässig und erst seit 12 bis 16 Jahren auch in Jerusalem als Gemeinde angesiedelt.

Der Sitz ihrer Verwaltung, welche diese Gemeinden der drei heiligen Städte leitet, ist in Berditschew und Sardagura, in der Bukowina, wo auch der Sitz ihres geistlichen Oberhauptes. Als Vorsteher fungirt in Jerusalem Herr Nissim Back. Sie sind ihrer religiösen Anschauung nach den Peruschim verwandt, nur hängen sie dem sepharedischen Ritus an, während die Letzteren dem aschkenasischen huldigen. Weniger fanatisch als die Peruschim, leben sie in größerer Sittenreinheit. Das Studium des Talmud ist nicht Hauptsache, ihnen steht ein ideales Denken höher, das sie zum Kabalismus führt.

Sie erhalten jährlich 5000 Rubel, 100,000 Piaster, aus ihrer Heimat, 50,000 aus anderen Ländern; zusammen 150,000 Piaster.

Chassidim Oesterreicher.

Diese stammen aus Galizien und Krakau und haben sich wegen Geldstreitigkeiten vor sechs Jahren von dem Chassidim Wolhinier, mit denen sie der Gesinnung nach so ziemlich übereinstimmen, losgelöst. Sie bilden seitdem eine eigene Gemeinde, die nur 150 Seelen zählt. Ihrer eine kleine Anzahl lebt auch in Zafet und in Tiberias; der Sitz ihrer Verwaltung ist Lemberg, als Vorsteher fungirt in Jerusalem . Herr Rabbi Mosche Schmelke Horwitz.

Sie erhalten aus Galizien 7000 fl., 80,000 Piaster, aus anderen Ländern an 6000; zusammen 86,000 Piaster.

Chassidim Chabat.

Wenn man die Mittellaute des Wortes Chbt, wie es mit Weglassung der Selbstlaute geschrieben wird, — **Chochme** (Weisheit), **Bine** (Vernunft), **Deie** (Erkenntniß) — neben einander stellt, **C, B, D,** geben sie das Wort „Chabat". Diese Gemeinde ist eigentlich in Chebron seßhaft, wo ihre Mitglieder die einzigen Aschkenasim sind. In Jersalem besteht nur ein Filiale von 40 bis 50 Seelen, unter einem Lokalvorsteher Herrn Salamon Epstein. Der Vorsteher der Gesammtheit ist Rabbi Schimon Menasche, der zu Chebron wohnt. Der Sitz des geistlichen Oberhauptes der Chabat, das zugleich die Verwaltung leitet, ist Libawiz in Rußland. Die Anschauungen und Sitten der Chabat neigen zu den Peruschim.

Haupt- und Filialgemeinde beziehen aus Rußland 2000 Rubel, 40,000 Piaster, aus anderen Ländern 5000; zusammen 45,000 Piaster.

Warschauer.

Diese Gemeinde ist aus Peruschim und Chassidim zusammengesetzt, deren einige den aschkenasischen, andere den sepharedischen Ritus beobachten; der Seelenzahl nach sind sie 150. Auch sie haben sich wegen Geldstreitigkeiten erst vor 8 Jahren als eigene Gemeinde konstituirt. Sie stehen theils unter englischem, theils preußischem und österreichischem Schutze. Ihre Vorsteher sind Rabbi Juda Elia Deiches und Herr Mordachai Maier Robinson.

Sie erhalten aus Polen 4,500 Rubel, 90,000 Piaster, aus anderen Ländern 5000; zusammen 95,000 Piaster.

Ansche Hod.

Die Anfangsbuchstaben dieses Namens A und H bedeuten abgekürzt: Aschkenes: Deutschland und Hod: Holland, also Männer, die aus diesen beiden Ländern hierher kamen. Ihrer sind nur 60 an der Zahl und bilden erst seit etwa 6—7 Jahren eine eigene Gemeinde. Ihre deutsche Abkunft ist kaum bemerkbar; sie tragen orientalische, oder polnische Tracht, lange Schläfenhaare;

die Peruschim, mit denen sie sich verschwägern, sind ihnen Vorbild. Als Vorsteher fungiren Rabbi Josef Schwarz und Herr Juda Leb Goldschmied.

Sie beziehen aus Amsterdam 60,000, aus anderen Ländern 2000; zusammen 62,000 Piaster.

Die Gesammtsumme der jährlich nach Jerusalem fließenden Almosen kann, da Privatsendungen nicht immer bekannt werden, ohne Uebertreibung auf achtmalhundertachtzehntausend Piaster angenommen werden.

Ein geistliches Oberhaupt haben die Aschkenasim in Jerusalem nicht; doch besteht in der Gemeinde der Peruschim und Warschauer ein „Besdin“. Die Vorsteher werden nicht von ihren Gemeinden, sondern von Europa her gewählt. Die Versammlungen derselben finden ohne Zuziehung von Vertrauensmännern statt.

Synagoge des Rabbi Jehudah Hachaßid.

Churba. — Nachmaindes. — Bestrittenes Eigentum. — Brand. — Die Aschkenasim fliehen. — Rückkehr nach der Pest in Zafet. — Baukosten. — Grundsteinlegung.

Die Aschkenasim besitzen nur eine Synagoge in Jerusalem, die sogenannte Churba. Als Nachmaindes im 13. Jahrhunderte nach Jerusalem kam, kaufte er „ein schönes aber zerstörtes Gebäude mit marmornen Säulen und prächtiger Kuppel", das, eigentlich aus mehreren Gebäuden bestehend, einen großen klosterartigen Hof bildete. Er verwandelte einen Theil desselben in eine Synagoge; der übrige schönere, jetzt noch bestehende Theil des Gebäudes wurde den Juden später entrissen und in eine Rosinenmühle umgewandelt.

In dieser Synagoge beteten Sepharedim und Aschkenasim vereint, bis die ersteren die in Schutt liegende Zionssynagoge wieder herstellten.

Der Besitz wurde später den Aschkenasim von den Mohammedanern wieder streitig gemacht. Trotz vorgezeigter Dokumente über das rechtmäßige Eigenthum bestättigte ihnen der Kadi erst nach Empfang von 260 Dukaten, daß die Synagoge seit Jahrhunderten ihr Eigenthum sei. Nichtsdestoweniger wurden ihnen einzelne Theile des Gebäudes entrissen, und zu entwürdigenden Zwecken verwendet. Zu Ende des 17. Jahrhunderts kam der Rabbi Jehudah Hachaßid aus Polen nach Jerusalem, und wurde daselbst wegen seiner trefflichen Eigenschaften zum Vorsteher der Aschkenasim gewählt. Er vergrößerte die Synagoge, schmückte sie

reich aus, und man ertheilte ihr zum Andenken an das fromme Oberhaupt den Namen: Synogoge des Rabbi Jehudah Hachaßid. Die Aschkenasim gerieten später durch Pest und Bedrückung der Mohammedaner in solche Armut, daß der glänzende Erfolg einer zu Anfang des 18. Jahrhunderts unternommenen Pilgerreise ihres Vorstehers Rabbi Moscheh Hakohen durch ganz Europa, 25,000 Stück Dukaten nicht ausreichten, die Schuldenlast der Gemeinde zu tilgen. Im Jahre 1721 überfielen die unbefriedigsten Gläubiger die Synagoge, gaben sie den Flammen preis und vertrieben die Aschkenasim, die nach Zefat, nach Chebron und in alle Welt flüchteten.

Die Mauern und Wölbungen der Synagoge füllten sich allmälig mit Schutt, daß sie kaum aus demselben hervorragten. Erst im Jahre 1812 als die Pest in Zefat ausbrach, wagten sich an 20 Aschkenasim verkleidet wieder nach Jerusalem.

Ein vier Jahre später in Konstantinopel erwirkter Ferman stellte sie schuldenfrei dadurch, daß die Mohammedaner keinen Anspruch mehr auf die verjährte Schuld der Vorfahren der Aschkenasim erheben durften. Zugleich wurde ihnen gestattet, ein Lehrhaus, ein Midrasch mit einer Betstube einzurichten. Ein späterer Ferman Mehmed Ali's in Egypten gab den Aschkenasim im Jahre 1836 auch ihr Eigenthum, die Synagoge zurück, die bald darauf wieder eingeweiht wurde.

Diese Synagoge befand sich während meiner Anwesenheit im Umbaue durch die Peruschim begriffen. Ein frommer Mann aus Bagdad Herr Jecheskiel vermachte zum Bau dieser Synagoge 100,000 Piaster. Bis jetzt sind 400,000 verausgabt, welche die Peruschim aus ihrem Reservefond theilweise vorgestreckt haben. Die Vollendung der Synagoge dürfte 1,000,000 Piaster in Anspruch nehmen. Freiherrn von Rothschild wurde die fromme Ehre zu Theil, den Grundstein, wir hoffen eines schönen und ewigen Gebäudes, zu legen.

Allgemeine Zustände.

Chedorim. — Unwissenheit. — Wie sich Sephardim und Aschkenasim charakterisiren. — Ihre Tracht. — Politisches Zerrbild. — Leichenhöfe. — Fleischansschrotung. — Peruschim wenden sich nach Mekka. — Fleischbank. — Krida. — Sehnsucht nach Egypten. — Chasaka. — Chaluka und Kadima. — Versteigerung der Sendbotenschaft. — Einbruch-Diebstahl am Versöhnungstage. — Reßach. — Montefiore und der Bettler. — Rath des k. k. Internunzius. — Aasschinder und Almosen.

Neben der Hauptsynagoge der Aschkenasim gibt es eine nicht unbedeutende Anzahl von Midraschim und Jeschibot, mit denen meist Betstuben verbunden sind, wo von Erwachsenen Talmud studirt wird, und religiös theologische Disputationen statt finden.

Eine höhere Lehranstalt für die Jugend haben die Aschkenasim niemals besessen, nicht einmal eine Talmud Thora; vielmehr lassen sie ihre Kinder in kleinen dumpfen und schmutzigen Stuben in den kulturhistorischen „Chedorim" bei armen Rabbinern geistig und körperlich verkümmern. Mir graut vor der Erinnerung an diese Mistbeete für herauswuchernde Unwissenheit, an diese finstern Höhlen der Ungesundheit und des Elends.

Wenn ein talmudisches Wissen unter den Aschkenasim in Jerusalem besteht — das meiste traut man den Peruschim zu — so wurde dasselbe nicht in der heiligen Stadt erworben, sondern von den Einwanderern aus der Heimat mitgebracht. Sie studiren keine Bibel und lernen diese nur aus dem Talmud, an den sie ohne grammatikalische Vorkenntniß herangehen. Alles

Studium aber ist hier nur eine mechanische Gedächtnißsache und im Lande der Tamaim und Amoraim gibt es nicht einen Forscher! Ich erzählte einem als sehr gelehrt geachteten Rabbiner, daß ich nach den Bergen Garizim und Ebal reisen, und wohl am zweiten Tage dort anlangen wolle. „Sind denn die nicht tausend Meilen weit von hier?" fragte er mich erstaunt. Ein Anderer wußte nicht, in welchem Erdtheile er lebe, und daß es überhaupt einen Erdtheil gäbe, der Europa heißt. Ihm war außer Palästina alle übrige Welt nur als „Chuzelorez" d. i. als außerhalb des gelobten Landes bekannt, wie dem Römer alle andern Menschen nur Barbaren schienen. Ein Vorsteher lernte, schon in alten Tagen, erst seinen Namen hebräisch unterschreiben und nur darum, weil er denn doch den Empfang der Chaluka und der Kadima zu bestätigen hatte.

Die Aschkenasim halten die Sepharedim für freigeisterisch, für ungelehrt und bornirt; dagegen die Sepharedim den Aschkenasim den Ruf der Frommheit, der Gelehrsamkeit und der spitzfindigsten Ränkesucht einräumen. Sie besuchen gegenseitig nicht ihr Besdin und nur die Aermsten gehen eheliche Verbindungen unter einander ein. Eben so wenig sind die Aschkenasim unter sich befreundet und eines Sinnes.

Wenn der Choßid das Schlimmste bezeichnen will, so sagt er: „Du bist ein Porisch!" d. h. einer von den Peruschim. Hingegen ruft der Porisch im Zorne aus: „Was kann es Aergeres geben, als einen Choßid?" d. h. einen von den Chassidim.

Der Sepharedi in der malerisch faltenreichen Tracht des Morgenlandes, durch den Anstand in Gang und Geberde, durch die edle Bildung seines Angesichtes macht den Eindruck der Vornehmheit. Klima und Beispiel haben ihn äußerlich durch Würde, innerlich durch Ruhe, vielleicht durch Trägheit seinem mohammedanischen Mitbürger ähnlich gemacht.

Die Aschkenasim, namentlich die Russen und Polen sind hastig, unruhig in jeder Bewegung, grimassirend, spitzfindig in Rede und Gegenrede. Ihre Erscheinung ist durch die bekannte pol-

nische häßliche Tracht und den an ihr haftenden Schmutz im besten Falle nur unbehaglich.

Es gewährt eine fast heitere Betrachtung, wie große politische Zustände zuweilen ein kleines verzerrtes Spiegelbild werfen. Wie der russische Staat dem türkischen ein Ende bereiten wollte, so suchen namentlich seine jüdischen Söhne in Jerusalem die Herrschaft der türkischen Juden langsam zu untergraben und wenn möglich zu entreißen. Der Zaar vermuthet kaum, daß seine ehemaligen Unterthanen seine unbesoldeten Hilfstruppen im Oriente sind.

Wir haben gesehen, mit welchen Schulden, mit welchen Ausgaben die Sephardim belastet sind, Ausgaben selbst für Dinge, die den Aschkenasim mit zu Statten kommen. Aber nicht nur, daß diese keinen Beitrag leisten, suchen sie, rührig, schreibselig, intriguirend, wie sie sind, die mehr trägen und geistig weniger beweglichen Orientalen zu bekämpfen und zu übervortheilen.

Eine der Haupteinkünfte der Sephardim mit denen sie die Gemeindeausgaben decken, ist der Leichenacker, indem sie die Gräber und die Grabsteine verkaufen. Wir wollen nicht unbedingt annehmen, daß die Forderung immer eine billige gewesen sei, und so mag es wohl aus diesem Grunde gekommen sein, daß die Peruschim seit 2½ Jahren einen besonderen Platz zur Beerdigung ihrer Todten angekauft haben, welchem Beispiele jetzt die Wolhinier folgen wollen.

Aber auch den Gewinn der Fleischausschrotung, ein Monopol der Sephardim, suchten die Peruschim ihnen zu entziehen, und da begab sich ein ganz besonderer Fall.

Wie etwa der Sultan die Kuppel der heiligen Grabkirche wird eindecken lassen, weil die christlichen Sekten keine der andern den Ruhm und den materiellen Vortheil gönnen wollen, so

trat auch hier der Mohammedaner zwischen die streitenden jüdischen Sekten und entschied zu Gunsten seiner orientalischen Mitbürger.

Das kam so:

Die Mohammedaner nehmen in der jüdischen Fleischbank das dem Juden zum Genusse nicht gestattete Hintertheil der Thiere ab. Der Kadi muß jedoch dem Schlächter das Zeugniß ausstellen, daß er und seine Voreltern rechtmäßige, streng gläubige Juden gewesen sind, und direkt von Israel abstammen. Der Schlächter muß vor dem Schlachten, außer der hebräischen Gebetformel, während er das Thier mit dem Kopfe nach Mekka wendet, eine mohammedanisch-arabische, das „Bissem Alah agbar" sprechen. Kein Mohammedaner würde sonst das Fleisch essen. Als die Peruschim, auf das Monopol der Sepharedim eifersüchtig, eine Fleischbank eröffneten, verweigerte der Kadi ihrem Schlächter jenes Zeugniß. Der Mohammedaner hält die Aschkenasim nicht für echte Juden. Dennoch fingen die Peruschim an Fleisch auszuschroten; ihr Schlächter wendete den Kopf des Thieres nach Mekka und betete das mohammedanische Gebet. Die Mehrzahl der Mohammedaner nahm Anstand das Fleisch zu kaufen, denn jenes Zeugniß, wußten sie, war nicht ausgestellt worden. Da erhob plötzlich der fromme Schech Assib Lärm, daß die Aschkenasim dem Schafe, bevor sie es schlachten, am Halse die Haare ausrupfen, und das Thier quälen. Kein Mohammedaner, der auch vom Thiere glaubt, daß es im Paradiese aufgenommen wird, holte mehr Fleisch und die Bank Bordaki und Komp. mußte mit einem Verluste von 40,000 Piastern — von Europa her gesendete Almosen — aufgegeben werden.

Noch jetzt müssen in Jerusalem von den für Juden geschlachteten Thieren dem Priester die rechte Schulter, ein Theil des Kopfes ohne Zunge und der Magen gegeben werden, während von Wein, Oel und Raki die „Truma" d. i. die Hebe, weil die Priester nicht mehr als ganz rein angesehen sind, begraben werden.

Eines Tages während meiner Anwesenheit gab es in Jerusalem kein Fleisch; der Schlächter verweigerte zu schlachten, weil das Besdin seinem Neffen, einem neunzehnjährigen unwissenden Menschen, das Zeugniß eines tief gelehrten Rabbi, mit dem er durch Europa betteln gehen wollte, versagte. Die Juden schrieen, wie einst in der Wüste: „Wollte Gott, wir wären in Egypten gestorben, da wir bei den Fleischtöpfen saßen.“ Ich konnte den Vorgang nicht begreifen, und hatte folgendes Gespräch darüber:

„Ist denn der Schlächter nicht von der Gemeinde angestellt, folglich euer Diener, dem ihr befehlen könnt?“

Er ist unser Diener.

„So befehlt ihm, seine Schuldigkeit zu thun.

Er gehorcht nicht.

„So zahlt ihm den Gehalt nicht, und wenn er sich noch nicht fügt, so jagt ihn fort.“

Das dürfen wir nicht.

„Ihr dürft einen widerspänstigen Diener nicht fortthun?“

Er hat die Chasaka.

Chasaka besitzt jeder der ein Amt antritt, ein Haus bezieht, eine Pension genießt, wenn er sich durch sechs Monate im Besitze derselben befindet. In Jerusalem bewährt sich in Wahrheit der Spruch: Glücklich die Besitzenden, denn nicht allein darf ihnen ein solcher Besitz nicht entzogen werden, er erbt auch auf Kinder und Enkel fort. Nun befinden sich viele Chachamim, rücksichtlich mancher Jeschibot und anderer einträglichen Rechte in gleichem Falle und sie hüten sich streng, die altehrwürdige Legitimität der Chasaka anzutasten.

Die in den vorangehenden Blättern nur annäherungsweise angeführten Unterstützungsbeiträge, die aus Europa kommen, sind natürlich auch von Zufälligkeiten abhängig, die sie bald erhöhen, bald vermindern können.

Die Vertheilung der Gelder geschieht in doppelter Weise: als „Chaluka“ d. i. per Kopf, ohne Rücksicht auf Geschlecht oder

Alter, daher eine mit vielen Kindern gesegnete Familie einen bedeutenden Betrag erhält, und als „Kadima", nach dem Range und Ansehen der Person. Die Ansche Hod die nur nach der ersteren Weise Unterstützung erhalten, sind am besten, fast reichlich versorgt; sie sind die einzige Gemeinde die keinen Armen zählt.

Doch nicht alles Geld, das fromm und wohlthätig gespendet wird, fließt, mit Ausnahme dessen das von Lemberg kommt, nach Jerusalem. Verwaltungskosten, Zersplitterung, der Mangel jeder Kontrolle, das Wechseln der Geldpreise machen, daß nicht alles Geld an die wahrhaft Dürftigen gelangt. Wir werden auf diesen Gegenstand noch zurückkommen.

Die Armut der Einzelnen ist eine oft Entsetzen und Erbarmen erregende; während die Vorsteher die ebenfalls als Arme einwanderten, ihre Frauen in Seide kleiden, mit Schmuck von Gold und Edelsteinen behängen. Einer von ihnen verheiratete seine Tochter, die am Hochzeitstage ein Kleid für 1000 Piaster und einen kostbaren Schmuck trug, während das Festmahl, zu dem alle Honorazioren Jerusalems geladen waren, 1500 Piaster kostete.

Ehe der aufopfernde thätige Herr Albert Cohn das zweite Mal nach Jerusalem kam, wurde durch mündliche Kurrende den Frauen der Rabbiner verboten, während seiner Anwesenheit ihren Schmuck zu tragen. Wir sind weit entfernt, wiewohl man es von den Armen behaupten hört, und zwar mit dem charakteristischen Ausdrucke: sie „fressen" bei den gewiß sehr ehrenhaften Vorstehern an ein verbrecherisches Vorenthalten der Gelder zu glauben. Es scheint nur, daß sie in menschlich verzeihlicher Selbstüberschätzung ihren Rang zu hoch ansehen, und darnach, nur etwas zu hoch und groß die „Kadima" für sich in Abzug bringen.

Mit welcher Ehrfurcht begrüßen wir ihn, wenn ein Scheliach, ein Sendbote aus Palästina in unsere Stube tritt, um Almosen für die armen Glaubensgenossen in Jerusalem zu sammeln! Haftet nicht noch der Staub der heiligen Erde an seinem Kleide? Sein Auge

weilt und weint über den Trümmern des Tempels und dann sich losreißend aus dem Kreise seiner Familie, zieht er fort und gibt sich den Stürmen des Meeres und den Gefahren einer langen Landreise preis. Er erzählt uns von den Schmachtenden und Hungernden in Jerusalem, die für uns weinen und beten.

Wie aber, wenn dieses Sendbotengehen ein ganz einfaches Geschäft ist, das dem Manne selbst den größten Theil dessen zuwendet, was von uns gläubigen Gemütes allen den Schmachtenden und Hungernden in Jerusalem zugedacht ist?

Die Sendbotenschaft wird in der heiligen Stadt an den Meistbietenden gegeben; gewöhnlich um einem sonst achtbaren Chacham oder Rabbiner zu Vermögen zu verhelfen. Er muß jedoch eine bestimmte Summe dafür an die Gemeinde bezahlen. Der Mehrbietende erhält das Recht. Er ist nicht verpflichtet, seine Reise sogleich anzutreten, er kann dies nach Monaten, ja nach Jahren thun, wenn er nur die Zinsen des Ersteigerungspreises, der nicht unbedeutend zu sein pflegt, an die Gemeinde bezahlt. Es gibt Einige, die seit 5 und 8 Jahren die Zinsen zahlen. Zurückgekehrt erhält der Sendbote den dritten Theil des Ertrages seiner Reise, aber nicht sein Einlagskapital; es ist also menschlich verzeiblich, daß er dieses selbst abzieht und nur den Rest der Gemeinde überbringt, die ihm sein Drittheil auszahlt.

Vor einigen Jahren wurde am Versöhnungstage im Bazar bei einem jüdischen Goldschmiede eingebrochen und Gold gestohlen. Nach einem Jahre kam an Tag, daß der Sohn des Vorstehers einer der strenggläubigsten Gemeinden sich aus der Synagoge im weißen Bußhemde entfernt und nach vollbrachtem Einbruch-Diebstahl wieder zurückkehrte und zerknirscht mit seiner Gemeinde beim Beten des Sündenbekenntnisses an die Brust geschlagen habe. Aus Achtung vor dem Vater wurde das Verbrechen nicht anhängig gemacht, und von den Juden selbst ausgeglichen.

Wenn diese gerade an dem heiligsten Tage des Judenthumes verübte That das Entsetzen wachruft und von der Eziehungsweise des Vaters ein trauriges Zeugniß ablegt, so wollen wir doch dem Vater das Verbrechen des Sohnes nicht anrechnen. Eines aber, wenn sich auch die Feder dagegen sträubt, eines müssen wir niederschreiben, weil es einen Einblick in die Verderbtheit der Sitten bei aller strengen religiösen Observanz thun läßt: derselbe Mann, der Einbrecher, der Dieb, der Heuchler, der Gotteslästerer ging bald darauf als Sendbote nach Europa, um Geld für die Armen zu sammeln. Natürlich mit einem Schreiben des Besdin an alle Gläubigen, wie dieser fromme, ehrenvolle, gelehrte Rabbi vor vielen auserwählt worden sei u. s. w.

Doch nein! Nicht: und so weiter.

Ein mehr humoristisches Vergehen eines Sendboten nach Amerika war es, daß er in Smyrna von Christen zubereiteten Wein kaufte und als koschern aus Chebron, aus der Umgebung des Erbbegräbnisses der Patriarchen, den Gläubigen verkaufte. Zur Ehre der Jerusalemitaner sei aber bemerkt, daß dieser Rabbi aus — Jaffa war.

Um einen ferneren Einblick in die Verhältnisse zu gewähren, möge folgende mehr heitere Thatsache hier Platz finden. Sir Moses Montefiore brachte in mehreren Fässern harte Thaler mit, und hielt es guten Herzens, wie er ist, für seine Pflicht, jedem Armen einen Thaler persönlich zu reichen. Viele Stunden währte die Arbeit und der Anblick einer traurigen Armut. Der Zufall fügte es, daß der edle Spender, sich selbst vergessend, auch das ausgegeben hatte, dessen er zu seiner Weiterreise bedurfte. Er mußte Geld borgen. Es fand sich bald ein Mann, der mit vielen Freuden und — Interessen bereit war, und die nicht unbedeutende Summe in blankem Golde überbrachte. Dieser aber war ein Mann, der Tags zuvor unter den Dürftigen der dürftigst Aussehende einen Silberthaler aus der Hand des palästinensischen Wohlthäters empfangen hatte.

Mit dieser Thatsache hängt der Rath zusammen, den mir der k. k. Internunzius in Konstantinopel gab: „Wenn Sie Geld zu vertheilen haben, geben Sie genau Acht, daß Ihnen nicht alle Verwandte der Vorsteher, in Lumpen gekleidet, als die Aermsten vorgestellt werden.“

Dämonisch humoristisch ist die Satire, die sich ein deutscher Arzt über den Müssiggang und das Almosennehmen eines chassidischen Vorstehers erlaubte: Er fand ein todtes Schaf, wie dergleichen Aas häufig in den Straßen Jerusalems liegt, und ließ es vor die Wohnung des reichen Bettlers tragen. Da angelangt rief er den Vorsteher beim Namen und fragte ihn: „Willst Du eine „Mizwe“ eine fromme Handlung thun?“ Als der Vorsteher sich mit Vergnügen bereit erklärte, sagte er ihm: „So schinde dieses Aas ab, denn im Talmud heißt es: Besser sich vom Schinden des Aases ernähren als Almosen nehmen.“

Die Karaiten.

Geschichte der Gemeinde. — Die Synagoge. — Maimonides getreten. — Fluch. — Kein Minjan.

Mein Gastfreund, dem ich von meinem Besuche der Karaiten in Konstantinopel erzählt und den Wunsch geäußert hatte, auch in Jerusalem deren Gemeinde zu besuchen, lud mich eines Sabbat ein mit ihm in ihr Haus, wo sie alle beisammen wohnen, zu gehen.

Um es dem nicht kundigen Leser in Kürze zu sagen, sind die Karaiten, auch Karäer oder Jerusalemiten genannt, Juden, welche nur den Text der Bibel als Gesetz heilig halten, daher sie Karäer, d. h. Textler, im Gegensatze zu den Mekebalim d. h. Tradizions-Gläubige heißen. Die Letzteren nehmen an, daß Gott Mosen mündliche Erklärungen der Lehre ertheilt haben soll, welche sich als eine im Talmud niedergeschriebene Ueberlieferung erhalten haben.

Wir traten in ein sehr reingehaltenes Haus, in dessen Hofraum den Mauern kleine marmorne Tafeln eingefügt sind, die mit hebräischer Goldschrift berichten, daß dieser oder jener karäische Pilger die heilige Stadt besucht habe. Eine mit kleinen Marmorsäulchen gezierte Treppe hoch, wurden wir in einer mit bunten Teppichen belegten Stube vom Vorsteher, der von seiner Frau und seinen Kindern umgeben, in einem Buche las, freundlich empfangen. Die Frau trug schönen Goldschmuck um ihren Fes, die

kleinen Mädchen Blumen in den aufgelösten, mit goldenen Flittern gezierten Haaren.

Der Hausherr erzählte mir, auf mein Ersuchen um einige geschichtliche Nachrichten über die karaitische Gemeinde in Jerusalem Folgendes:

„Wir sind die ältesten Einwohner Jerusalems seit der Zerstörung des zweiten Tempels. Vor zweihundertsiebenzig Jahren waren zweihundert Karaiten in der heiligen Stadt, die wegen ausbrechender Pest auswanderten; so daß zwanzig Jahre kein Karaite in Jerusalem zu finden war. Seit hundertundfünfzig Jahren sind wir wieder hier angesiedelt, unser ältester Grabstein ist nur hundertundzehn Jahre alt; doch mögen viele in der Erde eingesunken liegen. Jetzt sind wir nur zweiunddreißig Seelen, darunter vier Familienhäupter. Es ist schmerzlich, daß Deine Landsleute, die Aschkenasim uns verachten, die Sepharedim besuchen uns doch zuweilen und wir sie; doch nehmen wir uns nur aus unserer Gemeinde Frauen und begraben unsere Todten nicht zu den ihren. Wir sind auf Fleiß und Arbeit angewiesen, denn die Unterstützung unserer Brüder aus der Krim ist nur sehr unbedeutend. Durch die Theurung der letzten Jahre aber sind die sonst Reichen arm und die Armen brodlos geworden. Bücher, nach denen Du fragst, haben wir keine, uns ist das eine genug, das die Weisheit der ganzen Welt einschließt: Ich werde Dir unsere Thora zeigen."

Er lud uns hierauf ein, die Synagoge zu besuchen. Wir stiegen die Treppe, die wir heraufgekommen waren, und dann noch eine zweite herab, die uns zu einem kleinen unterirdischen Raume führte, der durch eine viereckig ausgeschnittene Oeffnung in der Decke Licht empfängt. Ein kleiner Glaslüster mit vier brennenden Oellampen mischte sich mit der Tageshelle, ohne der kleinen, mit schönen Teppichen belegten Synagoge den Reiz des magischen Dunkels zu benehmen.

Gegen Osten hinter dem Betpulte über der heiligen Lade ist eine silberne Platte angebracht die mit großer Goldschrift das jüdische Glaubensbekenntniß jedem Eintretenden entgegenhält: „Höre

Israel! der ewige unser Gott, der Ewige ist Einer!" Die Thora ist nicht, wie sonst überall auf zusammenzurollenden Blättern, sondern in Buchform auf Pergament geschrieben, mit farbigen und goldenen Inizialen und Arabesken. Die letzte Blattseite giebt Nachricht über die Entstehung, das Alter und den Schreiber des Manuskriptes mit folgenden Worten:

„Ich Moses, Sohn des seligen Menachem Dalbures, habe dieses Buch, welches genannt wird „Makuische" geschrieben und übergeben dem geehrten Rabbi Mordechai, dem Sohne des seligen Isack als ein würdiges Geschenk im Monate Siwan, im Jahre zweiundachtzig des sechsten Jahrtausends. Gott gönne es ihm, über das Buch nachzudenken, ihm und seinen Kindern und Kindeskindern bis an das Ende aller Geschlechter. Amen! Und es bewahrheite sich das Wort, das geschrieben steht: Es weiche nicht das Buch dieser Lehre von deinem Munde, du sollst darüber nachdenken Tag und Nacht. Damit du beachtest zu thun, Alles was darin geschrieben steht, dann wirst du auf deinen Wegen glücklich und weise sein. Sei stark! Amen! Selah!"

Neben diesem Buche befindet sich auch eine Thora auf gerollten Pergamentblättern, die in neuerer Zeit geschrieben ist.

Als wir aus der Synagoge herauf wieder in den Hofraum kamen, war die ganze kleine Gemeinde versammelt. Alle sabbatlich geschmückt. Mein Gastfreund machte mich aufmerksam auf die Freundlichkeit Aller, die sich durch unseren Besuch sehr geehrt fühlen. Alle sagten fast wie aus einem Munde uns Lebewohl, während der Vorsteher mich zu wiederholtem Besuche einlud.

Wiewohl sie in religiösen Dingen vollkommen unabhängig sind, betrachtet die türkische Regierung den Chacham Baschi doch als ihr geistliches Oberhaupt. Er gebietet jedoch nur, daß sie die Feste der Juden wenigstens äußerlich beobachten und achten müssen. So dürfen sie, wenn es auch ihnen gestattet wäre, an gewissen Tagen ihre Kaufläden nicht offen halten u. dergl.

Mit den Karaiten in Jerusalem hat es ein eigenthümliches, geheimnißvolles Bewandtniß:

Als die Juden in Jerusalem im Jahre 1762 sehr gedrückt lebten und die türkische Regierung ihnen eine unerschwingliche Steuer auferlegte, ordnete der Chacham Baschi eine Versammlung in der Synagoge der Karaiten an, weil sie heimlich abgehalten werden mußte, und die Synagoge, wie wir gesehen haben, sich unterirdisch verborgen befindet. Als der Chacham Baschi die Treppe hinabstieg, fühlte er sich plötzlich schwach, und er strauchelte. Das fiel Allen auf, sie waren überzeugt, daß da böse Mächte ihr Spiel treiben. Sie gruben rasch die Stufen der Treppe ab und fanden die Schriften des Maimonides, welche die Karaiten, um sie mit Füßen zu treten unter der Treppe vergraben hatten. Der Chacham Baschi verurtheilte sie wegen dieses Frevels zur Zahlung der Steuer und fluchte ihnen, daß sie niemals ein Minjam, d. i. die zum Gebete nötigen zehn Männer in ihrer Gemeinde haben sollten.

Rabbi Josef Schwarz erzählte mir ebenfalls von dieser Sage und erwähnte eines merkwürdigen Zufalls, den er selbst erlebt hat: Vor etwa zwanzig Jahren wanderten mehrere karaitische Familien aus der Krim nach Jerusalem ein. Es herrschte große Freude darüber in der kleinen Gemeinde, denn nun sollten sie zahlreich genug sein, um einen Gottesdienst als Gemeinde feiern zu können. Die Freude verwandelte sich aber in Entsetzen. Die Einwanderer ergriff vor der Stadt die Pest und vom Thore bis zum Hause der Karaiten sanken die Männer todt hin, die Andern starben später im Hause selbst und so haben sie wieder keine Minjan.

Mission.

Consul Finn. — Literarische Gesellschaft. — Non olet. — Das Museum. — Die Bibliothek. — Die Missionskirche. — Hebräische Gebetbücher. — Eine Jüdin mohammedanisch. — Religion eine Waare. — Unsittliche Mittel zur Bekehrung. — Materielle Wohlthaten. — Gleichgültigkeit der Juden. — Christen, die Juden geworden sind.

Ein Geschäftsbesuch des englischen Consuls, Herrn J. Finn, bei meinem stets um mich freundlich besorgten Gastfreunde, verschaffte mir die Bekanntschaft dieses in vielfacher Beziehung interessanten Mannes.

Er spricht und schreibt vortrefflich hebräisch und ist dadurch um so geeigneter, die Zwecke der englischen Missionsgesellschaft in Jerusalem zu fördern. Er gründete im Jahre 1849 eine „Jerusalemitanische literarische Gesellschaft“ welche meist archäologische Zwecke in Bezug auf das heilige Land verfolgt. Ihr Programm und die von ihrem Präsidenten, Herrn Finn, im Jahre 1851 gehaltene Eröffnungsrede mit dem hebräischen Motto: „Z'bi hi l'kol haarazoth!“ Palästina ist der Ruhm aller Länder, ist in Beirut gedruckt. Der Umstand, daß nur Protestanten Mitglieder dieser Gesellschaft werden können, gab Stoff zu unserem ersten Gespräche.

„Wenn Karl Ritter, oder Humboldt zufällig Mohammedaner, oder Juden, oder auch Katholiken wären, die Gesellschaft würde ihnen den Eintritt wehren?“

Gewiß!

„Dann wünsche ich der Gesellschaft den ironischen Zufall, daß ein Gelehrter von der Bedeutung Robinsons, z. B. der sich die größten wissenschaftlichen Verdienste um das heilige Land erworben hat, zufällig ein Jude wäre und mehr leistete, als alle gegenwärtigen und künftigen Mitglieder der Gesellschaft, und dem es ein Stolz wäre, dieser Gesellschaft nicht anzugehören."

Sie sprechen wie ein gebildeter Europäer; hier aber nimmt Alles eine religiöse Färbung an: die Geistlichen würden die Aufnahme nicht dulden. Wäre die Gesellschaft in Ramleh, oder sonst einer Stadt Palästina's, die Aufnahme wäre möglich, in Jerusalem ist sie es nicht, weil hier Alles religiös ist.

„Die Wissenschaft aber ist eine Kosmopolitin."

Es gibt keine Wissenschaft ohne Religion.

„Nimmt die Gesellschaft von einem Nichtprotestanten auch keine Unterstützungen an?"

Das thut sie.

„Sie nimmt also von einem Jeden nur Pfunde (englische), aber keine geistig schwerer wiegenden Talente an. Sie macht es, wie jener Imperator, der als man ihm die auf Kloaken gesetzte Steuer brachte, und sich ein Hofschranze darüber ein Lächeln erlaubte, das Geld an die Nase brachte und sagte: „Non olet!"

Wir schieden in heiterer Weise; der Consul mit freundlicher Einladung, ihn und das Museum der Gesellschaft zu besuchen. Herr Finn sandte mir noch am selben Tage das Programm der Gesellschaft, das ich mit den von mir herausgegebenen „Inschriften des Judenfreithofes in Wien" mit meinem biblischen Gedichte „Rahel" den hebräischen Elegien: „Nach der Zerstörung" und einigen hebräischen Landkarten Palästina's erwiederte. Alle diese Gegenstände wurden in der Bibliothek der Gesellschaft dankbarst aufgenommen.

Ich besuchte bald darauf das schön und geräumig erbaute k. Großbritannische Consulatsgebäude, in dessen weitläufigem Kreise sich auch die anglikanische Kirche befindet. Von der geistvollen

Frau des Consuls, der abwesend war, freundlich empfangen, bot sie mir von den gerösteten Weizenkörnern, die sie eben ihren schönen Knaben vertheilte, mit den Worten an: „der gerösteten Frucht wird schon in der heiligen Schrift Erwähnung gethan.“ Sie lud mich für den nächsten Tag zum Thee; leider durfte ich es nicht wagen, der Einladung zu folgen, es hätte mich dieß unter den Juden verketzert. Wie ich mich denn auch hüten mußte, wenn ich den preußischen Diakonissinnen, an deren eine ich Grüße von Wien her zu bestellen hatte, begegnete, sie anzusprechen. Sie begleiteten ihre jungen Elevinnen, unter denen auch Judenmädchen waren, auf Spaziergängen.

Die Bibliothek der literarischen Gesellschaft ist eine bereits ansehnliche und enthält kostbare und gelehrte Werke der vorzüglichsten europäischen und asiatischen Sprachen. Das Museum ist erst im Werden. Eines der interessantesten Stücke ist eine in Barelief sitzende Greisengestalt, die Rechte wie zu einem Befehle emporhebend, der Kopf hat den Ausdruck und die Bildung eines polnischen Rabbiner, über sie hält ein Sklave einen Sonnenschirm. Robinson erklärte dieses Geschenk Layards für einen Sanherib. Lampen, Spangen, Lanzenspitzen u. dgl. die auf dem Libanon gefunden wurden, Säulenreste, Kapitäle, Schnörkel, Muscheln, Mineralien u. dgl. liegen noch bunt durcheinander. Am meisten zog mich ein mehrere Zentner schwerer Steinklumpen an, der sich bei näherer Besichtigung als ein Aggregat von Hunderttausenden kleinster Pupurschnecken-Muscheln ergab, und von Sidon hierher gesendet worden ist. Herr Finn versprach mir, auf mein Ersuchen ein ähnliches Konglomerat für das k. k. Museum in Wien nachzusenden.

Im Bibliotheksaale empfing mich der Sekretair der Missionsgesellschaft, der treffliche Photographien aller heidnisch, biblisch und kirchlich heiligen Monumente und Trümmerreste verfertigt, deren eine schöne Auswahl ich mir aneignen durfte.

Er konnte sein Befremden darüber nicht unausgesprochen lassen, daß die Juden Jerusalems sich so sehr gegen eine Lehranstalt sträuben, die von einer Jüdin gestiftet, von jüdischen Lehrern in streng altgläubiger Weise geleitet, von frommen Rabbinen

überwacht werden sollte, während doch manche selbst von den chassidischen Gemeinden ihre Kinder in die Missionsschule schicken, um sie da Unterricht in Elementargegenständen und in Sprachen genießen zu lassen. Kranke Juden, ehe das Rothschildsche Hospital gegründet war, begaben und begeben sich noch in das englische Krankenhaus und kein Rabbiner rügt es, wenn sie da die gemeinschaftlichen Speisen genießen.

Er führte mich in die Kirche, einen schon von Außen her sich einfach schön darstellenden gothischen Bau.

Die Kirche strebt mit drei Spitzbogen empor, zwischen denen braunes Holzgebälke ist. Auf dem Hochaltare kein Kreuz, statt dessen zwei schwarze Marmortafeln auf denen die zehn Gebote mit — hebräischer Goldschrift eingegraben sind. Auf den einfachen dunklen Holzbänken, die an aufstrebenden Eichenstäben bunte Glaskugeln — zur Beleuchtung beim Abendgottesdienste tragen — lag ein zufällig liegengebliebenes Gebetbuch in — hebräischer Sprache. Es enthält die üblichen, althergebrachten jüdischen Gebete mit kleinen Weglassungen, wohl auch Einschaltungen, die sich auf den christlichen Glauben beziehen. So wird die Anschauung und Phantasie des neuen Christen nicht nur geschont, sondern ihnen vielmehr gehuldigt, und der Neugetaufte so zum andern Glauben allmälig herüber gewöhnt.

Diese Kirche füllt sich, wenn sich alle in Jerusalem wohnenden bekehrten Juden in ihr versammeln, mit einer stattlich zahlreichen Gemeinde! Welche jüdische Gemeinde der Erde und wenn sie selbst zu den großen zählt, hat wie die in Jerusalem das Schauspiel aufzuweisen, daß sich hundertundeinunddreißig getaufte Juden in e i n e r Kirche versammeln?

Die Aschkenasim halten die Sepharedim für minder strenggläubig, und so ist die Thatsache um so auffallender, daß die russischen Juden allein, über die Hälfte: 71 Seelen, in den Missionshandel geliefert haben; während sich die übrigen 60 fast auf alle Länder vertheilen.

Der Uebertrit zum Mohammedanismus ist ein sehr seltener Fall; die Gattin eines österreichisch jüdischen Unterthans verliebte sich in einen Türken, und von diesem vor den Pascha geführt, erklärte sie Mohammedanerin werden zu wollen. Der verliebte und daher sehr unglückliche Gatte wendete sich an den Consul mit der Bitte den Uebertritt seiner Gattin zum Islam zu hindern. Zufällig fand ein Formfehler statt; es war nämlich, als sie ihre Absicht Mohammedanerin werden zu wollen, vor dem Pascha aussprach, kein Dragoman gegenwärtig und somit konnte der Uebertritt als ungültig erklärt werden. Nach einiger Zeit — die schöne Polin lernte unterdessen von ihrem geliebten Türken im Koran lesen — wurde wieder und diesmal nach strenger Rechtsform eine Sitzung anberaumt, bei welcher sie jedoch erklärte, Mohammed nicht mehr als Propheten verehren zu können. Aus dem Hause des Türken kehrte sie reuig in das Haus ihres jüdischen Gatten zurück.

Im Zeitraume der acht letzten Jahre kamen nur noch etwa vier Fälle vor, in denen österreichische Unterthanen auf den Koran schwuren. Der Consul erklärte, daß er gegen den Religionswechsel, wenn er aus Ueberzeugung geschieht, nichts einzuwenden habe, daß aber der zum Islam Uebertretende nicht aufhöre ein österreichischer Unterthan zu sein. Diese Erklärung hielt Manchen vom Uebertritte ab.

Wie frappant auch die Erscheinung wirkt, so viele, meist zum Protestantismus überläuferische Juden in der ihnen heiligsten Stadt der Erde zu finden, was die Erfolge der Missionsbemühungen als bedeutend herauszustellen scheint; so mindern sie sich gar sehr, wenn man sie vom sittlich-religiösen Standpunkte aus und die Persönlichkeiten betrachtet, die sich — von den Hirten einhürden lassen.

Wenn auch in der Lage, war es nicht mein Vorhaben, die Mittel kennen zu lernen und nach ihnen zu forschen, welche von der Mission angewendet werden, um Juden zur Taufe zu bewegen.

Daß es aber ein goldenes Netz sei, mit welchem der heilige Menschenfischfang getrieben wird, darüber waltet, wenigstens in Jerusalem kein Zweifel ob und Jeder der darnach fragt, kann diese Auskunft erhalten.

Mir selbst ist ein Fall bekannt, daß einem jüdischen Schriftgelehrten von der englischen Bibelgesellschaft eine lebenslängliche Rente von 4000 Fl. in Silber jährlich, ohne alle weitere Verpflichtung, als sich taufen zu lassen angeboten wurde. Beide Personen, zwischen denen der Handel stattfinden sollte leben noch, der eine in Wien, der andere in Konstantinopel. So einfach und keines Lobes werth die Ablehnung ist; eben so schmachvoll erscheint der Antrag.

Die Lateiner unterstützen ebenfalls diejenigen, die katholisch werden, jedoch erst, wenn sie übergetreten sind. Die Protestanten geben Handgeld und demoralisiren die Familien. Wenn Eltern ihre Kinder streng anlassen, erwiedern diese nicht selten trotzig, drohend: „Ich gehe zur Mission."

Eines Tages, als ich mit meinem Gastfreunde durch den Bazar ging, redete mich ein Mann an, ihm 3000 Piaster zu schenken, die er der Mission schulde; ich rette ihn so, mit seinem Weibe und sechs Kindern vor der Taufe. Dieser Mann stahl 25000 Piaster und als die Juden sich für den Dieben nicht verwenden wollten, ging er aus Rache zur Mission und eben kein Glaubenskoloß, ging dieser edle Abodiser unter die Protestanten. Dieß eine Beispiel mag beweisen, auf welcher Stufe der Moral und der Sittlichkeit diejenigen stehen, welche die Mission nach der unvertilgbaren Ansicht der Juden im gelobten Lande zu „Götzendienern" macht. Es ist bekannt, daß manche Juden eigens nach Jerusalem reisen, um sich hier, wo es mehr Vortheile gewährt, taufen zu lassen. Es kommt wohl auch vor, daß solche Religions-Reisenden sich wie sie eben der Weg führt in mehreren Städten taufen lassen; wahrscheinlich um sich für die Wiedertaufe in Jerusalem vorzubereiten.

Charakteristisch für den jüdisch-polnischen Witz, wie für die Mission ist es, was ein Jude äußerte: „Das einzig gute Ge-

schäft, das sich noch gehalten hat, wenn man sich taufen ließ, wer hats verdorben? die Juden mit ihrer Konkurrenz."

Unter den Getauften in Jerusalem befindet sich ein Mann aus Rußland, welcher der griechisch unirten Kirche angehörte, sich beschneiden ließ, und schließlich von der Mission zum Protestantismus „gewonnen" wurde. Aber auch zum Judenthume kehren manche zurück, auf deren gerettete Seelen die Mission mit Stolz hingewiesen hatte. Siehe da wieder einige Peruschim darunter! ihren Schreiber Herrn Jeikef Sapir, der über den Fall Jeruschalaims so schöne Elegien dichtet, siehe Herrn Munje, Lehrer in einem ihrer Chedorim, siehe Herrn Pense, der jetzt wieder als Sendbote in Indien und Australien Geld für seine armen Glaubensgenossen im heiligen Lande sammelt.

Die Religion, nicht die mosaische allein — ist eine Waare in Jerusalem und Käufer und Verkäufer, die Krämer sind nicht würdig, daß sie, wie einst ihre berüchtigten Ahnen, zum Tempel hinausgejagt werden.

Wenn von dem freiesten Volke der Erde, welches das erste die Stimme gegen den Sklavenhandel erhoben hat, hier Seelensklaverei getrieben wird, wenn auf die Not, das Elend der Kreatur christliche Spekulationen angelegt werden; so empört sich das Herz der Moral, lehnt sich der Geist der Cultur, der Gedanke des Erlösers der Christen selbst dagegen auf.

Wenn man von dem Zwecke, den die Mission verfolgt, absieht — man kann aber von dem Unsittlichen und Schlechten nicht absehen — so ist die Wirksamkeit derselben eine materiell wohlthätige und im allgemeinsten Sinne Kultur fördernde.

Die Mission hält ein gut eingerichtetes Spital mit 36 Betten für Kranke jeden Glaubens bereit. Eine Nähschule, die 80—100 Frauen Erwerb gibt. Ein nicht lange gegründetes Handwerkinstitut zählte 6 Zöglinge: polnische Knaben, die das Tischler- und Drechslerhandwerk lernen. Eine Agrikultur-Anstalt beschäftigt an 100 Menschen.

Ich begegnete ihnen oft des Abends, wenn sie von der Bearbeitung eines Feldes, das die Missionsgesellschaft ankaufte, heimgingen. Manche, die sich von der Mission Almosen direkt zu nehmen scheuen, werden hier mehr darum beschäftigt, um ihnen einen Vortheil zu gewähren und sie durch Dankbarkeit an die Mission zu fesseln. In jedem Falle sind sie verpflichtet jeden Abend, eine Missionpredigt anzuhören.

Der Arbeit Lohn in der Glut der syrischen Hitze ist nur 4 Piaster, das ist 24 Krzr., und doch drängen sich so Viele heran, ihn zu verdienen.

Mir lieferte dieß wieder den Beweis, daß die Handwerker und Arbeiter den sehr gedrückten aber ungleich ehrenwerten Theil der jüdischen Bevölkerung Jerusalems darstellen, und daß sie auch gerne ihre Hände regen, wo ihnen die Arbeit Schwülen drückt.

Die Mission vertheilt endlich Almosen, Kleidungsstücke, sie bezahlt Mietzinse, schickt Kranken oder Wöchnerinnen Speisen, Kaffe, Thee, Zucker u. s. w.

Eine treue Darstellung der jüdischen Zustände in der heiligen Stadt fordert die Gerechtigkeit auf, diese wohlorganisirten und auf die Armut berechneten Einrichtungen um so mehr zu nennen, als sie eben dazu beitragen, Schwache zum Abfall vom Judenthume zu verleiten, anderseits aber eine sittliche Gegenwirkung wach rufen sollen.

Die Mission hat erst vor dreizehn Jahren ihre Arbeit begonnen, die Taufen sind der Zahl nach im Zunehmen, und einsichtsvolle ruhige Beobachter sagen ihr, auch rücksichtlich der Katholiken eine Zukunft voraus, nicht allein in religiöser, sondern auch in politischer Beziehung, Die Mission hat etwas von der Wüste, oder von der Natur der Gletscher, die langsam aber sicher immer vorrücken, und immer neue grüne Erde bedecken.

Ein Großes ist geschehen durch die Errichtung des Rothschild'schen Hospitals, dieses treffliche Institut emanzipirt vorerst die Kranken von der Mission.

Die anderen durch Herrn Albert Cohn getroffenen Einrichtungen sollen manchen von der Mission im Stillen organisirten Widerstand gefunden haben, und es wurde von einem in dem Lokalzuständen offiziell kundigen Manne der Verdacht ausgesprochen, ob die Mission es nicht auch mit sei, die durch russisch-polnische Juden gegen die Errichtung der Simon von Lämel'schen Lehranstalt wirke? Ich lehnte diese Absicht ab, weil Herr Finn, als er den unvernünftigen Widerstand sah, mir freiwillig anbot, diejenigen Tumultuanten, die englische Unterthanen sind, zur Rechenschaft ziehen zu wollen, wenn sie ihm durch den österreichischen Consul genannt werden würden.

Die Erfolge der Mission sind aber theilweise durch die Juden selbst verschuldet.

Während in einer deutschen, oder österreichischen Gemeinde der Uebertritt eines Juden zum Christenthume eine schmerzliche Bewegung hervorbringt, ein Aufsehen erregt; so verhalten sich die Juden in Jerusalem ziemlich apatisch in dergleichen Fällen. Entweder weil sie durch die häufige Erscheinung abgestumpft sind, oder weil sie der Mission den gewöhnlichen sittlich Verkommenen gerne gönnen.

Während meiner Anwesenheit entlief ein sechzehnjähriger aus Sklow in Rußland geborner Knabe von der Gemeinde Peruschim der Cohnschen Lehranstalt, wo er das Uhrmacherhandwerk lernte. Nach fünf Tagen, während welcher man von ihm nichts erfahren hatte, sendete ihn der griechische Patriarch, zu dem er sich mit der Bitte, ihn in der griechischen Kirche aufzunehmen, geflüchtet hatte, dem österreichischen Consulate mit dem Bemerken zu: daß die griechische Kirche keine Art von Proselitenmacherei mit ihrer Würde vereinbar halte. Der Knabe erklärte hierauf, katholisch werden zu wollen. Nun war es die Pflicht des katholischen Consuls, dem lateinischen Kloster eine solche Absicht eines österreichischen Unterthans bekannt zu geben. Da der Knabe seine herbeieilenden Eltern nicht sehen wollte, und wenn man ihn dazu zwänge, drohte sich ein Messer durchs Herz zu bohren; so ließ der Consul gerechter und toleranter Weise die Vorsteher und Rabbinen der Peruschim von dem

Falle ebenfalls verständigen, damit sie zusehen, ob sie den Knaben nicht dem Judenthume erhalten könnten? Das lateinische Kloster sendete unverweilt zwei Priester; von den Rabbinen und Vorständen der Peruschim erschien Niemand.

Die Familie des Getauften, wenn sie auch anfangs bestürzt ist, beruhigt sich bald und schneidet durchaus mit ihm die Familienbande nicht durch; er besucht sie, er speist mit ihr und wird nach wie vor mit „Reb" und seinem jüdischen Namen angesprochen. Die Familie weiß, daß in den allermeisten Fällen die innere Ueberzeugung dieselbe geblieben ist, und ich hörte es aussprechen: „Er wird schon zurück kommen, wenn er sich geholfen haben wird." Dann herrscht große Freude.

Da dieses Kapitel den vom Judenthume Abgekehrten gewidmet ist, wollen wir auch ein Wort von denjenigen sagen, welche dem Christenthume abtrünnig werden, und zur Väterkirche zurückkehren. Wenn sie durch die notwendige Bluttaufe und das Wegwerfen vieler bürgerlicher und sozialer Vortheile mehr aus Ueberzeugung zu handeln scheinen, als diejenigen, die durch Taufwasser weltliche Vortheile zu gewinnen wissen; so theile ich ganz die einmal von Hammer-Purgstall gegen mich ausgesprochene Gesinnung: „Ich verachte jeden Renegaten, den religiösen wie den politischen."

Der Uebertritt zum Judenthume kommt auch in Jerusalem nur selten vor. Den Rabbinen ist es eine vom Talmud gebotene Pflicht, demjenigen, der sich zum Judenthume bekehren will, den Schritt zu erschweren und ihn zurückzuhalten. Proselitenmacherei ist, seitdem aus den gewaltsam bekehrten Idumenäern der verhaßte König Herodes hervorgegangen ist, den Juden von Rabbi Schamai nicht gestattet.

Ich lernte in Jerusalem nur zwei vom Christenthume abgefallene Juden kennen; während mir eine ansehnliche Anzahl geborner Juden genannt worden ist, die sich taufen ließen, und wieder zum Judenthume zurückgekehrt sind.

Herr Warder Gresson ist ein in Philadelphia in Amerika 1799 geborner Christ, der von seinen Renten lebend, im Jahre 1848 nach Jerusalem gekommen ist, und sich beschneiden ließ; sein Name ist jetzt Jisroël Boas.

Herr Peter Rumpf ist im Jahre 1814 in Leuin in Niederpreußen geboren. Er lernte Nägel schmieden und arbeitete im Jahre 1833 beim Nagelschmied-Fabrikanten Moses Rosenbaum in Zell bei Würzburg, den er auf früherer Wanderschaft kennen gelernt hatte. Durch ihn wurde er mit dem Judenthume bekannt und von demselben angezogen. Nichtsdestoweniger gehörte er in den Jahren 1842 bis 1846 dem Basler Missionsvereine an. In Engelhardtszell, wir wissen nicht wie, gelangte er, weil er für die Mission in Oesterreich wirken sollte, in den Besitz eines österreichischen Passes und als Oesterreicher geltend, arbeitete er, im Jahre 1845 in Wien bei dem Nagelschmiedmeister Krum in der Vorstadt Neulerchenfeld; später in Preßburg, Pesth, Temeswar. Auf seinen Wanderungen durch aller Herren Länder gelangte er auch nach Amsterdam; hier ließ er sich im Jahre 1848 beschneiden und ging hierauf nach Hamburg, wo er aus uns unbekannten Gründen nicht geduldet wurde. Er schiffte sich im Jahre 1849 nach Amerika ein, wo er die Bekanntschaft des in diesen Blättern wiederholt genannten Rabbi Josef Schwarz machte, und durch dessen begeisterte Schilderungen des gelobten Landes angezogen, im Jahre 1856 nach Jerusalem kam. Etwa um sein Handwerk zu betreiben und sich, rüstig und jung wie er ist, sein Brot zu erwerben? Wozu auch eine solche Kraftverschwendung in dem heißen Klima! Er nimmt Chaluka und lernt hebräisch beten, das, wie er mir sagte, „schwerlich mehr in seinen harten Schädel zu nageln sein wird.“

Entscheidende Versammlung.

Der Sprecher der Aschkenasim. — Pädagogische Weisheit. — Nicht der Stachel nicht der Honig. — Abstimmung. — Sieg der Sepharedim. — Erstaunen der Aschkenasim. — Ihr Verhalten. — Besuch des Rabbi Bordaki.

Der für meine Mission wichtigste Tag, war der zweite Juli, zugleich merkwürdig für die Annalen der jüdischen Gemeinden in der heiligen Stadt durch den Umstand, daß seit der feindlichen Sonderung der religiösen Parteien sich zum ersten Male alle Vorsteher im Divan des Chacham Baschi vereinigten. Unerhört aber in den jüdischen Versammlungen Jerusalems war, daß über Berathung und Beschlüsse Protokoll geführt wurde.

Der Chacham Baschi nahm als Präsident der Versammlung in der Ecke des Divans seinen Sitz ein; ihm zur Linken reihten sich die Chachamin und Vorsteher der sepharedischen, dann die Rabbinen und Vorsteher der aschkemasischen Gemeinden. *

---

* Chachamim und Gemeinde-Vorsteher der Sepharedim: Chajim Nissim Abulafia, David Chazan, Salomon Löwi, Mordechai Sasin, Chajim Pisanti, Majer Panigel, David Cario, Jakob Löwi, Mosche Mejuchas, Juda Papa, Bechor Cohen, Elia Mugdar, Jakob Finci, David Cohen, Chajim Gagin.

Vorsteher der Gemeinde Peruschim: Jeschaje Bordaki, Sundel Salant.

Vorsteher der Gemeinde Aschkenasim „Chassidim:“ Nissim Back, Mordechai Aaron.

Mit anwesend waren die beiden dirigirenden Aerzte des Rothschild'schen Hospitales Herr Dr. Neumann und des Montefiorischen Dispensatory Herr Fränkel, die ich um europäische Bildung als Zeugen zu haben, eingeladen hatte.

Den achtundzwanzig Männern und Greisen, den Frömsten und Gelehrtesten der heiligen Stadt gegenüber, hatte ich selbst Platz genommen. Die Versammlung übte auf mich, den Laien, eine imposante Wirkung aus, wenn ich auch bereits wußte, daß Manche gekommen waren um gegen die Kultur zu stimmen und die Zivilisation mit Verachtung von sich zu weisen. Ich fühlte mich mehr, wie ein Angeklagter vor seinen Richtern, denn wie ein Bote, der manchen Gefahren durch Länder und Meere trozzend auf silbernen Schalen ein goldenes Gastgeschenk zu überbringen hat. Der Gedanke jedoch an die durch Religion und Geschichte geheiligte Szene auf der die Versammlung statt fand, das Vertrauen auf den verständigen Sinn der Väter, daß sie eine ihrer Jugend entgegengetragene Wohlthat nicht abweisen werden, erhoben und trösteten mich, und in solchen Gedanken mich ergehend, begrüßte ich ehrfurchtsvoll das Synhedrion der heiligen Stadt.

Ein bleicher, asketisch aussehender schlanker, nicht mehr junger Mann, in polnischer Tracht mit langem Barte und langen Schläfenhaarbüscheln, die schwarzglühenden Augen auf mich gerichtet, erhob sich und nahm das Wort. Er sprach im Namen aller Aschkenasim, die sich während der ganzen Versammlung schweigend verhielten.

Herr Bordaki sprach hebräisch und unterschied den doppelten Zweck meiner Mission, die wissenschaftlich moralische Bildung der

---

Vorsteher der österreichischen Gemeinde: Moses Schmelka Horwitz, Mosche Jossel.

Vorsteher der Warschauer Gemeinde: Elia Juda Deiches, Mordechai Meier Rabinson.

Vorsteher der Gemeinde Chabat: Salomon Epstein.

Vorsteher der Deutsch-holländischen Gemeinde: Joseph Schwarz, Mose Sachs.

Kinder, und deren materielle Unterstützung. „Wir bedürfen keiner Schule. Wir Peruschim und alle andern Kongregazionen der Aschkenasim haben hinreichend viele Chedorim, wo unsere Kinder Unterricht erhalten. Die im „Kol mebasser" angedeutete Unterrichtsmethode, den Kindern Begriffe und Lehren spielend beizubringen, sie ohne Anstrengung zu unterweisen, sie religiöse Lieder singen, und zur Stärkung ihres Körpers gymnastische Uebungen machen, vielleicht gar tanzen zu lassen, ist völlig falsch. Kindern muß man nicht den Unterricht leicht, vielmehr schwer machen, sonst erscheint ihnen die Lehre nicht wichtig genug. Unsere Kinder bedürfen keiner physischen Kräftigung, keiner Erholungszeit im Freien; sind sie gesund."

„Hältst du Schulen" nahm ich das Wort „in denen außer Talmud Bibel gelehrt wird, für schädlich? Ist Elementarunterricht in der hebräischen Sprache, Beibringung von religiösen Begriffen, Gebete, Reinsprechen der eigenen und der Landessprache der Religion zuwider?"

„Schulen" entgegnete Herr Bordaki und wie es schien mit voller Beistimmung derjenigen, deren Sprecher er war, „Schulen in denen außer Talmud irgend ein Gegenstand gelehrt wird, sind, wenn auch nicht geradezu gegen die Vorschriften der Religion, aber gewöhnlich die Veranlassung zu späterem Abfall von der Religion, wie wir dieß in vielen Beispielen in Europa sehen. Nicht meine orientalischen Brüder hier, aber Du kennst Mosche desse, (Moses Mendelsohn aus Dessau) und Dein „Kol mebasser" ist in seinem Geiste geschrieben. Alles das, was Du in der Schule gelehrt wissen willst, ist nicht nur nicht nötig, vielmehr in jeder Beziehung schädlich, vorzüglich aber in religiöser. Mein eigener Sohn und viele, ja alle Kinder der Gemeinden lernen ohne alle vorbereitende Kenntnisse gleich Talmud. Ich stimme daher gegen die Anstalt, die Du beabsichtigst. Was aber die materielle Unterstützung der Kinder mit Speise und Kleidung anbelangt, so wollen wir sie annehmen, dabei ersparst Du noch die Ausgaben für Hausmiete, für Lehrer und Verwaltungskosten, welcher Betrag unserer Chedorim zugewandt werden könnte."

Ein aschkenasischer Rabbi warf die Bemerkung hin: „Ich will den Stachel und auch den Honig nicht!"

Ich nahm das Wort:

„Der Zweck der von einer edlen Frau begründeten Stiftung ist bestimmt ausgesprochen, und von der k. k. österreichischen Regierung empfohlen. Ich habe weder die Macht, noch die Absicht von demselben abzugehen. Es liegt nicht im frommen Sinne der Stifterin Etwas einführen zu wollen, was irgend wie die Gewissen beschweren könnte. Ich bringe als ihr „Scheliach aus Chuze leorez" als ihr Bote außer dem Lande Israels her, in guter Meinung und redlichen Herzens, eine Wohlthat den Gemeinden der heiligen Stadt. Wenn ihr sie annehmen wollet, so ist die Angelegenheit abgethan, und ich bitte nunmehr den ehrwürdigen Präsidenten der Versammlung, die Stimme jedes Einzelnen zu hören, und zu zählen."

Der Chacham Baschi forderte die Abstimmung der Aschkenasim, welche folgendes Resultat ergab:

Von ihren 9 Vorstehern stimmte nur Herr Josef Schwarz und Herr Nissim Back für, 6 gegen die Anstalt. Herr Moses Sachs der fanatische Eiferer für Unterricht, der Ankläger des Obskurantismus der Rabbinen, als welchen wir ihn bereits kennen gelernt haben, entfernte sich vor der Abstimmung.

Der Chacham Baschi gab hierauf seine Stimme mit dem Bemerken ab: „Nachdem die zu gründende Anstalt in keiner Weise den heiligen Gesetzen unserer Religion entgegen, vielmehr geeignet ist, dieselben noch fester und ehrwürdiger zu machen; so stimme ich, Kraft meines Amtes und meiner priesterlichen Würde, ich Chajim Nissim Abulasia, Oberrabbiner der heiligen Stadt Jeruschalaim, für die Gründung der Anstalt."

Einhellig mit ihm stimmte das Besdin und die Vorsteher, Namens der Großgemeinde von Jerusalem, 15 an der Zahl. Es stimmten somit in der Versammlung 18 für, 6 gegen die Anstalt, welche bedeutende Mehrheit noch dadurch an moralischem Gewichte gewann, daß eben die Großgemeinde mit ihrem geistlichen Tribunale und ihren Vorstehern sich in ihr befand.

Herr David Chazan, Oberrabbiner der Gemeinde in Smyrna, jetzt Stellvertreter des Chacham Baschi in Jerusalem stellte hierauf den Antrag, daß nunmehr noch eine weitere Besprechung über die Art und Weise der Gründung gepflogen werde, wobei diejenigen, welche gegen dieselbe gestimmt haben, keinen weitern Beruf anwesend zu bleiben, fühlen dürften. Die Vorsteher der aschkenasischen Gemeinden, mit Ausnahme der Herren Schwarz und Back entfernten sich, und es wurde nach einer kurzen allgemeinen Besprechung beschlossen, daß, da die Sitzung bereits 3½ Stunden in der heißen Mittagszeit gedauert habe, zur Vereinbarung eines Programmes eine zweite Versammlung angeordnet werden möchte.

Die Herren Doktoren Fränkel und Neumann konstatirten das in deutscher Sprache abgefaßte Protokoll. Die Debatte wurde in hebräischer Sprache geführt; Herr Doctor Neumann, derselben vollkommen kundig, hatte die Güte, Dolmetsch zu sein.

So wurde eine Versammlung geschlossen, die an und für sich bedeutungsvoll und karakteristisch auch nach einer andern Richtung hin eine eigenthümliche Wirkung hervorbrachte. Der Beschluß dieser Versammlung war gleichzeitig ein Sieg der Sepharedim über die sie fort und fort bedrängenden Aschkenasim. Beide Parteien schienen erstaunt; die Sepharedim über sich selbst, denn sie fühlten sich plötzlich ihrer Majorität bewußt, und von einem moralischen Drucke befreit, den der Fremde, der Geduldete, über sie seit Langem in ihrem Vaterlande geübt. Die Aschkenasim staunten hingegen über den Muth einer selbstständigen That, den sie ihren trägen, orientalischen Glaubensgenossen lange nicht mehr zugetraut hatten. Zugleich aber war die Gründung einer Lehranstalt, ein Trost für die Sepharedim, welche die Beschämung tief fühlten, daß die den Juden heiligste Stadt der Erde einer solchen entbehre. Kurz vorher auch, nach Verkündigung des „Hat humajum" hatte der Chacham Baschi des kaiserlich türkischen Reiches in Konstantinopel an alle Rabbinen und Gemeinden den

Auftrag ergehen lassen, für religiösen und wissenschaftlichen Unterricht der Jugend zu sorgen und Schulen zu gründen. Die Großgemeinde in Jerusalem hätte, wegen der auf ihr liegenden Schuldenlast, nimmer dem Befehle entgegen kommen können, und so schien es ihr, wie vom Himmel zu sein, daß ihr von der Ferne her, unerwartet die Mittel geboten wurden, wahrscheinlich die erste Gemeinde des weiten türkischen Reiches zu sein, die dem weisen Wunsche der Regierung entsprechen konnte.

Ueberall fügt sich gesittet die Minder- der Mehrzahl der Meinungen. Die Aschkenasim, schon weil sie die Fremden im Lande sind, hätten die türkischen Unterthanen in Erfüllung ihrer Bürgerpflicht nicht weiter stören sollen. Die Meisten aber einer sie demütigenden Herrschaft entflohen, hier gastfrei aufgenommen und geschützt, fast keinem Gesetze unterthan, sind sie übergreifend, herrschsüchtig, der entronnene und Herr gewordene Sklave. Sie konnten, und hier ist vorzugsweise von den Peruschim die Rede, die plötzliche selbstständige That der Sepharedim und ihre eigene Niederlage nicht ertragen, und so fingen sie gegen Das heimlich zu intriguiren an, was sie in öffentlicher Sizzung feierlich beschließen sahen. Ohne übrigens daran zu zweifeln, daß manche aus „heiliger Einfalt" gegen ein Institut eiferten, das echte Religiosität, Tugend und Bildung zu verbreiten berufen sein sollte; muß auf die hier dargelegten Motive Rücksicht genommen werden, wenn man auf den folgenden Blättern die unmächtigen, meist pöbelhaften Versuche die Gründung einer Lehranstalt zu stören, lesen wird. Es werden übrigens noch manche andere Motive, als die der religiösen Ueberzeugung zu Tage kommen.

Zwei Besuche.

Herr Bordaki. — Vier Ellen weit im gelobten Lande. — Glasscherben und Diamanten. — Gespräch mit Rabbi Hirsch aus Preßburg.

Noch an demselben Tage erwiederte Herr Bordaki, begleitet von zwei Rabbinen seiner Gemeinde, meinen ihm abgestatteten Besuch. Es freute mich des Mannes willen, daß er, trotzdem er als Gegner in der Sitzung gegen meine Sache aufgetreten war, diese von der Person schied und einem freundlichen Gesetze der Höflichkeit huldigte.

„Sie haben", begann er, „eine lange beschwerliche Reise, und in dieser heißen Sommerszeit angetreten. Im Talmud heißt es, wer nur vier Ellen des gelobten Landes betritt, dem wird Aulom habo, künftiges Leben, zu Theil."

Auch ohne gute Werke?

„Ein Mann" erwiderte er „hatte wenig Geld und kaufte für einen Theil desselben alte Glasscherben, die wie es sich später zeigte Diamanten waren. Da klagte er: Warum habe ich nicht für all meinen Willen gute Werke eingetauscht?"

Wie aber, wenn sich durch Unverstand oder Bosheit der Menschen Edelsteine in Glasscherben verwandeln?

„Wird Gott entscheiden!"

Wir schieden in freundlichster Weise, ohne uns wieder zu begegnen.

Nach diesem wurde mir der Besuch des Rabbi Hirsch Markus aus Preßburg zu Theil, um mich zu bitten nicht bittern Herzens die Stadt zu verlassen; es seien viele schlechte, aber auch gute Menschen in der heiligen. Hat nicht Gott selbst Sodoma und Gomorha eines Gerechten wegen schonen wollen?

„Ich fühle mich zu schwach, um dem Herrn nachzuahmen. Ist denn eine Schule in der das Gesetz des Herrn, die Gebete zu ihm gelehrt werden sollen, wirklich so etwas Schlechtes, daß gerade die Deutschen und Sie unter ihnen, sich dagegen ausgesprochen haben?“

Jetzt hat die Schule nichts Bedenkliches, aber in Zukunft kann sie böse Früchte tragen.

„Haut dann den Baum um, aber was hat die von Euch als gut erkannte Pflanze verbrochen?“

Man kann nicht zweien Herren dienen. Weltliche Wissenschaft zieht von der heiligen den Geist ab. Man darf nichts Neues hier lernen, das Alte muß bleiben, bis Meschiach kommt.

„Haben denn die Weisen, welche den Talmud verfaßt haben, nicht auch Mathematik, Astronomie, Medizin studirt? Haben sie nicht das Reich der Thiere und der Pflanzen erforscht? Waren sie nicht kundig der Philosophie?“

Rabbi Hirsch Markus schwieg.

„Ist nicht eine Kinderbewahranstalt unter den Augen Ihres eigenen Lehrers, des weitbekannten, frömmsten Rabbiners Sofer in Preßburg entstanden?“

Rabbi Hirsch Markus schwieg.

„Ich nehme Ihr Schweigen als Zeichen der Zustimmung an.“

Ja, aber die Kinder sollen arabisch lesen und schreiben lernen in Ihrer Schule!

„Sie sind mein verehrter Rabbi Hirsch! aus Ungarn und sprechen deutsch; viele frommste Rabbinen in Galizien sprechen, wie Sie, deutsch, nebst dem Hebräischen polnisch, in Frankreich französisch, in England englisch.. Ist es nun gegen die Religion, wenn die Kinder die Landessprache Palästinas, arabisch lernen?“

Rabbi Hirsch Markus schwieg.

„Warum antworten Sie nicht?

Wir sind zu schwach hier im heißen Klima, um nebst der Thora noch etwas zu lernen.

„Der Geist kann auch bei schwächlichen Körpern sich kräftig bilden. Aber wissen Sie lieber Rabbi Hirsch! warum die Juden hier so schwächlich sind? Weil Kinder heiraten dürfen. Weil die Kinder von ihren Eltern nur eines lernen, — betteln, lieber Rabbi Hirsch! Benützt Ihr die so großmütig geschaffene Handwerksschule? Eben ist ein Knabe ihr wieder entlaufen."

Er war zu schwach.

„Und zählt doch 17 Jahre und zählte schon 15, als ihn die Eltern heiraten ließen?"

Rabbi Hirsch Markus schwieg.

„Sie wollen nicht reden?"

Lieber Herr Doktor! könnten Sie mir nicht in Triest eine Verbindung mit einem Kaufmann einleiten, ich möchte gern einen Holzhandel von dort nach dem Lande Israels einführen. Es wäre ein sehr gutes Geschäft.

„Ich bin ein Mann der Wissenschaft, verehrter Rabbi Hirsch! und habe just heute von Ihnen gelernt: Man kann nicht zweien Herren dienen. Ich habe nichts vom Handel gelernt. Ich bin zu schwach, um neben der Wissenschaft noch etwas anderes zu lernen."

Sehen Sie, Sie sind doch bös auf uns und werden über uns schreiben, denn man sagt, daß Sie sind ein großer Schreiber. Und doch sind gute Leute in Jeruschalaim!

Der liebe, gute Rabbi Hirsch Markus!

Episode.

Ausflug. — Rückkehr. — Szene an der Tempelmauer. — Reskript des österreichischen Consuls.

Ich war von der Aufregung und Arbeit der letzten Tage um so mehr müde geworden, als der Eindruck des ungewohnten Klimas ein mich fast lähmender war. Meine ärztlichen Freunde riethen mir einige Tage, bis die Gemüther sich in Ruhe geschwungen haben würden, vorüber gehen zu lassen, und so unternahm ich, da sich eben angenehme Reisegesellschaft ergab, den Zug nach Jericho, an den Jordan, ans todte Meer, nach dem Kloster S. Saba, nach Hebron, Betlehem, und zum Grabe Rachels. Die Reise war in vier anstrengenden Tagesritten vollendet, und die Schilderung derselben, soll, um hier nicht episodisch störend hereinzuspielen, später mitgetheilt werden.

Freitag den 6. Juli langte ich gegen Abend, von meinem Gastfreunde, der sich schon wegen des nahen Sabbat in einiger Verlegenheit um mein rechtzeitiges Eintreffen befand, freudig begrüßt, wohlbehalten in Jerusalem wieder an. Der Mann, der mir mit dem Schlüssel zum Grabe Rachels entgegen gekommen war, ein Sepharedi, theilte mir mit, daß während meiner Abwesenheit Schmähbriefe an den Straßenecken angeschlagen worden seien, und bat mich gleichzeitig, seinen Knaben in die Anstalt aufzunehmen. Am selben Tage lud der Synagogendiener der Warschauer Gemeinde ein, sich zahlreich zum Gebete an der Tempelmauer einzufinden. Wirklich fand eine größere Versammlung statt, Mütter brachten ihre Kinder mit, Männer beteten Psal-

men um Abwehr der „Gesehre" des Unheils. Einige Fanatiker wollten, um sich besseres Gehör in den Himmel zu verschaffen „Schofar" das Lärmhorn blasen, was jedoch unterblieb.

Um den fortgesetzten Intriguen und Beunruhigungen der polnisch russischen Aschkenasim ein Ende zu machen, erließ der österreichische Consul folgende Zuschrift an die Vorsteher:

„Ich habe durch vielseitige Mittheilungen erfahren, daß von einzelnen Individuen gegen die von Frau Elise von Herz-Lämel gestiftete Anstalt und gegen den Herrn Dr. Frankl Demonstrazionen statt finden. — Weit entfernt, Sie in ihrer religiösen Ueberzeugung stören zu wollen, oder Ihnen Etwas in dieser Rücksicht zu befehlen, mache ich Sie jedoch für jede Demonstrazion gegen die Anstalt, oder eine etwaige persönliche Beleidigung des Mannes, der dieselbe zu gründen gekommen ist, verantwortlich. Ich werde, nachdem die Anstalt unter den Allerhöchsten Schutz Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich gestellt ist, jede Störung nach dem strengsten Sinne des Gesetzes ahnden. Ich hoffe und wünsche, daß Sie mich nicht in die unangenehme Lage bringen werden, meine mir vorgemessene Pflicht zu erfüllen.

Pizzamano."

Der Consul wollte mir einen Kawaß zur fortgesetzten Begleitung geben; ich lehnte dies freundliche Anerbieten ab, um nicht Furcht merken zu lassen. Doch trug ich, wenn ich allein ausging, meinen kleinen Revolver bei mir. Niemals jedoch ist mir Jemand nahe getreten; vielmehr wichen mir die polnisch Gekleideten meist scheu aus.

Pamphlete.

Stil der Religionstribunen. — Tapezierung des Sarges. — Prosa und gereimte Prosa. — Karrikaturen.

Ich lasse hier, um eine Probe des Stiles der modernen Religionstribunen Jerusalems, eine Parodie des verhallten Profetenzornes zu liefern, einige der herbsten Pamphlete, mit denen ich ausgezeichnet worden bin, in worttreuer Uebersetzung folgen. Der Literarhistoriker wird sie schon der Stilistik wegen nicht undankbar aufnehmen. Andere Leser dieser Blätter mögen meine Selbstverleugnung kennen lernen, wenn es gilt, ihnen eine sachliche, der Wahrheit streng gemäße Darstellung selbst dann zu geben, wenn es dem Wehrlosen Schmach und Hohn aufs Haupt regnete in der dreimalheiligen Jeruschalaim. Diese Plakate wurden in verschiedenen Nächten, bald an Hausthüren, wo Rabbinen wohnten, bald an den meinen und an den Pforten des englischen Missionsgebäudes angeklebt gefunden. Leider gelangten nicht alle in meinen Besitz. Die Originale, alle anonym, liegen wohlgeordnet in meinem Pulte mit der Weisung bezeichnet: die innere Fläche meines Sargdeckels mit ihnen dereinst zu tapezieren, als Zeichen meines Martirthums.

„Im Namen des heiligen Gottes und im Namen des Besdins und einzelner Gemeindemitglieder legen wir in den Bann den Bösewicht Frankl — sein Name sei vertilgt! der in der heiligen Stadt Jerusalem ein Haus der Ungläubigen zu errichten gekommen ist. Wir legen in Bann Alle, die in dieses Haus der Ungläubigen gehen. Es soll Jerusalem nicht einer verworfenen Stadt gleichen. Wehe uns über den Bruch!“

„Frankl aus Wien hat das Gesetz Moses und Israels gelästert und geschmäht. Er sei vor Gott dem Herrn des Himmels und der Erde in Bann gelegt. Der Consul kann uns züchtigen, aber nicht den Bann von ihm nehmen!“

„Wer ist diese Frau, die ruchlos einen Ruchlosen zu den Thoren Jerusalems sendet? Wir wollen es euch sagen ihr Frommen! Sie lebte mit einem Manne, der vom Glauben der Väter abgefallen ist. Wenn sie sterben wird, hat sie Niemanden, der ihr das Gebet „Kadisch“ nachsagen wird, denn ihre Kinder sind vor Gott geflohen, und sind Götzendiener geworden. Wer war ihr Vater? Einen Tempel hat er in dem neuen Ninive mit bauen helfen, wo sie Musik machen und nach Art der Christen singen. Also steht es geschrieben in einem Briefe, der aus Chuze leorez — aus Wien — in unsere heilige Stadt gesendet worden ist.“

„Es ist bekannt, daß, wenn ein mit dem Banne Belegter stirbt, so läßt das Besdin sein Grab steinigen. Jetzt aber, da dieß aus Furcht vor dem Könige, vor der Landesregierung — nicht möglich ist, verpflichten wir uns, wir alle Aschkenasim, daß ein Jeder, der auf den Gottesacker kommt, einen Stein werfe auf das Grab des Verpönten, indem er dabei spreche: „So geschehe dem Verpönten, dem Sünder, und der Andere zur Sünde verleitet.“ Ist aber just ein Sepharedi zugegen, der es mit

dem Sünder hält, so mag der Aschkenasi dieß von fern thun und den Fluch aussprechen. Und so soll geschehen sieben Jahre hintereinander fort und fort nach seinem Tode. Jeder, der ein Stück von seinem Grabsteine abbricht, wird werden gesegnet von Gott, indem er dadurch den Namen Gottes heiliget."

„Es ist bekannt, daß der verpönte Bösewicht Frankl eine Schkola errichtet und verlauten läßt, daß er bereit ist, in die Schule mit dem Consul und dem Pascha zu gehen, um sie einzuweihen. Daher finden wir uns veranlaßt, den Bann über ihn auszusprechen, und warnen jeden Juden hinzugehen, weil er im Banne ist. Unrein ist die Stelle, wo er sich befindet. Dort wo man die Sefer Thora hineinstellt, er hat in die Bundeslade auch ein Kreuz gethan. Wehe über seine Abtrünnigkeit! Die Rabbinen haben solches gesehen, warum haben sie ihm beigestimmt? Wir verlangen denn von unsern Brüdern, die noch gottesfürchtig sind, daß keiner hingehe. Gebe Gott, daß der Bann die Wirkung habe, daß er eine Stunde früher, ehe er das Haus einweiht, der Welt entwurzelt werde!"

„Höret doch ihr Sepharedim! Seht den Unterschied zwischen euren russischen und polnischen Brüdern: Ihr habt aus freiem Willen eingewilligt, euere Kinder Schrift und Sprache der Völker lehren zu lassen. Ist das nicht das größte Vergehen und Verbrechen, daß ihr die Stimme eures Lehrers und Meisters nicht hören wollet und widerspänstig seid gegen ihn? Wisset, daß euch dieser Frevel vergolten werden wird, und bildet euch nicht ein, daß diese Lehranstalt nach eurem Gutheißen geleitet und geführt werden wird; sondern nach der Meinung und Gesinnung der Gottlosen und Gotteslästerer. Daher kehret zurück und vernichtet das Dokument, das ihr unterschrieben habt, damit ihr nicht zu Spott und Schande werdet in allen Ländern wo der Name Jerusalem, die heilige Stadt genannt wird. Es könnten sonst Tage kommen, wo ihr gern umkehren möchtet, es aber nicht mehr möglich sein wird."

„Du Sohn eines Mörders und einer Hure, Frankl! warum bist Du gekommen nach den Thoren Jerusalems? Du nahst, Verruchter! eine Quelle des Verderbens zu eröffnen. Geh, geh, Bösewicht, Götzendiener, Unreiner! Bilde Dir nicht ein, wenn Du die Juden züchtigen wirst, daß sie von ihrem Glauben ablassen werden. Wisse Du Narr! daß Du im Banne bist, sowohl in diesem, wie auch im künftigen Leben."

„Hochmütig seid ihr Sepharedim! und huldigt doch ihm! Der Hochmütige ist den Götzendienern verglichen, Euch sind die Schimmer Gottes verblichen! Ihr häufet aber noch Unrecht zu Unrecht vor Gott und kehret das Unterste zum Obersten, zu Schmach und Spott! Lasset ab von Frankl, dem Vieh, denn was ist er hie? Er ist ein Hund an dem nichts ist, der geht zu Grund! Mög er sich eine Krie reißen, von ihm wird es wie im Profeten Jesaias heißen: „Sie gehen dann und trachten die Leichname jener abtrünnigen Menschen, deren Wurm nie erstirbt, deren Feuer nie erlöscht und die allem Fleische ein Greuel sind."

Zu diesem letzten gereimten Pamphlete gesellten sich auch Karikaturen, die ein edles Zeugniß von dem künstlerischen Sinne des süßen Pöbels in Jerusalem geben; leider scheinen sie uns nicht künstlerisch genug, um sie in Holzstöcke graben und hier abdrucken zu lassen. Wiewohl die fantasiereichen Erfinder den Stock gar wohl verdienen möchten, wenn die Eltern auf Zucht ihrer Knaben hielten.

Auf den Oelberg.

Ein Boden für Märtirer. — David als tragischer Held. — Blick über Jerusalem. — Fünf Palmen nur. — Jebel Tur. — Legendarische Fußstapfen. — Ewige Szene.

Es ist ein Stück Erde dieses Jerusalem, aus der die Dornen des Martirthums seit Jahrtausenden sprießen. Ich trug in schweigender Geduld und bändigte den sittlichen Zorn in mir. Du bist Einer gegen Tausend, sprach es in mir, ein müd' gejagtes Wild und der Hunde so viele!

Ich wußte, von welchen unwürdigen und unwissenden Individuen die Schmähblätter herrührten und ich las sie wie Tagesneuigkeiten mit neugierigem Interesse. Als aber eines von ihnen mir die fromme, gute, durch jede Tugend ausgezeichnete Mutter im Grabe in so entsetzlicher Art schmähte, da fühlte ich den Widerstand in mir gebrochen und ich war bis in der Seele betrübt. Ich griff nach meinem Stabe und ging zum Thore hinaus und hinter mir her fühlte ich es wehen, das Grauen, das in dieser Stadt für alle Zeiten wohnt.

Als ich das ausgetrocknete Bett des Kidron überschritt und den Oelberg hinan stieg, schwebte mir die rührende Stelle aus dem Buche Samuel vor: „Und das ganze Land weinete, und der König ging über den Bach Kidron, den Oelberg hinan und weinete und sein Haupt war verhüllet."

Niemals früher, so oft ich das Buch las, war mir die Gestalt des königlichen Dichters plastischer aus dem Dunkel der Jahrtausende entgegengetreten, als jetzt auf meinem einsamen Gange.

Wenn ihn die Dichter besingen, so ist es immer der Hirtenknabe, der den Riesen schlägt, der den düstern Sinn des Königs mit Harfenklängen bändigt, dem die Weiber sangen und spielten: „David schlug zehntausend“. Die dreifache Krone des Dichter-Helden und Königthums beglückte dies eine Menschenhaupt. Großmuth schmückte seine Seele, die der edelsten Freundschaft offen war; Schönheit den Leib, die alle Frauenherzen ihm gewann. Alle Herrlichkeit der Gottesweihe verklärten den beglückten Herrn des gelobten Landes, den Beherrscher eines von Gott selbst auserwählten Volkes.

Wie traurig dagegen sein Ende!

Ist es nicht im Buche Samuel wie der letzte Akt einer Tragödie zu lesen? David hat die Gipfel alles schönen Erdenglückes erstiegen, sein Dichterruhm, seine Königsmacht erfüllen die Länder und die Meere. Da kommt ihm die Kunde, daß sich sein Haus, sein eigener Sohn gegen ihn empört hat.

Was ist all der Schmerz, alle Sorge, die er, um das menschliche Leben völlig zu erschöpfen, wohl auch erlitten hat, gegen diesen einen tiefsten Kummer!

Der greise Fürst in seinem Harem und von Schmeichlern wie die Könige alle, umgeben, vernimmt vielleicht nicht wie sonst die Stimme derjenigen, die um Gerechtigkeit flehen und das Volk hat keine Verhörer vom Könige. Sein Sohn, der um die Volksgunst bulend, der Gerichtspflege sich annimmt, stiehlt ihm das Herz der Männer in Israel.

Da man dem Könige meldet, daß sich Absalom, den er in Frieden hieß nach Hebron ziehen, um daselbst einen Gottesdienst zu thun, empört hat, bäumt sich der tapfere König empor, wirft er die Brust in Stahl, greift der sieggewohnte Held nach dem Schwerte? Nichts von alledem! Was kann er im Kampfe gewinnen? Wenn er siegt, wie wird er den, dem Tode verfallenen Empörer strafen, der sein eigen Fleisch und Blut ist? Seine im Kampfe mit dem fremden Feinde errungenen Triumfe, werden sie nicht erblassen, wenn er zum Bürgerkriege das Schwert erhebt? Im tollen unerwarteten Aufruhr fallen ihm die Zügel der Re-

gierung aus den zitternden Händen und so ruft er denn seinen Treuen, die sich um ihn sammeln, zu: „Auf lasset uns fliehen!“ Beugen ihm nicht auch Erinnerungen dunkler Art die Seele und läßt er nicht, wie zu einer Versöhnung mit sich selbst in schmerzlicher Befriedigung ein Strafgericht des Herrn über sich ergehen?

Aber auch die Bundeslade, die ihm die Priester nachtragen, sendet er zurück. Würde sie ihm nicht das Volk um sich versammeln helfen? Ist sie nicht die heilige Fahne des Judenthumes und das Panier seines Reiches? Wo sie, ist der König. Verläßt ihr edler Tänzer die ihm angetraute Braut? Er flieht. Seine zehn Weiber läßt er zurück, um seine Burg zu bewahren und lehrt Husai den Arachiten, wie er ein Verräther werden solle.

So gibt der König die Krone und das heilige Banner, der Held seine Stadt, der Mann sein Haus preis und — weint.

Und da ein Mann vom Geschlechte des Hauses Saul ihn mit Steinen bewirft und ihn einen Bluthund und losen Mann schilt und ihm flucht und die Gewaltigen zu des Königs Rechten und Linken diesen schlagen wollen, da wehrt er ihnen mit den Worten: „Laßt ihn fluchen, denn der Herr hat es ihm geheißen.“

Wie? Vielleicht hat es der Herr damals auch geheißen, als Goliat das Volk verhöhnte. Der mutige Knabe besann sich aber nicht lange und schlug den Riesen und die Philister und alle die sich ihm später widersetzten.

Aber die Jugend ist entschwunden und die Kraft des Mannes ist gebrochen. Weiber umgeben den hinfälligen Greis. Wir erkennen Den nicht mehr, der zehntausende schlug! Und da er sich endlich aufrafft, nachdem ihm sein Sohn Krone und Ruhm geraubt und den Vater vor den Augen des ganzen Israel geschändet hat, und man ihm räth sich nicht an die Spitze des Heeres zu stellen, da spricht der sonst die Schlachten ordnende Feldherr seltsam genug: „Was euch gefällt, will ich thun!“ Er will wohl nicht verantwortlich für Thaten sein, die blutig sind, und die gethan werden müssen. Der seinem Feinde Saul und

seinem Freunde Jonathan die unsterblich rührende Todtenklage anstimmte, der in sich gebrochene Mann hat bei der Todesnachricht seines Sohnes nur den dumpfen Aufschrei mehr in der Brust: „Mein Sohn Absalom, mein Gott, mein Sohn Absalom! Wolle Gott, ich müßte für Dich sterben! O, Absalom, mein Sohn, mein Sohn!“ Nicht der König, nicht der Held, nicht der Dichter mehr, es steht der nackte Mensch vor uns, auf den es brennende Pfeile von einem unbarmherzigen Himmel nieder regnet.

Aber auch die Freuden der wieder gewonnenen Königsmacht schmecken dem Könige bitter. Er muß hinaus gehen und freundlich reden mit den Knechten. Die Empörung erhebt noch da und dort ihr Haupt und der König fürchtet, der Aufwiegler Seba werde ihm mehr Leides thun, als Absalom. Hungersnot drückt nach dreijähriger Mißernte das Volk und er gibt sieben Männer des Hauses Saul den Gibeoniten preis, daß sie sie hängen und versöhnt seien, da es um ihretwillen Mißernte ist.

Fünf Männer von ihnen sind die Söhne der einst geliebten Michal, seiner Retterin vom Tode; sie sind die Neffen des treuesten Freundes Jonathan. Er darf nicht dankbar fühlen und nur der eisernen Nothwendigkeit gehorchen.

Es kommen noch Kriege gegen die Philister; David ist aber müde und seine Männer sagen ihm: „Du sollst nicht mehr mit uns ausziehen in den Streit.“

Die eigene Kraft ist gewichen, er will sich der gesammten Kräfte bewußt werden, und er zählt das Volk. Die Pest wütet, als Rächerin dieser That.

Und der König ist alt und kann nicht warm werden, man bringt ihm die schöne jungfräuliche Abisag aus Sunem, daß sie vor dem Könige stehe, sein pflege, und wärme den Herrn. Und sie war eine schöne Dirne und pflegte des Königs und dienete ihm. Ihm mundete nicht mehr der Wein, nicht köstliche Speisen, und nicht das Lied der Harfe heißt er mehr ertönen.

Es ist ein langsames Sterben und der Vater hat nicht mehr die Kraft, als sein Sohn Adonai den noch lebenden König beerben will, zu fragen: Warum thust Du also? Und doch hatte er,

wie Bath Seba dem Sterbenden vorhält, geschworen, bei dem Herrn seinem Gotte, sein Sohn Salomo soll König nach ihm sein und auf seinem Stuhle sitzen. Wie aber scheidet der geistvollste und heldenhafteste König Israels? Nachdem er mit frommen Worten Ehrfurcht vor Gott, Treue für das Gesetz Moses empfohlen hat, sind seine letzten Gedanken ein Vermächtniß der Rache: „Lasse Joab und Simei, dem ich schwur, ihn nicht zu tödten mit dem Schwerte, nicht unschuldig sein; denn Du bist ein weiser Mann und wirst wohl wissen, was Du ihnen thun sollst, daß Du ihre grauen Haare mit Blut hinunter in die Hölle bringest."

Sind die letzten Regierungsjahre nicht ein schmerzlich geistiges Absterben? Dem Heldenkönige wäre besser gewesen, in der Jugend mit seinen Vätern begraben zu werden. Wie oft wird uns von dem Fürsten erzählt, der da ausrief: „Vor dem Tode ist Niemand glücklich zu preisen." Ein schmerzlicheres Beispiel für die Wahrheit dieser Betrachtung ist der König David und der Dichter, der ihn als Helden einer Tragödie wählen würde, hätte ihn vielleicht so zu fassen, wie er sich hier uns darstellt: nach all seinen Triumfen, nach all seinen Siegen, eine purpurne Gestalt dem gemein Menschlichen preisgegeben, gebrochen vom Alter, besiegt vom Unglück und ein Bild, wie Jugend und Schönheit, Schwert und Krone, Lied und Geist welken, brechen und vergehen.

Ich war den Oelberg langsam in einer halben Stunde hinangekommen und vor mir lag die Stadt Davids. Jenseit des Kidronthales tief zu meinen Füßen, das den mit alten Olivenbäumen bepflanzten steinigten Berg von der Stadt scheidet, hebt sie sich empor mit ihren tausend Kuppeln, Zinnen und Terrassen. Kein Zimmer in Jerusalem hat eine flache Decke, jedes ist mit einer Kuppel überwölbt, so daß jedes Haus so viele Kuppeln zählt, als es Stuben hat, die alle ein Stockwerk hoch gebaut sind. Einen breiten Bergrücken herab und im länglichen

Fünfecke gestreckt liegt die Stadt durch diesen Kuppelreichthum großartig da; die Steine, aus denen sie gebaut ist, leuchten weißgrau im Sonnenglanze. Wenn wir über diese steinernen Wellen hinblicken, so wölben sich zwei größere aus ihnen empor, es sind die Kuppeln der Grabkirche. Mitten in diesem Kuppelmeere ragt ein Felseneiland auf als ein längliches Viereck; abgeflacht, trägt es zwei blaugrau schimmernde Moscheen. Dies ist der Berg Morea mit der Omar- und Aksamoschee. Der scharf umgränzte Platz auf dem der Tempel Salomo's stand, liegt vor uns. Einige finstere Riesenzipressen ragen zwischen halbverfallenen Bogen, neben trümmmerhaften Bauen empor und fünf Palmen, nicht mehr sind in Jerusalem zu sehen, neigen ihre Blätterfächer über heiße Dächer. Sie tragen in Jerusalem keine Früchte, wie die Gazellen in der Gefangenschaft keine Jungen haben. Ueber all die Stadt ragt der Berg Zion auf. Von fünf zerstreut liegenden Gebäuden flattern bunte Banner, es sind die Flaggen von Oesterreich, Frankreich, England, Spanien und Preußen; sie haben sie, weil es heute Sonntag ist, aufgehißt. Wir hören kein Glockengeläute, die Stimmen des Verkehrs hallen nicht so hoch zu uns herauf, eine tiefe Stille lagert auf der Stadt. Die Umgebungen sind bis an die fantastisch gezackten Mauern hinan nackt, traurig und gräbervoll. Wir sehen keinen Menschen, kein Thier. Hat die Pest innerhalb jener Mauern gewütet und harren die Todten der Geier und Hyänen? Niemand scheint da zu sein, daß er sie begrabe.

Weit hinaus zur Rechten erhebt sich ein grünender Berg, das Rama des Profeten, wo er begraben liegt und was noch ferner sich ausbreitet, wie von der Sonnenglut geschmolzenes funkelndes Silber, es ist das todte Meer. Ein schwarzgrüner schmaler Streif, aber nur dem scharfen Auge sichtbar, bezeichnet den Lauf des Jordans und hinter ihm heben sich die Berge von Moab empor und verbergen dem Auge die rote Wüste.

Auf der Höhe liegt das kleine Dörfchen Jebel Tur und erhebt sich ein kleiner kuppelüberwölbter, auf Säulen ruhender Bau, der als Himmelfahrtkapelle bekannt ist. Die Mönchslegende zeigt einen im Felsenboden befindlichen unförmlichen Eindruck als die Fußstapfe Christi, die er emporsteigend eingedrückt haben soll, dem Berichte des Evangelisten Luka entgegen, der Christum von den Jüngern in Bethanien scheiden und verschwinden läßt.

Ich bestieg das Minaret der nebenan gebauten kleinen Moschee, um den für ein ganzes Menschenleben unsterblichen Eindruck in Auge und Seele zu empfangen, den diese Szene mit ihren geisterhaften Bevölkerungen dreier Jahrtausende auf Geist und Fantasie ausübt.

Möge die Legende noch so fromm fabeln und für jedes Wort und jede That eine Stelle zeigen, wo sie gethan, wo jenes gesprochen worden ist, möge noch so scharfsinnige topografische Forschung Entdeckungen machen, welche schon von der nächsten widerlegt werden, wir betrachten das große Ganze: Dies sind die noch unerschütterten Berge, dies die unzweifelhaften Thäler und Schluchten, dies der Kidronbach und die Siloaquelle; diese die unverändert gebliebenen, einzig wahren Stätten, wo das geistige Schicksal der Menschheit in ältesten und in späteren Zeiten für Jahrtausende entschieden worden ist.

Beschuldigungen.

Nicht beschnitten. — Ein Kreuz für die Bundeslade. — Verbindung mit der katholischen Geistlichkeit. — Verweigerte Unterschrift. — Wieder Geldmotive. — Zusage.

Rabbi Josef Schwarz, der in der Versammlung für die Anstalt gestimmt hatte, mußte darum mancher bittern Rede seiner Gemeindemitglieder begegnen. Als er sie aufforderte, ihre Meinung durch ein einfaches Ja oder Nein schriftlich kund zu geben, stimmten sie alle mit: Nein. Dies mag der Hauptgrund gewesen sein, daß Herr Schwarz, dem ich seiner Intelligenz, wie seines geistigen Strebens wegen die Direktorstelle der Anstalt angetragen hatte, dieselbe zögernd, zwar nicht ablehnte, doch später mich selbst mit wahrem Bedauern veranlassen mußte, nicht weiter in ihn zu dringen. Seine Stellung wäre unter den obwaltenden Verhältnissen jedenfalls gefährdet gewesen.

Er erzählte mir, welche Gerüchte über mich verbreitet wurden: ich sei nicht beschnitten, eben so meine Kinder nicht.

„Allerdings nicht," erwiderte ich dem etwas Erstaunten lachend, „denn ich habe keine Kinder."

In den Kisten die ich mitbrachte, seien eine Orgel und sonstige musikalische Instrumente enthalten, um sie in der Synagoge einzuführen.

„In den Kisten bringe ich die frommen Weihgeschenke, welche in Wien für Jerusalem gespendet worden sind."

Ich beabsichtige statt der Thora ein Kreuz in die heilige Lade zu stellen, ich stünde überhaupt mit der katholischen Geistlichkeit in Oesterreich in Verbindung, um die Juden zum Christenthume bekehren zu helfen. Die eben in Jerusalem eingelaufene Nachricht von der Festnehmung des Rabbiners von Sardagura in der Bukowina — von dem die Gemeinde „Chassidim Wolhinier" Sammlungsgelder bezieht — durch die österreichische Regierung sei in die angedeutete Richtung hin schon der Beginn und ein Werk meiner Denunziation.

„Verlieren Sie nur nicht," schloß er betrübt und betrübend seine Mittheilungen, „verlieren Sie nur nicht den Glauben an die Erhabenheit der jüdischen Religion, wenn Sie die Irreligiosität, die Niedertracht, die Unehrlichkeit, die Lüge in der uralt heiligen Stadt Jehova's, in Jerusalem sehen."

Mittlerweile wurde von der Gemeinde der Sepharedim ein Programm verfaßt, nach welchem die Lehranstalt eingerichtet werden sollte, es ist diesen Blättern in worttreuer Uebersetzung beigefügt. Nachdem ich mich mit diesem, in der Kanzlei des Chacham Baschi durch den geistig begabten Herrn Jakob Lowy ausgefertigten Dokumente einverstanden erklärte und es demselben zur Unterschrift vorgelegt wurde, verweigerte er diese. Bei ihm waren erschienen die Herren Elia Juda Deiches, Vorsteher der Warschauer, Juda Löb Goldschmied aus Amsterdam, Vorsteher der deutschen Gemeinde, Jochanan Hirsch Markus, ehemals deren Vorsteher, und Jankel Lutschiner, ein Notabler der Peruschim und suchten ihn dahin zu vermögen, seine in der Versammlung feierlich gegebene Zustimmung zurück zu nehmen. Als er sie bei ihrem Gewissen aufforderte zu erklären, ob sie die Lehranstalt nach dem abgefaßten Programme für schädlich und religionswidrig hielten, verneinten sie dies, meinten aber ausdrücklich, daß in Folge der Einführung der Schule gewiß kein Geld mehr aus Amsterdam werde geschickt werden. Auch stehe zu befürchten, daß die frommen

Glaubensgenossen aus Zefat, wo der Chacham Baschi 100,000 Piaster ausstehen habe, ihm keine Zinsen mehr schicken würden.

Alles dies theilte mir der Chacham Baschi, als ich ihn mit Herrn Dr. Neumann wegen der verweigerten Unterschrift fragen ging, treuherzig mit.

„Ich habe die Hand darauf gegeben," schloß der Chacham Baschi seine Mittheilung, „heute nichts zu unterschreiben. Morgen ist das Wochenfest, ich wünsche Dir es glücklich in der heiligen Stadt zu begehen. Es ist, wie Du weißt, zum Andenken an die Gesetzgebung Moses unseres Lehrers eingesetzt. Nach dem Feste werde ich das Gesetz, nach welchem Deine Lehranstalt regiert werden soll, unterschreiben."

Er that dies auch nach zwei Tagen in bester Form, worauf auch sein Besdin und ich unterzeichneten.

Das Wochenfest.

Doch zwei Festtage. — Arabisches und polnisches Singen. — Priestersegen täglich. — Morgengebet viermal wiederholt. — Ruf zum Gebete.

Die palästinischen Gemeinden, deren astronomische Kenntnisse schwerlich die der europäischen überbieten, fühlen sich so sicher in der Zeitrechnung, daß sie, wie zur Zeit des Tempels, nur einen Festtag feiern. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich am zweiten Tage des Wochenfestes, für die jerusalemitischen Juden ein Werktag, aufmerksam gemacht wurde, den festlichen Gottesdienst nicht zu versäumen. Die Fremden löst die zufällige Anwesenheit von ihrer heimatlichen Pflicht, zwei Tage zu feiern, nicht los.

Die Synagoge war nicht, wie dies bei uns Sitte ist, mit Bäumen und Blumen geschmückt, der Boden nicht mit duftendem Schilfe bestreut. Aber beim Oeffnen der Bundeslade wurde des großen spanisch hebräischen Dichters Ibn Esra's Gedicht gesungen, anspielend auf das hohe Lied: „Geht hinaus Töchter Zions! und staunt ihn an, den König Salomo mit der Krone, mit der ihn umkränzt die Mutter am Tage seiner Vermählung, an seines Herzens Freudentage!"

Der Gesang der Sepharedim ist dem der Araber überhaupt verwandt, mehr rhythmisch als melodiös, mehr schreiend als weich, die Nasenlaute vorwaltend. Im Ganzen ist dieser Gesang einem europäischen gebildeten Ohre zwar weniger unangenehm, als das

sogenannte polnische Singen, doch stimmt es durchaus nicht zur Andacht. Die Gewohnheit mag da freilich das ihre thun.

Ein schöner Gebrauch in den Synagogen Jerusalems ist es, daß der Priestersegen nicht wie bei uns, nur an hohen Festtagen gesprochen wird; er wird täglich, nur am 9. Ab nicht, wo die Juden die Zerstörung des Tempels beweinen, gebetet.

Das Morgengebet wird an Wochentagen in der großen sephardischen Synagoge „de las Stambulis" viermal des Morgens wiederholt, damit jeder, je nach Beginn seiner Tagesarbeit, daran Theil nehmen könne.

Der Ruf zum Morgengebete ist eigenthümlicher Art. Wenn der älteste Rabbiner in der Lehranstalt Beth-el, in welcher die ganze Nacht Talmud studirt wird, den ersten Schein der Morgendämmerung bemerkt, sendet er einen Boten ab, auf das hohe weithin gegen Osten schauende Dach des Lehrhauses. Von hier verkündet er laut, wie der Muezim den Mohammedanern vom Minarete, daß es Betenszeit sei. Der eintretende Sabbat wird den Sepharedim durch den Ruf „ascender" anzünden! verkündet und bald leuchten tausend Fenster und es beginnt aus den Synagogen der lyrisch innige Gruß emporzutönen: „Lecho Daudi, likras kalo!"

Ein Haus.

Innerer Anblick. — Eine zornige Abyssinierin. — Großartige Aussicht. — Miete. — Chasaka.

Durch Herrn Dr. Neumann und den mir schon von Wien her persönlich bekannten Rabbi Coronel, wurde ich auf ein Haus aufmerksam gemacht, das für die Einführung der Anstalt besonders geeignet schien. In einer engen abschüssigen Gasse gelegen hat es das Ansehen eines mittelalterlichen Herrenhauses, dem das Dach fehlt und im ersten und zweiten Stockwerke, nur wenige mit hölzernem Gitterwerk versehene Fenster zeigt.

Da es die Einrichtung, wie fast alle Häuser in Jerusalem hat, so dürfte dem Leser eine flüchtige Skizze desselben interessiren.

Durch eine niedere Thüre gelangt man in eine dunkle, in die Tiefe gehende Halle, aus der gleich beim Eingange eine steinerne Treppe zu einem terrassirten, unbedeckten Vorplatze emporführt, auf welchem sich zur Rechten ein niederer Umbau einer mit hölzernem Deckel verschlossenen Zisterne befindet. Zur Linken führt eine Thüre in eine kleine Stube, eine zweite neben an zu zwei anderen ineinander gehenden Stuben.

In diese zogen sich, als wir das Haus besichtigen kamen, die Frauen, deren der ehrwürdige, weißbärtige Hausbesitzer nur zwei hat, zurück. Eine abyssinische Sklavin, hager, greisen Ansehens, wiewohl erst dreißig Jahre alt, mit fein, fast griechisch ge-

schnittenen Zügen stand vor der Thüre und breitete ihre Arme so aus, daß die weiten Aermel ihres Gewandes einen Vorhang bildeten. Die Frauen schienen sich nicht rasch genug zurückgezogen zu haben, und so erhob sie über diese Störung einen zankenden Lärm gegen uns in arabischer Sprache; dabei fletschten uns ihre Zähne weiß entgegen, und die graublauen Augen funkelten aus dem braunen Antlitze, wie die Augen einer Hiäne.

Ueber den Vorplatz weiter schreitend, der Treppe gegenüber, die wir herauf gekommen waren, befindet sich eine kleine gedeckte Vorhalle durch die wir in einen hochgekuppelten Saal gelangten. Vom beschriebenen Vorplatze führt eine freie Treppe in das zweite Stockwerk des Hauses; unter ihr, nur durch die offene Thür Licht gewinnend, klaffte uns rauchig und von nie entferntem Ruße schwarz wie ein Höllenrachen, in dem Feuer glüt, die Küche entgegen. Auf der Höhe der Treppe empfing uns wieder ein kleiner offener Vorplatz, der durch Hohlziegel sich vom Nachbarhause trennte. Hier standen einige Blumen in Gartengeschirren, die uns, spalierartig aufgestellt, in einen zweiten luftig hohen Saal führten.

In diesem sowohl, wie im Saale im ersten Stockwerke sind drei Fensterreihen angebracht, die mit Holzgittern versehen und mit hölzernen Läden zu verschließen sind. Glasscheiben fehlen. Dem Eintretenden blickt ein Theil der kuppelreichen Stadt entgegen; die Fenster zur Linken sehen auf die Terrasse des Nachbarhauses — zur Rechten ragen hundertjährige riesige Zipressen, die gewaltigen Kuppeln zweier Moscheen, Säulen und Bogentrümmer. Es ist der ewig heilige Platz, auf dem der Tempel Jehovas stand. Ich war von dem unerwarteten Anblicke tief ergriffen und beschloß, das Haus zu mieten. In einem Lehrsaale mit dieser Aussicht muß das Gemüt der Jugend von einem wehmütig-erhabenen Gefühle bewegt werden, ihre Gedanken höher getragen, und der Geist mit jenen Anschauungen erfüllt werden, die das Leben heiligen und verklären.

Die Unterhandlungen mit dem Hausherrn dauerten nach orientalischer Sitte lange, mehrere Tage, immer einige Stunden, bis

wir uns über den Preis der Miete auf 3 Jahre mit 6000 Piastern einigten und der wohlhabende Hausherr echt türkisch am Schlusse noch das unvermeidliche „Bakschiesch" Trinkgeld verlangte. 150 Piaster stellten ihn diesfalls zufrieden.

Hierauf wurde in arabischer Sprache auf dem k. k. österreichischen Consulate der Kontrakt schriftlich verfaßt, unterzeichnet und ausgetauscht. Eine Schrift über die „Chasaka" wurde mir später ausgefertigt. Die Chasaka eines Hauses in Jerusalem besitzen ist wichtig und eine kluge Maßregel der Juden. Kein Jude darf ein Haus mieten, auf daß ein anderer die Chasaka besitzt und so sichern sich die Armen ihre Wohnungen vor dem Ausmieten durch die Reichen, oder vor einer wucherischen Mietesteigerung des meist mohammedanischen Hausbesitzers. Die Chasaka ist verkäuflich, ja sie erbt sogar fort und wird nicht selten um mehrere tausend Piaster verkauft.

Handwerker und Arbeitschulen.

Achtbarkeit der Handwerker. — Gewerbestatistik. — Schneider und Profet. — Aristokratie und Almosen. — Knaben und Mädchenschule. — Ein Bibelgebot unerfüllt. — Wichtige Etikettefrage. — Acht und zehnjährige Bräute. — Wie Stiftungen betrachtet werden. — Reiche Bettler. — Wöchnerinnen- und Leihanstalt. — Wucher mit Almosengeldern.

Es begann nun eine eigenthümliche Thätigkeit für mich, das Haus mußte gereinigt, ausgebessert, übertüncht, die Thüren gut schließend, die Fenster mit Glasscheiben versehen, alles frisch angestrichen werden. Für die Lehrsäle waren Tische, Bänke, Schreibtafeln zu bestellen und so geriet ich plötzlich aus den rabbinischen Kreisen in die der Arbeiter und Handwerker.

Ich kann es nicht verschweigen, daß der Eintritt in diese Gesellschaft mir ein angenehmer und mich versöhnender war. Ich sah schlichte Menschen, welche ebenfalls die Sehnsucht nach dem heiligen Lande hieher gebracht hatte, die aber fromm und redlich, heiter und kräftig für das Bedürfniß des Lebens sorgen und schaffen, die, wenn auch unzufrieden mit der Herrschaft der Rabbinen, doch jedes von diesen heilig gehaltene Gebot der Religion fromm und andächtig erfüllen. Sie bilden einen durchweg ehrenwerten tüchtigen Theil der jüdischen Bevölkerung Jerusalems. Keinerlei Arbeit mußte ich Mohammedanern oder Christen überlassen; für jede fanden sich Juden.

Eine Statistik der jüdischen Handwerker möge hier ihren Platz finden. In Jerusalem lebten zur Zeit meiner Anwesenheit 1 Maurer, 2 Steinmetzen, 1 Bildhauer, 12 Tischler, 1 Schlosser,

2 Schmiede, 6 Klempner, 5 Uhrmacher, 1 Schleifer, 2 Steinschneider, 5 Silber- und Goldarbeiter, 5 Buchbinder, 6 Posamentirer, 20—24 Schneider, 15 Schuster, 2 Färber, 5 Barbiere, 10 Bäcker, 3 Zuckerbäcker, 30—40 Brantweinbrenner (nur Polen und Russen) und Weinbereiter. Letztere kaufen die Trauben in Hebron.

Anderen Beschäftigungen nach gibt es in Jerusalem 40 Melamdim, 5 Schreiber, 2 Musikanten, 12 Kaufleute, 20 Krämer, 3 Wechsler, 10—12 Hausirer.

Die Aschkenasim sind als die besseren Arbeiter anerkannt, sie haben das Handwerk in Europa erlernt; auch der Zahl nach übertreffen sie die Sepharedim.

Wenn wir die Zahl der so Beschäftigten zusammenfassen, ergibt sich die Ziffer 239, somit ist nur der vierundzwanzigste Theil der Gesammtbevölkerung praktisch thätig, und 5461 Menschen, Frauen und Kinder eingerechnet, sind müßig und erwerblos.

Zu beklagen ist es, daß manche jüdischen Handwerker in Jerusalem mit der besten Absicht anlangen, sich ihr Brot zu erwerben und bald das, im heißen Klima allerdings beschwerliche Handwerk verlassen, um von Almosen zu leben. So wanderte vor etwa sechzehn Jahren ein europäisch gekleideter Schneider aus Amsterdam ein; die letzte That seiner Nadel war kurz vor seiner Ankunft ein polnischer Anzug für sich. Dann gab er sein Handwerk auf, und wie sein schneidernder Landsmann Johann von Leyden, Profet, wurde er — Vorsteher und natürlich wohlhabend. Ein Schneider aus Bayern, der früher das Glück in Amerika suchte und in einem Ehebette zu Jerusalem fand, mußte das Handwerk aufgeben, weil seine aristokratisch jerusalemitanische Gattin ihm rund heraus erklärte: „Mit einem Schneider sitze ich nicht!" das heißt: lebe ich nicht, und sie leben nun gemeinschaftlich vornehm von Almosen. Bei solcher Anschauung darf es nicht wundern, wenn die durch Herrn Albert Cohn so wohlmeinend, wie Alles, was er Jerusalem zudenkt, ins Leben gerufene Handwerkschule wenigstens anfangs von keinem glücklichen Erfolge begleitet war. Sie soll in neuerer Zeit durch die energische und intelligente Leitung des Herrn Dr. Neumann einen lebhaften Aufschwung genommen haben.

Das Beispiel des Müssigganges wirkt auf die Jugend, ihr Ehrgefühl, wenn es überhaupt rege wird, stumpft sich durch das allgemeine Almosennehmen ab. Es ist das biblische Wort: „Im Schweiße deines Angesichtes“ in Jerusalem allein, wo jedes Wort der Schrift heilig ist, von keiner Bedeutung.

Die frühe Heirat lähmt endlich alle Thatkraft.

Als ich die Schule der Handwerker besuchte, wo sie die Bibel übersetzen lernen, fand ich die aschkenasischen von den sepharedischen Knaben in zwei Stuben getrennt, dreißig an der Zahl. Drei von den Knaben führte mir ihr Lehrer, Herr Schiffmann aus Prag, als Bräutigame auf, die demnächst heiraten werden.

Die gleichzeitige gegründete Mädchenschule, in der hebräisch lesen, beten und stricken gelehrt wird, fand ich in einem hinsiechenden Zustande. Das Ganze, eben so praktisch gedacht als großmütig dotirt, hatte einen schönen Beginn und hörte bald zu wirken auf. Ich fand in einem Schulzimmer 3, in einem zweiten 5 Mädchen. Drei andere Zimmer standen leer. Die Mädchen saßen müßig da. Die Lehrerin erklärte, es sei heute eine Hochzeit und da laufen die Kinder fort, auch sei es eben Essenszeit und die Kinder bei ihren Eltern. Es war 4 Uhr Nachmittag und somit keine Mahlzeit. Die Schulbänke waren der Art bestaubt, daß wohl lange keine Schülerinnen auf ihnen Platz genommen haben mögen, die schwarzen Tafeln lagen halbzerbrochen auf der Erde.

Ein Comité von 24 Personen, welches die Schule leiten sollte, war gebildet, und Alles versprach einen günstigen Erfolg. In der ersten Sitzung wurde verhandelt, wer, wenn eine Quittung oder ein Schriftstück vorlag, zuerst unterschreiben sollte? Nach langer Debatte über den hochwichtigen Gegenstand wurde kein Beschluß gefaßt, und erst in der zweiten Sitzung die bedeutungsvolle Etikettfrage dadurch gelöst, daß Niemand unterschrieben und nur das Siegel der Anstalt aufgedrückt werden sollte. Die Abgabe des in den Händen des Herrn Dr. Neumann befindlichen Siegels bildete den Gegenstand der dritten; ob man den Dienern Schuhe verabreichen wolle, der vierten — und letzten Sitzung.

Das Comité löste sich auf, d. h. die Mitglieder, ohne alle frühere Verabredung versammelten sie sich nicht mehr, ohne ein anderes als das eben dargestellte Lebenszeichen gegeben zu haben.

Keinen erfreulicheren Anblick bot die durch Sir Montefiore gegründete Arbeitschule für Mädchen, in einem Hause dessen Mietzins für 3 Jahre 18,000 Piaster beträgt, wo für Reparaturen und Akzidenzien noch 8000 Piaster verwendet waren.

In einem Lehrzimmer zählte ich 21 Kinder, deren einige nähten, die meisten aber schliefen, ihrer Lehrerin wahrscheinlich nachahmend, die im zweiten Lehrzimmer zwischen 6 Mädchen auf dem Estrich ausgestreckt liegend, schlief. Unter den Mädchen zeigten mir meine Begleiter, die Herren Fränkel und Neumann, einige acht- bis zehnjährige Bräute, die sich dieses Standes nicht ohne stolzes Selbstgefühl bewußt waren. Hier sind 5 Lehrerinnen angestellt. Außer der Schlafenden haben wir keine gesehen. In einer Stube lagen 6—700 Stücke ungebleichte Baumwollenstoffe, die von den Kindern verarbeitet, den Armen geschenkt werden sollen.

Man muß den Eltern dafür zahlen, daß sie ihre Kinder zum Unterricht senden; was auf einer eigenthümlichen Anschauung beruht. Alle Stiftungen der Europäer, die Bildung und Kultur bezwecken, werden von einem beschränkten Gesichtskreise, innerhalb dessen sich noch die Furcht der Religionschädlichkeit derselben bewegt, keineswegs als Wohlthaten betrachtet, vielmehr als eine Sache des Vergnügens, das sich irgend ein reicher europäischer Glaubensgenosse bereiten will. Möge er denn sein Vergnügen bezahlen, um so mehr, als man in seinem religiösen Gewissen ihm denn doch Konzessionen zu machen hat. Niemandem in den verschiedenen Gemeinden erscheint es als eine Ehrensache solche Anstalten zum Frommen des Gesammtwohles zu fördern, sie zu überwachen. Und findet sich wirklich ein Rabbiner, so thut er genug lässig seine Pflicht, ohne sittliche Absicht, ohne höhere Auffassung, für — Bakschiesch.

Welcher Schmerz mag die edlen Männer, als sie bald nach mir Jerusalem wieder besuchten, um ihre Schöpfungen zu sehen, ergriffen haben! Bäume, die fromm und im Geiste der Civilisation

gepflanzt in den steinigen Boden des gelobten Lands keine Wurzeln geschlagen haben. Mich ergriff in ihrem Sinne Zorn und Wehmut. Es erwachte wohl auch der Gedanke in mir, daß ich selbst Zeit, Kraft, Gefahr und Schmerz an eine Arbeit zu verschwenden gekommen bin, die vielleicht keine bessere Zukunft hat! Es mußte aber auch die Frage auftauchen, wie diese Schulen ohne Widerstand der jüdischen Bevölkerung hier entstehen konnten, zumal Schulen für Mädchen, deren Unterricht als völlig unnotwendig im Oriente angesehen, und deren Erscheinen außerhalb des Familienkreises der orientalischen Anschauung geradezu entgegen ist.

„Sie sehen", erwiderte einer meiner Begleiter, „nunmehr ganz deutlich, daß gegen Sie ein Widerstand von außenher künstlich und frevelnd organisirt worden ist. Erinnern Sie sich der Andeutung, die Ihnen der Chacham Baschi gegeben hat? Es spielten aber auch noch andere Ursachen mit, die der Gründung dieser Schulen förderlich waren. Herr Albert Cohn kam plötzlich, unerwartet, und ehe die Bevölkerung Zeit sich zu besinnen hatte, riß dieser energische Mann, durch begeisterte Reden wirkend die Gemüther hin, und durch noch etwas — durch den in aller Welt populären Namen Rothschild. Er theilte großmütig mit vollen Händen Gold aus. Die momentan gewährte Wohlthat siegte über jedes Bedenken, wenn es überhaupt aufkam. So war es auch bei Montefiore der Fall. Und doch als dieser Wohlthäter des heiligen Landes, dieser strenggläubige Mann bei seiner dritten Anwesenheit Gründungen beabsichtigte und kein baares Geld mehr verschleudern mochte, thaten sie ihn in den Bann, und nicht deßwegen, weil er die Omar Moschee, die auf der Stelle des Allerheiligsten des Tempels erbaut ist, betreten hat.

Kaum dankbarer wird die höchst wohlthätige, ebenfalls durch Herrn Albert Cohn gegründete, von der Familie Rothschild fundirte Anstalt für arme Wöchnerinnen aufgenommen. Jede arme Wöchnerin erhält 50 Piaster als baare Unterstützung, 50 Piaster

auf Anschaffung einiger Wäsche. Als sich der Mann einer Wöchnerin um die Unterstützung meldete, und ihm Herr Dr. Neumann entgegen hielt, daß er wohlhabend sei, antwortete er: „Mich aber kostet das erste Wochenbett meiner Frau 800 Piaster, 80 Fl. C.-M.

Zu Herrn Dr. Fränkel kam ein Mann, um sich für sein Leiden ein Medikament verordnen zu lassen. Als der Arzt, nicht für seinen Rath, wohl aber für die Arzenei die Zahlung verlangte, und der Pazient sie verweigerte, sagte er entrüstet: Schämst Du Dich nicht, einem Armen zwei Piaster zu entziehen, und hast doch erst einer Tochter eine Hochzeit ausgerüstet, die bekannter Weise 1500 Piaster kostete?" Unbefangen antwortete der Bettler: „Du irrst, sie kostete nur 1100 Piaster."

Eine gleich naiv impertinente Anschauung liegt wohl auch der Thatsache zu Grunde, daß ein mir näher bezeichneter Mann, der notorisch 100,000 Piaster besitzt, und nichts destoweniger mit 4000 Piaster Chaluka betheiligt ist, Fleisch kauft und von Haus zu Haus feilbietet, um einige Para, Pfennige, zu verdienen. Doch das ist der vereinzelte Fall eines Geizigen, wie solche in aller Welt vorkommen.

Es wurde auch von Herrn Albert Cohn eine Leihanstalt gegründet, die mit 100,000 Piastern von der Familie Rothschild fundirt ist.

Herr Isack Alteras, ein Sepharedi aus Haleb und österreichischer Unterthan mit derselben betraut, lieh 40,000 Piaster den Vorstehern der Aschkenasim, das übrige Geld denen der Sepharedim. Alle betrachteten das Geld durchaus nicht als ein unverzinsliches Darlehen, um etwas damit zu erwerben, und borgten das Geld auf wucherische Zinsen weiter. Das wohlgemeinte Kapital ging trotz wiederwohlter Bemühungen durch den k. k. österreichischen Consul, die Beträge zurück zu erhalten, bis auf die Hälfte verloren.

Jüdische Hospitale.

Rothschilds Hospital. — Der dirigirende Arzt. — Statistik der Kranken. — Kosten. — Plan zur Erweiterung. — Montefiore's Hospital. — Bauplatz. — Unzweckmäßigkeit der Lage. — Lithographirter Plan. — Eifersüchtige Großmut. — Wünschenswerte Vereinigung. — Ein Siechenhaus.

Den betrübenden Erscheinungen gegenüber, die wir in den vorangehenden Blättern geschildert haben, wollen wir ein Bild entgegenhalten, das ebenfalls eine Schöpfung der Familie Rothschild, den trefflichsten Eindruck hervorruft, und in segenreichster Entwickelung begriffen ist.

Auf der Höhe eines Abhanges des Berges Zion gelegen, nimmt das Haus den Besucher in einem großen und lichten Hofraume auf, der von vier Wänden umschlossen, ein geräumiges Viereck bildet. Den Wänden entlang sind Thüren, die zu den Krankenstuben, zur Apotheke, zur Synagoge, zur Küche und zu den Wohnungen der Dienerschaft führen.

Ueber jeder Thüre ist mit blauer hebräischer Quadratschrift auf den weißgetünchten Wänden der Zweck, dem die Räume dienen, bezeichnet. Alle Zimmer haben Glasfenster, die Rahmen, Bettstellen und Einrichtungsstücke sind hellgrün angestrichen und so gewährt das Ganze durch eine blanke Reinlichkeit, durch überall sich darstellende Ordnung gehoben, einen heitern und wohlthuenden

Anblick. Die einzelnen Betten, achtzehn an der Zahl, sind nach palästinensischen Wohlthätern genannt, deren Namen mit hebräischen Lettern zu Häupten der Kranken angebracht sind. Es sind die Namen der Herren und Frauen der Familie Rothschild, Sir Monses Montefiore's und seiner Gattin Lady Judit; in neuerer Zeit kam auch der, der Frau Elise von Herz-Lämel hinzu.

Eine eigenthümliche Verkettung von Lebensverhältnissen fügte es so glücklich, daß Herr Dr. Bernhard Neumann, ein geborner Russe, der auf den Hochschulen von Krakau und Wien gebildet ist, sich eben in Jerusalem befand, als Herr Albert Cohn daselbst eintraf und das von den Sepharedim angekaufte Talmud-Thora-Haus zu einem Hospitale feierlich einweihte. Er erkannte rasch das organisatorische Talent dieses energisch thätigen Mannes und stellte ihn als Direktor und Arzt einer Anstalt an, die er freilich erst ins Leben rufen mußte. Hier fand sich zum glücklichen Gedanken, zur wohlthätigen Idee auch der verstandesklare und praktische tüchtige Vollstrecker derselben. Die ganze musterhafte Einrichtung ist das Werk des Herrn Dr. Neumann; die Handhabung der blanken Ordnung ist die Ausführung seiner Befehle, die geringe Sterblichkeit mit ein Zeugniß seiner wissenschaftlichen Behandlung der Kranken.

Das Spital verpflegte im Jahre 1856 542 Kranke, von denen 505 geheilt worden, 18 zur weiteren Behandlung verblieben sind, und 19 starben; was ein sehr günstiges Verhältniß der Sterblichkeit, 4 zu 100 darstellt. Unter den Kranken befanden sich 267 aus der Türkei, 144 aus Rußland, 16 aus Polen, 33 aus der Moldau, 37 aus Oesterreich und Deutschland, 24 aus Frankreich und Algier, die übrigen 21 gehörten Italien, England, nordamerikanischen Staaten, Marokko, Abissinien und Persien an.

Aufgenommen werden nur Israeliten, doch in der Ambulanz, der ich einigemal in früher Morgenstunde anwohnte, erschienen auch Christen und Mohammedaner, denen Rath und Medikamente ebenfalls unentgeldlich ertheilt werden. Die Apotheke dispensirte

30,135 Rezepte in einem Jahre, die Kosten der Medikamente betrugen im Hospitale 758 Francs, für die Ambulanz 2020 Francs, die Kosten 4401, die Administration 5088 Francs, die Erhaltung des Ganzen, Beleuchtung, Wasser u. s. w. nahm 14,541 Francs in Anspruch. Eine nicht große Summe, die durch sie der leidenden Armut zu Theil geworden sind.

Die Familie Rothschild hat, neueren Berichten zu Folge, noch 300,000 Francs zum Weiterbaue und zur Vergrößerung des Hospitals gespendet; doch fehlt bis jetzt das die Krankenbetten begründende Kapital.

Es ist zu hoffen, daß die Glaubensgenossen aller Länder nicht säumen werden, Beiträge zu liefern, um das menschenfreundliche Werk zu fördern und einer schönen Vollendung entgegen zu führen: ein Werk, das eine ewige Wohlthat für die Juden in Palästina, und ein unvergängliches Monument für alle diejenigen ist, die dasselbe ins Leben gerufen haben und in Zukunft fördern werden.

Vor dem Jaffathore kaufte Sir Montefiore einen weitläufigen Platz, der sich gegen das Josafatthal hinabsenkt, und gegen den Berg Zion hinsieht, ein Hospital darauf zu erbauen. Der Ankauf dieses Platzes fand manchen Widerspruch; weil er für 1000 Pfund zu theuer erschien, wiewohl die auf demselben gebrochenen Steine allein beiläufig denselben Werth haben sollen, und weil er außerhalb der Stadt liegt. Die gesündere Lage im Freien ist fraglich; indem der nahe Begräbnißplatz der Türken, die ihre Todten nur zwei Schuh tief begraben, eben von keinem frischen Dunstkreise umgeben ist. Die Situation bietet ebenfalls manche Unzukömmlichkeit: die Thore werden mit Sonnenuntergang streng geschlossen, ein plötzlich Nachts Erkrankter kann nicht ins Spital gebracht werden; ebenso wenig können die Verwandten zu einem etwa Nachts Sterbenden gelangen. Aber auch bei Tage dürfte es einem Kranken schwer sein, in der heißen Sonnenglut den steilen Abhang vor dem Jaffathore hinab, das Spital zu erreichen.

Zudem sind Häuser außerhalb der Thore der Stadt vor schwärmenden Beduinen nicht immer ganz sicher, und die Stadt, wenn sie einen feindlichen Ueberfall, oder das Eindringen der Pest fürchtet, schließt sich ab und macht den Eintritt in das außerhalb gelegene Hospital unmöglich.

Der Grundstein wurde von Sir Moses Montefiore im Jahre 1855 feierlich gelegt, und ist der weite, lang und hoch gestreckte Raum mit einer massiven Mauer umgeben worden. Ringsum befinden sich die üppigsten Gartenanlagen des griechischen Klosters. Herr Dr. Fränkel zeigte mir einen von den englischen Architekten Wyatt Papworth, und Thomas Allason lithographirten Plan des zu erbauenden Hospitales. Die Eintheilung und Einrichtung ist großartig gedacht und die Fronte so prächtig, daß der Bau vielmehr als ein mittelalterliches Schloß sich darstellt. Man erwartete den Baumeister aus England, um das Werk auszuführen.

Es wurde in Jerusalem allgemein bedauert, daß auch rücksichtlich dieser edelst gemeinten Wohlthat, von Außen her eine nicht glückliche fördernde Zersplitterung Platz greife. Es gibt eine Eifersucht der Großmut! Zwei jüdische Hospitale sind in Jerusalem jedenfalls zu viel; wie denn überhaupt die Stadt, in Anbetracht ihrer Bevölkerung deren mehr als jede Großstadt Europas hat. Zwei Hospitale fordern selbstverständlich ein doppeltes ärztliches und Dienstpersonale und eine doppelte Verwaltung. Die Verpflegung der Kranken ist eine um so mehr theuere, je weniger Kranke verpflegt werden. Neben diesen materiellen Vortheilen hebt sich aber auch der moralische Eindruck hervor, den ein großartiges Institut wach ruft, das wie es räumlich durch Massenhaftigkeit wirkt, nicht verfehlen darf, ihm einen geistigen Inhalt zu geben.

Neueren Nachrichten zufolge hat Sir Moses Montefiore das Rothschild'sche Hospital mit einem Besuche beehrt, was er bei seiner früheren Anwesenheit vermied und er soll, wenn wir recht unterrichtet sind, beschlossen haben, den Bau des beabsichtigten Spitals aufzugeben, dafür ein großartiges Versorgunghaus für hülflose

Greise zu gründen. Er würde mit dieser That zu den vielen groß-mütigen, aber vorübergegangenen Wohltaten, die er dem heiligen Lande spendete, sich ein erstes monumentales Andenken bauen und sich den Segen aller künftigen Geschlechter sichern; während die Undankbarkeit der Gegenwart noch größer ist, als seine stets mit vollen Händen gespendeten, in einen bodenlosen Abgrund versunkenen Summen.

Vor dem Jaffathore.

Der Thurm Davids. — Aussätzige. — Schöne Terrasse. — Betende Moslem. — Prächtige Pflanzungen. — Frühe Thorsperre. — Bunte Gruppen.

Herr Dr. Neumann hatte die Freundlichkeit, wie dieß oft geschah, mich zu einem Spaziergange des Abends abzuholen.

Wir gingen durch den Bazar eine Straße empor, gegen das Jaffathor. Ehe wir an dasselbe gelangten, hatten wir zur Rechten Kaufläden, die beiläufig an die eines kleinen Landstädtchens erinnern. Ein Buchbinder, die Buchdruckerei der Missionsgesellschaft, eine Nürnberger Waarenhandlung, ein Schneiderladen mit einem Aushängeschild, dem einzigen, das wir in Jerusalem sahen, u. s. w. Zur Linken thut sich ein größerer Platz auf, mit einem antiken Baue, der für den Thurm Davids gilt, von dessen Zinne herab er dem Bade der schönen Batseba zugesehen haben soll. An einem langen Zuge von lagernden Kameelen, die des Entlastetwerdens harren, vorbei, sehen wir schon hart am Thore das weitläufige Haus des lateinischen Patriarchen aufragen, auf dem Dache ihn selbst, eine hohe Gestalt mit langem schwarzen Barte, in schwarzem Talare, auf und nieder wandeln, um des frischen Abendhauches zu genießen.

Wir gehen durch die hohe Thorhalle, und sind im Freien. Hier die Anhöhe schroff hinab, bettelt ein Gruppe aussätziger Weiber mit rührend tönenden Bitten. Wir lassen einige kleine Münzen vor ihnen niederfallen, denn man hütet sich sie zu be-

rühren. Wir gelangen herabsteigend in's Thal, und wieder eine kleine steile steinigte Höhe empor zu einer schönen Oelbaum= und Weinanpflanzung des griechischen Klosters. Rotblühende Granatbäume leuchten aus dem frischen Grün hervor. Mitten in dieser grünen Pracht, die wieder den Aberglauben besiegt, daß der Boden um Jerusalem verflucht sei, und nichts hervorbringe, liegt eine große, von niederem Gemäuer eingefaßte Terrasse. In der Mitte derselben ist eine Zisterne, im Hintergrunde einem Weingarten angelehnt, ein von einem hölzernen Dache überdeckter Heerd, wo ein Wirt für jeden Besuchenden Kaffe braut und eine Nargile bereit hält. Hier versammelt sich jeden Abend eine kleine bunte Welt der Bewohner Jerusalems, die der Abendkühle froh werden will. Knaben treiben ihre Spiele, die Alten sitzen und sehen ernst und schweigsam zu.

Nur wenn die Sonne im Niedergehen ist, und die Berge von Moab leuchten, erheben sich die Moslem, jeder einzeln und abgesondert, zum Gebete. Dieses sich bei Gott fühlen, auch außerhalb einer Gemeinde, an jeder Stelle der Erde und ohne alle Vermittlung eines betenden oder singenden Priesters, schien mir ein schöner Ausdruck des Glaubens an die Allgegenwart Gottes, und der unmittelbar an ihn gerichtete Gedanke kindlich und menschlich vertrauensvoller.

Gegen Abend weht auf dieser Anhöhe ein nach der Glut des Tages erquickender frischer Hauch und bewegt die jungen Pflanzungen, die Mandel= und die Olivenbäume, Granaten und Weinranken. Es ist, als ob der Berg tausend grüne Fahnen schwänge, über den Sieg, den die Kultur des Bodens hier errungen hat. Sie wird, nachdem sie diesen Vorposten glücklich erobert hat, nicht stehen bleiben, und weiter ziehen, die Thäler hinab, und die Thäler hinan. So sehr die Lateiner auch über den steten Besitzankauf der Griechen eifersüchtig klagen, ist es nur wünschenswerth, daß immer mehr Grund und Boden ihnen werde. Kapital und Arbeit wandeln hier überall, wo sie hintreten, nacktes felsiges Erdreich in Gärten um.

Ich flüchtete immer auf diese Terrasse, wenn ich von der Arbeit und Sorge des Tages müde geworden war, und beklagte es, wenn wir schon vor sieben Uhr in die Stadt zurückkehren mußten. Die türkische Regierung behandelt die Stadt als Festung und der Militärkommandant übergibt die Schlüssel der Stadt zu der genannten Stunde dem Pascha. Jeder sich Verspätende muß die Nacht im Freien, wo es nicht immer sicher ist, zubringen.

Nahe dem Thore ist vor der Absperrung desselben immer ein bewegtes Leben. Reiter sprengen auf schlanken, bunt gezierten Pferden über die steinigten Pfade, einzelne Kameele schreiten pflegmatischen Schrittes mit ihren Lasten, Männer treiben kleine Esel vor sich her, wenn sie nicht hinter der Last auf ihnen sitzen. Im Thale erhebt sich eine Gruppe weißgekleideter, verschleierter Frauen, im Abendrote glänzend; Priester in schwarzen Talaren, französische „Zionsdamen“, polnische und sepharedische Juden, Arbeiter und Effendis, Alle nähern sich dem Thore, um rechtzeitig einzutreffen und bis zum letzten Moment im Freien zu weilen. In der hohen dunklen Thorhalle sitzen die Wächter, oder rufen vor derselben Entfernteren zu rascherem Gange an.

Auf Zion.

Don Perez. — Erdäpfel von Zion. — Palme und Gurken. — Fruchtbarkeit. — Nachmanides Synagoge. — Die Hütten der Aussätzigen. — Bildhauer und Wunderthäter. — Grundsteine nach Wien. — Reben von Tokai. — Ruhe in Josafat.

Dießmal sind wir früher von unserer Anhöhe aufgebrochen und schreiten durch das Thal hinab und wieder zum Jaffathore hinauf. Wir treten nicht in dasselbe und uns rechts wendend, die Stadtmauer entlang, gehen wir um zum Zionsthore zu gelangen und innerhalb desselben einen Besuch abzustatten.

Eine der angenehmsten Erinnerungen aus Jerusalem knüpft sich an die freundliche, wohlwollende, sittliche Persönlichkeit des Don Jose Perez. Er besuchte mich, bald nach meiner Ankunft in Jerusalem, um mich nach seiner Besitzung auf dem Berge Zion einzuladen, die er als Raja erwerben durfte und sendete mir ein in Jerusalem kostbares Produkt seines ackerbauenden Fleißes· trefflich schmeckende Erdäpfel.

Erdäpfel von Zion!

Etwa nach zwanzig Minuten, das Thal Hinnom tief zu unserer Rechten, langten wir am Zionsthore an, schritten durch sein hohes Portal, und abwärts steigend, kamen wir durch wüste, verödete Schutthaufen an die kleine Pforte einer gemauerten Garteneinfassung. Don Perez hieß uns auf's freundlichste willkommen.

Ich redete ihn mit den Worten an: „Ich freue mich, bei einem Erben des Grundbesitzes König Davids zu sein.“ Als er meine dargebotene Hand nicht fassen wollte, weil seine von Umgraben des Bodens schmutzig sei, ergriff ich sie lebhaft: „Ich drücke gern die Hand, der die Arbeit Schwielen drückt.“

Er führte uns an einem einfachen steinernen Hause, das auf der unebenen Höhe steht, vorbei durch sorgfältig bebaute Beete. Gurken und Melonen, Blumen und Erdäpfel blühten und trugen Früchte und über all das niedere Volk ragte eine von den fünf Palmen, die in Jerusalem zu sehen sind. Sie ragte wie König Saul „über das ganze Volk von seiner Schulter an und aufwärts.“ Don Perez brach einige von den Blättern der Palme und von den Blumen der Beete und gab sie mir, zum Andenken an den Berg Zion und ein Fläschchen kostbares Oel, das er aus dem von ihm gepflanzten Rhycinus preßt, um es mitzunehmen „für die edle Gründerin einer Schule in Jerusalem.“ Er beklagte es, daß den Juden keine Gelegenheit geboten sei, den hundertfach lohnenden Boden des gelobten Landes zu bebauen. „Warum sendet,“ fragte er, „Europa Geld und Geld, das hier in einen Abgrund sinkt. Das Land könnte wieder werden, wie es war, bevor Gott Sodoma und Gomorha zerstörte, wie ein Garten Gottes, wie das Land Egypten, wo man nach Zoan kommt.“

Ein Theil des Gartens ist von der Stadtmauer umgeben, neben der in einer tiefer Versenkung riesige Kaktus wuchern. Wir gingen über die Stadtmauer, wo uns hinter den Schießscharten Stufen auf und Stufen nieder führten. Tiefer hinab, in den Felsen hinein, unter der Stadtmauer, machte uns Don Perez auf eine Ausmauerung aufmerksam, in der, einer jüdischen Ueberlieferung zu Folge, Nachmanides Rambam, als er nach Jerusalem kam, Gottesdienst gehalten haben soll.

Die Sonne war niedergegangen, jenseit des Jordans und der Berge von Moab, von denen aus Moses der Lehrer das verheißene Land sehen, aber nicht betreten durfte, und wo ihn die Legende durch einen Kuß Gottes sterben läßt. Ein violettroter, goldgrüner Glanz lag auf dem Gebirge, daß es wie edle

Metalle leuchtete und aus der Tiefe zogen blaue Schatten empor, höher und schwebend, und es glüten nur noch die höchsten Spitzen.

Ein frischer Windhauch erhob sich, wir verließen die Brustwehr der Mauer und langten in den elenden Behausungen der Aussätzigen an.

Biut el Masakin, die Wohnungen der Unglücklichen, nennt sie der Araber. In sechzehn trümmerhaft roh aus Steinen und Mörtel zusammengebauten Hütten, mit dürrem Reisig und Steinen gedeckt, athmet ein entsetzliches, tief trauriges Leben. Sechzig bis siebenzig Aussätzige, sagte mir Don Perez, siechen hier hin und sind todt, noch ehevor sie sterben. Dieses Dörfchen ist gewiß das einzige im ganzen mohammedanischen Morgenlande, wo beide Geschlechter zusammenleben. Juden sind keine, doch einige Christen unter ihnen. Ein Schech führt das Regiment über diese Unglücklichen, deren Kinder bis zu einem Alter von sieben Jahren etwa, gesund und munter sind. Der Anblick der Erwachsenen ist ein grauenhafter und die Schilderung desselben gehört nur in ein der medizinischen Welt angehörendes Buch.

Ich wiederholte nach einigen Tagen meinen Besuch bei Don Perez, dießmal mit einem russischen Juden Reb Mosche Schnitzer, so genannt, weil er die kunstreichsten Gegenstände aus Holz schnitzt, aus Marmor und Sandstein meißelt, und aus schwarzem Harz vom todten Meere formt: Vasen, Becher, Barelief's der jüdisch heiligen Orte. Er brachte diese Kunst, die ihn Niemand lehrte, und die er seinem jungen Sohne vererbt, aus seiner Heimat mit. Bei der Weltausstellung in London erhielt er einen Preis, und von Reb Mosche Schnitzer ist auch der Grundstein zur Votivkirche in Wien, nach einer Zeichnung des Architekten Endlicher gemeißelt. Aber nicht allein Grundsteine für Kirchen und Synagogen meißelt dieser Mann aus der Gemeinde der Pharisäer,

er verfertigt auch — der einzige Bal schem d. h. Wunderthäter in Jerusalem — geheimnißvolle Amulete gegen Krankheiten, für unfruchtbare Frauen, die bis Bagdad und Bombai, nach dem alten Mizraim und dem modernen Algier verführt, und vom Aberglauben theuer bezahlt und in hohen Ehren gehalten werden.

Heute begleitete er mich, um mit freundlichst ertheilter Erlaubniß des Don Perez, auf Zion einen Stein zu brechen, um ihn für den neuen, im Baue befindlichen Tempel in Wien, als Grundstein meißeln zu lassen. Der wunderliche Alte klopfte mit einem Hammer da und dort an vorspringende Felsstücke und sang halblaut seltsame Melodien. Waren es Zauberformeln? Waren es fromme Gebete? Endlich gab es einen Klang bei einem seiner Hammerschläge, und da sagte er zu mir: „Das ist ein feiner Stein, den grabt Euch aus, Mereno!“

Mereno ist der Ehrentitel eines Schriftgelehrten und eines jeden Doktors der Heilkunde.

Ich setzte die Werkzeuge an, und unter Mithülfe des Geisterbanners löste sich bald ein schöner Kalksteinblock los, den er nach einer ebenfalls von Herrn Endlicher freundlich gelieferten Zeichnung in wirklich vollendeter Weise zu einem sarkophagartigen Kästchen umformte. Ich ließ in erhabener Gold-Quadratschrift den Längenseiten die Psalmverse einmeißeln:

> „Von Zion aus, der Schönheit Inbegriff
> strahlt Gott einher.“

und:

> „Deine Knechte lieben jeden Stein von
> Zion und jedes Erdstäubchen davon, finden sie anmutig.“

Die schmalen Seiten zeigen die Jahrzahl, den Namen der heiligen Stadt, mit der Notiz, woher der Stein genommen ist. Den Deckel ziert erhaben das Wappen Davids und Weintrauben, die Symbole der Fruchtbarkeit.

Don Perez ersuchte mich um Reben aus Ungarn und um verschiedene in Palästina nicht bekannte Sämereien von Gemüsen und Blumen, um deren Anbau auf Zion zu versuchen, und heimisch zu machen. Ich sandte nach meiner Rückkehr all dieß in reichlichem Maße. Frau von Herz-Lämel, erwiederte den duftenden Oel- und Blumengruß vom Berge Zion durch einen schön geformten, silbernen Pokal.

Aber er sollte sich dem trefflichen, liebenswürdigen Manne nicht mit dem heißen Blute von Tokai füllen. Unsere Gaben und Grüße trafen in Jerusalem ein, als ihn das Thal Josafat in seinem Schooße schon aufgenommen hatte.

Eine Hochzeit.

Gang zum Bade. — Vorsicht der Rabbinen. — Anzug der Braut. — Ihr Benehmen. — Braut und Bräutigam eingehüllt. — Vergoldete Fische. — Marionetten. — Abendfest. — Singende und tanzende Mädchen. — Langeweile. — Seltsame Zustände. — Gang durch die Nacht. — Eine malerische Gruppe. — Der Löwe der Wüste.

Ich war zu einer Hochzeitfeier geladen und begab mich in die Zionssynagoge, wo der Chacham Baschi und sein Besdin und der Bräutigam von seinen männlichen Verwandten umgeben, sich zum Gebete versammelten, um dann in feierlichem Zuge sich in die Wohnung der Braut zu begeben. Der Chacham Baschi war mit einem weiten weißen Gewande angethan und sein Haupt schmückte ein weißer Turban, während die übrigen Chachamim bunt und mit blaugrauer Kopfbedeckung erschienen waren.

Wir begegneten auf dem Wege zum bräutlichen Hause einer Schaar weiß gekleideter Frauen mit langen weißen Kopfschleiern. Den Zug beschloß ein ebenso gekleidetes Mädchen, ein Kind, das geschlossenen Auges von zwei Frauen geführt wurde. Pauke und Pfeife mit dumpfen und grellen Tönen erschollen. Das Kind war eine Braut und wurde feierlich zum Bade geleitet, um dann dem Gatten zugeführt zu werden.

Wir ließen den Zug an uns vorübergehen, die Chachamim hüteten sich sorgfältig vor einem zufälligen Anstreifen der Frauenkleider, denn es konnte eine Unreine unter den Frauen sein.

Im hochzeitlichen Hause angelangt, stiegen wir eine schmale steinerne Treppe empor auf eine enge Terrasse, wo eine große Trommel und eine Klarinette ein barbarisches, alle Musik verhöhnendes Duett lärmten. In der Stube saßen weißgekleidete schweigende Frauen, wie Tauben an einander gedrängt, wenn es gewittert, um sie spielten ihre Kinder. In der zweiten Stube, dem Eingange gegenüber hing ein bunt seidener aus der Synagoge geliehener Vorhang, ein zweiter war wie ein Zelt aufgespannt, an dessen Saume rauschgoldene Streifen mit ordinärem Spagat befestigt, flatterten. Unter diesem Trauhimmel stand die Braut. Sie trug ein mit in einander geschlungenen Goldschnüren reichgesticktes Kleid. Die Verschlingung stellte einen Blumenkorb dar, bunte glänzende Flitter waren dem Korbe eingesetzte Edelsteine. Ueber dieses Kleid hatte sie ebenfalls einen goldverzierten seidenen Kaftan, rot wie Mohnblumen, angethan. Die aufgelösten Haare zierte kein Kranz, der den Bräuten Jerusalems seit der Zerstörung der heiligen Stadt aus Trauer nicht gestattet ist. Die Augen hielt sie fest geschlossen, denn ihr sollten erst im Brautgemache die Augen aufgehen. Die Hände lagen über dem Bauche zusammengethan, sie stellen den Gürtel vor, der heute dem — Kinde gelöst werden soll. Dem Kinde! denn die Braut war zwölf Jahre alt und sah eben wie ein Kind dieses Alters im Abendlande aus. Ihr zur Rechten stand der Bräutigam, ein Junge von vierzehn Jahren; er trug einen weißwollenen Kaftan und einen blaugrauen Turban, wie ein Chacham, denn er studirt Talmud, erklärte man mir, und es ist Hoffnung, daß er nicht ablassen werde, bis er ein gelehrter Rabbi geworden ist. Indem er die übliche Trauungsformel sprach, steckte er der Braut einen Goldreif an den Finger; darauf wurde Beiden ein weißer Gebetmantel umgethan, zum Zeichen, daß sie nunmehr zusammen gehören und alle Anwesenden sagten: „Simon tow!“ d. h. zum guten Zeichen.

Hierauf wurde ein blumig, buntbeschriebenes Papier aufgerollt, auf dem die „Kesuba“, der Ehevertrag, geschrieben war und laut verlesen. Frauen brachten eine silberne Schüssel auf der zwei mit Schaumgold und Schaumsilber überzogene lebende Fische lagen,

und stellten sie auf den Estrich. Die Braut schritt dreimal, immer von zwei Frauen geführt und, nur langsam, statuenhaft vorgeschoben, über die Symbole der Fruchtbarkeit, wobei die ernste Versammlung jedesmal den biblischen Spruch: „Peru urwu!“ Seid fruchtbar und mehret euch! sprach. Als darauf der Bräutigam die Fische überschritt, geschah es unter Lachen und allgemeiner Heiterkeit.

Der Eindruck der ganzen Feierlichkeit war mir ein peinlicher. Das Brautpaar schien mir aus zwei Puppen zu bestehen, mit denen die Erwachsenen Hochzeit spielten. Die starre Ruhe der Braut, die nur automatischer Bewegungen fähig schien, wenn die sie leitenden Frauen sie vor- oder rückwärts schoben, die geschlossenen Augen und die Lautlosigkeit ihres Mundes vollendeten den mir stets grauenhaften Anblick einer Marionette.

Ich war an demselben Tage noch zu einem Hochzeitsfeste geladen; ging aber, einen anderen Moment desselben kennen zu lernen, erst um acht Uhr Abends mit meinem Gastfreunde dahin. Auf dem Almeidan traten wir in das einzige zweistöckige Haus Jerusalems. Im ersten Stockwerke, auf einer kleinen Terrasse saßen junge Mädchen um ein Kohlenbecken, auf dem sie Kaffee kochten, glöckchenbehangene Tamburine schlugen und ein arabisches Lied sangen. Alle rauchten aus gurgelnden Wasserpfeifen.

Wir gingen an dieser seltsamen Gruppe vorüber, eine Treppe höher in eine mäßig große viereckige Stube. Längs den Wänden die üblichen Divane. Zur Rechten saßen die Männer, unter ihnen der Bräutigam; diesem gegenüber die Frauen mit der Braut. Sie trug ein hochrotes Atlaskleid, eine braunseidene goldgestickte Jacke und einen Turban, von dem ein weißer Schleier über den Rücken fiel. An ihrem Halse Perlen und eine lang über die Brust herabhängende, goldene Kette, Spangen und Ringe zierten Arme und Hände. Männer und Frauen, nur die Braut nicht, rauchten theils Nargile, theils aus dem Tschibuk. Alle standen auf, als wir eintraten, uns zu begrüßen.

Die Braut, nachdem wir Platz und den dargebotenen Tschibuk genommen hatten, nahte mir und meinem Begleiter und ihre Hand an Herz, Stirne und Mund legend, küßte uns ehrerbietig die Hand.

Die Stube war nur matt erleuchtet und wir saßen Kaffee trinkend in blaue Rauchwolken gehüllt, größtentheils schweigend da. Die Versammlung hätte eher einer traurigen Veranlassung zu gelten geschienen. Die Männer fragten endlich, wo die Mädchen seien und warum sie nicht tanzen kämen? Man rief nach ihnen und es erschien Sultane, was unserem lateinischen Frauennamen Regina und dem hebräischen Malke entspricht. Ein Mädchen von etwa zehn Jahren, trug sie einen bunten Rock von Ziz, der um die Hüften mit einem wollenen Gürtel festgehalten war und ein an der Brust offenes Seidenjäckchen. Die glattwallenden Haare waren mit dunkelblauen seidenen Fäden, wie ein aufgelöster Zopf, vermischt und mit Goldflitter behängt. Ihr Antlitz dunkel, die Lippen rot geschnitten, die schwarzen Augen funkelnd. Sie bewegte sich tanzenden Schrittes, singend, im Kreise umher, während die Männer in die Hände klatschten. Dann legte sie abwechselnd die rechte und die linke Hand wie ein Soldat beim Salutiren an die Stirne und streckte die Arme steif hinaus, um sie im Bogen zurückzuziehen, und die Hände wieder an die Stirne zu legen. Zuweilen nur stemmte sie die Arme in die Hüften, sich rascher vor- und rückwärts bewegend, oder sie ergriff ihr Kleid und neigte und beugte sich wie bei unserer Menuette. Alle diese Bewegungen und Schritte hatten etwas Starres, Eckiges, die Gesichtszüge der Tänzerin zeigten keine Erregung und das Ganze erschien mehr als die Nachahmung eines Tanzes durch eine Marionette.

Mehrere Mädchen folgten ihr, jede einzeln, niemals umschlangen sie sich zu einer Gruppe. Die Männer tanzen im Oriente nicht, als ihrer Würde nicht angemessen. Doch gibt es Tänzer von Profession die, wie Gaukler bei uns, keine Achtung genießen.

Die Gesellschaft drückte zuweilen laut ihre Bewunderung über die Tänzerinnen aus, in die ich, der Artigkeit wegen, lebhaft mit einstimmte.

Die Monotonie dieses Tanzes, den jede der Tänzerinnen ohne alle abwechselnde Formen ausführte, die lichtarme, in geistigen und anderen Genüssen asketische Hochzeitsfeier versetzte mich in eine peinliche Langeweile.

Wir standen auf, um zu gehen. Wieder küßte uns die Braut die Hände. Alle Gäste erhoben sich von ihren Sitzen.

Es war tiefe Nacht, nur die Sterne, größer und klarer als im Abendlande, waren lebendiger Bewegung. Niemand in den Straßen, der einzige Laut Gebell von Hunden, die da und dort von einem Heimkehrenden aufgestört worden sind. Wir mußten einen nicht unbedeutenden Umweg nehmen, denn der nächste hätte uns durch den Bazar geführt und dieser wird nach Sonnenuntergang geschlossen.

Wir kamen in eine enge Straße, in der aus einem Hause ein Leuchten floß. In der Halle saßen fünf weiß gekleidete Türken mit gekreuzten Beinen, rauchend. Ihnen gegenüber kauerte ein Beduine in braungelbem Mantel auf der Erde und las einen Brief vor; ein abissinischer Sklavenknabe hielt knieend einen Kerzenstumpf hin, damit er besser sehen könne. Die Gestalten, theils im Lichte durch die weiße Kleidung von der schwarz rußigen Mauer sich abhebend, theils im Schatten boten eine schöne malerische Gruppe. Ich trat mit meinem Begleiter, der alle Jerusalemitaner kennt, ein; wir befanden uns bei einem Effendi, einem Freunde Montefiore's. Er ließ seinen Freunden einen Brief vorlesen, den er an Abd-el-kadr richtete. Wir wurden freundlichst aufgenommen, Tschibuk und Kaffee wurden gereicht und als ich bemer[illegible]aß ich den tapfern Emir in Damaskus besucht und gesprochen habe, mußte ich dem Effendi Gestalt und Tracht, Wort und Weise des „Löwen der Wüste“ schildern.

Doppelehen.

Rabbi Gerschon nicht anerkannt. — Recht der Frau. — Gründe der Doppelehe. — Sechs Doppelehen. — Ehescheidungen.

Den orientalischen Juden, die das im 12. Jahrhunderte von Rabbi Gerschon gegebene Gesetz der Monogamie nicht anerkennen, ist es gestattet zwei Frauen zu heiraten und zwar in zwei Fällen, wenn die Frau keine Kinder, oder nur Mädchen gebiert. Die Frau kann dem Willen des Mannes nicht entgegen sein, aber ihr steht das Recht zu, die zweite Frau nicht im Hause aufzunehmen. Der Mann muß in diesem Falle, wenn er doch die zweite Frau nehmen will, ihr einen abgesonderten Haushalt einrichten. Da dies mit bedeutenden Kosten verbunden ist, so ist die Polygamie auch unter den Mohammedanern, wo dasselbe Recht der Frau gilt, weit seltener als man im Abendlande glaubt.

In Jerusalem bestehen sechs Doppelehen:

Herr Ch. S. aus Scheris bei Salonik besitzt eine Frau, die 55, eine zweite die 24 Jahre alt ist; mit dieser ist er seit 11 Jahren verheiratet und hat Kinder von ihr. Vor dieser Doppelehe war er schon einmal verheiratet, die Frau starb und hinterließ ihm einen Sohn, der noch lebt.

Herr M. P. aus Konstantinopel, seine ältere Frau ist 60, seine zweite, aus Naplus gebürtig und von [illegible]em Manne, der in Jaffa als Missionär lebt, geschieden, 30 Jahre alt. Er heiratete die zweite Frau als siebzigjähriger Greis, diese Ehe ist mit Knaben und Mädchen gesegnet.

Herr A. D. aus Aleppo hatte von seiner Frau einen Sohn und heiratete trotzdem eine zweite von ihrem Manne geschiedene Frau, die kinderlos ist.

Herr P. S. aus Sophia bei Konstantinopel, ein Mann nahe an 60 Jahren, heiratete zu seiner Frau ein sechzehnjähriges Mädchen, das ihm Segen brachte.

Herr Z. A. aus Galipoli nahm zur ersten noch eine Frau, aber auch diese bringt ihm keine Kinder und es hieß, daß er gewillt sei eine dritte ins Haus zu führen. Wenn ihm dies nicht gestattet würde, müßte er sich von einer seiner beiden Frauen scheiden lassen.

Herr J. M. aus Algier, dessen Frau wiederholt den gehofften Segen verlor, heiratete während meiner Anwesenheit ein fünfzehnjähriges Mädchen.

Ehescheidungen kamen im Jahre 1856 16 vor; 6 unter den Aschkenasim und 10 unter den Sepharedim.

Ein Leichenbegängniß.

Ein Fieberkranker. — Leichenzeremonien. — Fünf Grabreden. — Klagefrauen. — Rasche Beerdigung. — Lustiger Bestattungszug. — Ein mistifizirter Archäolog.

Ich hatte den Auftrag gegeben, wenn sich ein Todesfall ergäbe, mich zu der frommen Handlung, einer Leiche die letzte Ehre zu erweisen, einzuladen.

Der Zufall fügte es, daß ich mit meinem Gastfreunde einen älteren Rabbi, der seit wenigen Tagen am Fieber litt, besuchte. Er lag auf einem Teppich, der in einer Ecke der matt erhellten Stube ausgebreitet war, und wußte keine Leiden anzugeben; nur fühlte er sich matt und heiß. Nach der ärztlichen Anordnung versprachen wir den Kranken, morgen wieder zu kommen, worauf er erwiederte: „Morgen schon stehe ich vor Gott!“ Als wir zum Hause hinaustraten sagte mir Dr. Fränkel: „Der Kranke wird wahr gesprochen haben, das Fieber in Jerusalem tödtet oft rasch. Als ich hierher kam, befand ich mich einer solchen Erscheinung gegenüber nicht selten in gar schmerzlicher Verlegenheit.“

Am folgenden Tage wurde ich wirklich zum Leichenbegängnisse des Rabbi eingeladen.

Die Straße vor dem Trauerhause war von Menschen gedrängt voll; ich konnte nur mühsam in den Hof des Hauses vordringen, wo die Gattin und Tochter des Hingeschiedenen von

etwa zwanzig Frauen umgeben auf dem Boden saßen. Alle waren weiß gekleidet, und erhoben immer wieder nach einer Pause ein Schreien und Heulen so eigenthümlicher Art, daß es wie Jauchzen schmetterte, dabei schlugen sie sich heftig an Brust, Stirne und Wangen.

In der Stube lag die Leiche, weiß überthan, auf dem Boden. Ihr zu Häupten, ebenso zu Füßen brannte eine Wachskerze, damit die Seele, die bis zum ersten Schollenwurfe bei dem Körper weilen muß, aus Buße die Behausung in der sie so oft gesündigt hat, betrachten könne. Ringsumher saßen viele Männer auf dem Boden und hörten einem Redner zu, der die Tugenden des Todten pries; sie unterbrachen ihn zuweilen durch heftiges Weinen. Hierauf wurde die sorgfältigste Waschung der Leiche vorgenommen.

Die vielen im engsten Raume zusammengedrängten Menschen, und die Glut der Sonne, es war zwei Stunden nach Mittag, zwangen mich, das Haus zu verlassen, und vor demselben des Leichenzuges zu harren. Hier wurde vom Gemeindediener der Ruf: „Bitul melacha", Unterbrecht die Arbeit! vernommen und alle Kaufläden schlossen sich „denn ein Angesehener in Israel" war gestorben. Jetzt erschollen aus dem Hause gewaltige Trauergesänge und heftigeres Wehklagen.

Die Leiche, in einen bunten Teppich gehüllt, wurde vor das Hausthor getragen. Hier hielten Männer zwei Stangen bereit, die mit eisernen Haken verbunden wurden, so daß diese Bahre eine hölzerne Leiter mit eisernen Sprossen bildete. Auf sie wurde die Leiche gelegt nnd die Bahre auf den Boden gesetzt. Ein Redner, nachdem der weiße Gebetmantel mit den Schaufäden auf die Leiche gebreitet war, erhob wieder seine Stimme, und sprach zum Lobe des Todten von Weinen und Klagetönen der zahlreichen Menge unterbrochen.

Die Männer erhoben nach Beendigung dieser zweiten Rede die Bahre, der in ungeordnetem Zuge Alle folgten. Die Träger, die abwechselnd aus der Menge sich hinzudrängten sangen den

Psalm: „Wer unter dem Schutze des Höchsten sitzet, im Schatten des Allmächtigen ruhet.“ Auf den Dächern des Hauses erhob sich ein erschreckendes Schreien und Jammern das wieder wie wildes Jauchzen schmetterte. Ich blickte empor und sah auf den flachen Dächern lang und weiß verhüllte Frauengestalten, Klagefrauen, welche die Hände gegen den Himmel streckten und es schien, als ob auf einem Todtenacker die Leichen in ihren weißen Gewändern sich erhoben hätten und im wildentsetzlichen Chore Grabgesänge heulten. Ueber all die Szenen und Gruppen brannte der leuchtende Sonnenglanz und gab dem Gespensterhaften noch einen größeren Prunk.

Bei der großen Synagoge wurde wieder Halt gemacht, die Bahre niedergesetzt und wieder eine Leichenrede gehalten. Dann ging der Zug, wie jedesmal, zum Zionsthore hinaus, wo nach einer wiederholt gesprochenen Todtenpreisung die meisten Begleiter zur Stadt zurückkehrten. Wir schritten steil den Berg hinab in das Thal Josafat. Am Grabmale Absalons wurde die Bahre niedergelassen, und wir setzten uns alle ringsum auf die Erde, um die fünfte Trauerrede anzuhören über den Vers: „Und das ganze Volk soll den Brand, den Gott angezündet hat, beweinen.“ Der Schluß der Rede lautete: „Und er sagte, die Lebenden sind bestimmt zu sterben.“

Als der Todte in's Grab gesenkt wurde sprachen wir das Glaubensbekenntniß.

Der Hingeschiedene verhauchte seinen letzten Athem um zwei Uhr, und genau zwei und eine halbe Stunde darauf war er begraben. Die Beerdigung ohne Sarg und das Bedecktwerden mit Erde rettet wenigstens vor dem Entsetzen des Wachwerdens in einer unaufbrechbaren Gruft. Mohammedaner und Christen begraben im Orient eben so schnell ihre Todten.

Eine fröhliche Beerdigung ist es, wenn zerrissene Gebetbücher, einzelne losgelös'te Blätter der heiligen Schriften, des Tal-

mud, oder auf Pergament geschriebene Thorafragmente, weil sie nicht zu profanen Zwecken verwendet und auch nicht vernichtet werden dürfen, in die Erde versenkt werden. Die Frommen thun die Stücke in der Zionssynagoge in eine daselbst befindliche Mauernische bis sie voll ist, der Inhalt wird dann von dem Rabbiner unter Gesang, dem Schalle der Pauken und Pfeifen feierlich und heiter in das Thal Josafat hinausgetragen, und am Fuße des Grabmales Absalons in ein Grab versenkt.

Eine so eingegrabene Thorarolle wurde vor einigen Jahren von einem Geistlichen gefunden und als kostbarer archäologischer Fund nach Rom gebracht, bis den gelehrten Herren von einem einfach unterrichteten Rabbi die Augen aufgethan wurden.

Aufnahme in die Schule.

Wasserdiebstahl. — Bildung eines Comité. — Unwissenheit. — Lehrer und Gehülfe. — Bittende Frauen. — Andrang zur Aufnahme. — Vierzig statt zwanzig Schüler. — Ein Waisenknabe. — Ein karaitisches Kind. — Briefe ins Ausland. — Falsche Münze. — Thätigkeit im Hause.

Das Haus stand vollendet und zur Aufnahme der Anstalt bereit, nicht ohne einen unangenehmen Zwischenfall.

Das Wasser ist in Jerusalem ein kostbares Gut, zumal in den Sommermonaten, wo schon ein großer Theil aus den Zisternen getrunken und es noch lange bis zur Regenszeit ist. Es wurde mir mitgetheilt, daß ein Verwandter des Hausbesitzers Nachts das Wasser aus der Zisterne des Hauses in ein anderes hinüber schöpfen lasse und daß zwei Aschkenasim ihm diese edle Arbeit thun helfen. Dem war wirklich so und ich ließ mir fortan jeden Abend die Schlüssel des Hauses bringen.

Ich dachte nun daran, ein Comité, welches das vollste Vertrauen in religiöser Beziehung genießen mußte, zu bilden, um mit ihm alle Einrichtungen zu berathen und ins Leben zu rufen.

Es gelang mir, den Stellvertreter des Chacham Baschi, den ehemaligen Oberrabbiner von Smyrna Herrn David Chazan und die Herren Motche Mejuches und Majer Panigel zu gewinnen. Beide Chachamim und Mitglieder des Besdin der Großgemeinde. In Sanitätsbeziehung und um eine europäische Ordnung in das Ganze zu bringen, bat ich die Herren Doktoren Fränkel

und Neumann, hinzuzutreten, was beide Herren in Anbetracht der wichtigen Gründung einer Lehranstalt mit Zeit opfernder Hingebung und geduldigster Ausdauer thaten und noch thun.

In der größten Verlegenheit aber befanden wir uns, einen tüchtigen Lehrer für die Anstalt zu finden. Er mußte selbstverständlich ein Mann von strengster religiöser Observanz sein und sollte nebst Kenntnissen, Lehrfähigkeit, wenigstens eine mäßige allgemeine Bildung und einiges Verwaltungstalent besitzen.

Es gibt in Jerusalem, wo die Juden nichts Anderes thun als „lernen", Talmud studiren, keinen der Art befähigten Mann, daß jüdische Gemeinden in Deutschland ihm ihre Kinder anvertrauen würden. Die Eingebornen bringen es nicht zu einer weiter bildenden Forschung und man versicherte mir, daß es unter ihnen weder einen vielbedeutenden Talmudisten, noch einen großen Pilpulisten gäbe. Phisikalische, geographische, oder geschichtliche Kenntnisse, auch die des eigenen Volkes vor und nach der Zerstörung sind kaum einem Juden in Jerusalem eigen, die Aerzte natürlich und Herr Josef Schwarz ausgenommen.

Die nach Jerusalem einwandernden Juden bringen meist talmudische Kenntnisse, wohl auch Welterfahrenheit mit; hier aber leben sie, wenn sie etwa den Müßigang nicht vorziehen, höchstens der Wiederholung dessen, was sie an talmudischem Wissen mitgebracht haben. Sie vermitteln es ihren Kindern nicht und diesen, wie wir gesehen haben, ist in keiner Lehranstalt Gelegenheit geboten, wenigstens nur ihren Vätern gleich, sich auszubilden, die denn noch den Vortheil der europäischen Welt- und Bildungs-Verhältnisse voraus haben. Die Enkel oder gar Urenkel haben kaum mehr überlieferungsweise eine Kunde dessen, was die Wissenschaft oder Forschung, oder auch nur das gewöhnliche praktische Wissen, Lesen und Schreiben heißt. So ist ein geistiges Herabkommen gleich natürlich, wie das phisische, durch die frühe Heirat.

Wir wählten, wenn von der Wahl die Rede sein konnte, einen jüngeren Chacham, Herrn Mosche Perez, einen der hebräischen, arabischen und spanischen Sprache kundigen Sephardi, der

eben als Sendbote aus Babilon und Bagdad zurückgekehrt war, und zu seinem talmudischen Wissen einige Weltkenntniß gesammelt hatte.

Er wurde vom Chacham Baschi besonders empfohlen, und genoß als frommer Mann einer allgemeinen Achtung. Seine junge Frau besaß die Fähigkeit einer Wirtschaft vorzustehen, um für die Kinder, die in der Anstalt auch beköstigt werden, hausmütterlich sorgen zu können. Als Hülfslehrer wurde ebenfalls ein frommer Sepharedi beigegeben, der den Elementar-Unterricht zu leiten hat.

In den ersten Sitzungen des Comité's wurden die Gehalte der Lehrer festgesetzt, die Grundsätze einer Instruktion für sie aufgezeichnet, die Schulordnung entworfen, und die Kosten der Anstalt: Miete, Verköstigung und Bekleidung der Kinder u. s. w. berechnet. Es ergab sich, daß zwanzig Zöglinge aufgenommen werden konnten; hierauf wurde ein Tag bekannt gegeben, an dem die Aufnahme stattfinden sollte. Die Eröffnung der Schule wurde von den Chachamim auf einen späteren Tag verlegt, weil in dem Abschnitte der Thora, der in der laufenden Woche gelesen wurde, die Erzählung von der Auflehnung Korah's vorkommt, was leicht als böse Vorbedeutung hätte gedeutet werden können. Die kleine Synagoge der Anstalt mußte aus dem Saale des ersten Stockwerkes in den des zweiten verlegt werden, weil es nicht gestattet ist über der Lade, wo die Thora aufbewahrt ist, zu wandeln. Der provisorische Entwurf der Statuten der Anstalt ist diesen Blättern beigefügt und gibt eine klare Einsicht in die Einrichtung derselben.

Ich wurde nun, sobald ich mich in den Straßen Jerusalems zeigte, von wunderlichen Gestalten und Gruppen angesprochen. Meist waren es Frauen, die mit Kindern auf dem Arme oder an der Hand durch einschmeichelnde Redensarten, wohl auch durch Schilderung ihrer Not und ihres Elendes die Aufnahme ihrer halb nackten, verwahrlost aussehenden Kinder zu bewirken, mich ansprachen:

„Nimm mein Kind in die Anstalt auf, der Herr wird Dich mit Kindern segnen." — „Dein Kommen in die zukünftige Welt

wird Dir süß und duftig sein.“ — „Du wirst mit den Frommen vom Fische Liviathan essen.“ — „Dein Andenken wird gesegnet sein.“ — „Sieh, wie nackt wir vor Gott und den Menschen stehen müssen!“ — „Wir haben nichts, um den Sabbat zu feiern.“ — „Das Wasser in unserer Zisterne ist versiegt.“ — „Wir haben kein Zelt, darunter zu wohnen.“ — Aber auch, wenn ich in die Synagoge trat, drängten sie sich an mich heran und flehten um Aufnahme ihrer Kinder. Vor die Thora gerufen, sprach mich der Vorbeter, und herabsteigend mancher Arme aus der frommen Menge an, seiner Kinder nicht zu vergessen.

Am fest bestimmten Tage der Aufnahme selbst, am frühesten Morgen schon, war das Haus der Anstalt von Greisen, Männern, Frauen, Kindern im eigentlichsten Sinne des Wortes umlagert; nur mit Mühe konnte ich durch die in der engen Gasse liegenden und kauernden Gestalten schreiten. „Gesegnet sei Dein Kommen, Mann aus dem Abendlande!“ — „Zürne uns nicht um derentwillen, die Dir Kummer bereiten!“ — „Lasse uns nicht die Sünde der Undankbaren büßen!“

Ich war tief gerührt, da es um mich so weinte, bat, schrie und betete. Einen klareren Beweis konnte es nicht geben, wie der Lärm fanatischer Zeloten, die sich Führer der Gemeinde nennen, nicht der Ausdruck der Menge sei, und wie die Armen Jerusalems in tiefem Elende, in geistiger Unterdrückung, wie in brotloser Not und Verzagtheit schmachten! Ich fühlte mich versöhnt, freudig erhoben. Mich schmerzte nur der eine Gedanke, daß die Mittel der großmütigen Stiftung es nicht gestatteten, Allen, die sich zu der edlen menschenfreundlichen Wohlthat herandrängten, von ihrem Segen zukommen lassen zu können.

Unter Beistand des Comité's, namentlich der Aerzte, die mit allen Familien und sonstigen Verhältnissen genau bekannt sind, wurden 12 Kinder k. k. österreichischer Unterthanen, 7 Rajas und 1 Franzose aufgenommen.

Da viele baten, ihre Kinder wenigstens am Unterrichte Theil nehmen zu lassen, wurden noch 20 Knaben als externe Zöglinge,

denen wir die Bekleidung und Beköstigung nicht zukommen lassen konnten, eingeschrieben.

Wir berücksichtigten zunächst Waisen und Kinder, die nicht unter fünf und über neun Jahre alt waren. Trotz der Aufnahme von Externen mußten wir, um die Schule nicht zu überfüllen, an 50 Kinder zurückweisen, und auf einen späteren Turnus nach drei Jahren verweisen. Es kam aber auch vor, daß wir manche Kinder abweisen mußten, deren wohlhabende Eltern den Armen die Wohltbat vorweg nehmen, oder die für Ueberlassung ihrer Kinder bezahlt sein wollten. Tiefschmerzlich war uns die Abweisung eines vater- und mutterlosen Waisenknaben, dessen Pflegemutter ebenfalls bezahlt werden wollte, wenn sie ihn der Anstalt zur Pflege, Bekleidung und Unterricht gnädig überlassen sollte.

Auch ein karaitischer Jude bat um die Aufnahme seines Kindes, und als wir sie verweigern mußten, sagte er traurig: „Das würden die Christen nicht thun, und doch sind wir die allein echten Träger des mosaischen Judenthumes und die ältesten jüdischen Bewohner Jerusalems.“

Die Thätigkeit der russisch-polnischen Zeloten für die zu gründende Anstalt zog sich nun mehr von der Oeffentlichkeit in eine unehrenvolle Stille zurück.

Es wurde bekannt, daß denunziatorische Briefe nach London, Amsterdam, Altona geschrieben worden waren. Die Großgemeinde sah sich bemüßigt, ebenfalls dahin zu schreiben und die Sachlage ihrerseits darzustellen; denn wirklich war sie in Gefahr, von dort keine Unterstützungen mehr zu erhalten. Zu dieser Zeit richtete auch, wie wir später erfuhren, ein frömmelnder Aschkenasi aus Wien, dessen Denunziationen wir bereits nachgewiesen haben, an den Rabbiner von London ein Schreiben mit dem Ansuchen, von dorther die Anstalt mit dem Banne zu belegen! Dergleichen Münze, muß, wie einem falschen Wechsler zur Warnung des Publikums auf den Ladentisch genagelt werden!

In dem für die Anstalt gemieteten Hause war es wie in einem Bienenkorbe fleißig, ein Hämmern, Hobeln, Tünchen, Anstreichen, ein Kommen und Gehen. Der großen Hitze wegen, waren die Arbeiter nur mit Hemd und Leinwandbeinkleid angethan, über dem ersteren das Arbe kanfot mit den frei herabhängenden Schaufäden, auf dem Haupte ein Käppchen.

Die Arbeit selbst würde nach unseren Begriffen als fleißiges Nichtsthun erscheinen, so gemächlich, so echt orientalisch ruhig geht sie von Statten. Spät des Morgens beginnen die Arbeiter und hören früh auf; beides ist durch den Umstand bedingt, daß sie nicht beim Gottesdienst fehlen. Am Freitag stellen die Arbeiter ihr Tagewerk schon gegen Mittag ein, um sich für die Andacht des Sabbat zu rüsten.

In Jerusalem überläßt der Handwerker die Anschaffung aller von ihm zu verarbeitenden Materialen und Stoffe dem Arbeitgeber. Ich lernte so den Bazar, die Art und Weise des Verkehrs, Handels und der Gewohnheiten kennen.

Der Bazar.

Die Buden. — Kaufleute und Handwerker. — Waarenstatistik. — Thonpfeifen und Seife. — Portrait einer Beduine. — Bunte Gestalten. — Kaffeehaus. — Musik und Tänzer. — Vorleser. — Kaffeebereitung. — Arabischer Hochzeitszug. — Pilger aus Indien. — Bettler.

Die Stadt wird theils von geraden, theils abschüssigen Gassen und Gäßchen durchschnitten, die sich von einem Thore zum andern durchkreuzen. Einige derselben sind überwölbt, die Wölbungen stellen wieder nach Außen gekehrte Gassen dar, zu deren Rechten und Linken Häuser stehen. Neueste Forschung will in einer dieser Wölbungen, die sich bis zur Mauer des Tempelplatzes erstrecken, die Ueberreste einer Brücke erkennen, welche eine Verbindung der Weststadt mit dem Tempel herstellte.

Diese vielen Gassen, ungeplastert und schmutzig wie alle in Jerusalem, führen den Namen nach den Waaren, die in ihnen verkauft, oder den Handwerken, die darin betrieben werden. Es gibt so einen Bazar der Gewürzkrämer, der Goldschmiede, eine Fleisch- und Getreidehalle, einen Butter- und Oelbazar u. s. w.

Zu beiden Seiten dieser Bazarstraßen befinden sich hölzerne, etwa zwei Schuh vom Boden erhöhte Buden, denen auf deutschen Jahrmärkten nicht unähnlich. In diesen sitzen die Kaufleute und die Handwerker. Wenn man an die Gestalt und das Thun eines europäischen Arbeiters gewöhnt ist, gewährt es einen gar seltsam

komischer Anblick, wie der oft ehrwürdig, wie ein Patriarch aussehende Moslem mit einem langen weißen Barte, das Haupt vom weißen Turban umwunden, die Brust, den Hals und die Beine nackt, gekreuzter Beine sitzt und als Schlosser z. B. pflegmatisch den Hammer schwingt, oder als Riemer Leder zuschneidet, oder als Schuster Schuhe flickt. Dabei „trinkt" er aus einem roten schlangenhaft gewundenen Schlauche den durch Wasser gekühlten Rauch des Tabaks und giebt ihn durch die Nase in zwei weißen Stralen wieder frei.

Die Waaren in den Buden sind nicht wie bei uns, lockend ausgestellt und in Farben schimmernd. Alles ist sorgfältig in Papier verpackt und erst, wenn man an eine Bude herantritt, werden die Waaren enthüllt. Man staunt dann oft über all die bunte Schönheit und reiche Pracht. Den Käufer ladet der mohammedanische Kaufmann, der sich ruhig verhält, und Niemanden anruft, oder herbeiwinkt, zum Sitzen ein, reicht ihm die Pfeife von seinem Munde weg und bewirtet ihn wohl auch mit Kaffee. Der Käufer thut gut höchstens die Hälfte der Summe anzubieten, die der Kaufmann nennt. Juden, Christen, Mohammedaner sind in dieser einzigen Beziehung völlig einig. Ist der Kaufmann in seiner Bude unbeschäftigt, so schläft er entweder oder raucht, oder liest, sich vor und rückwärts neigend, wie die Juden, den Koran; oder er schreibt, indem er frei auf der linken Hand, auch auf dem Knie, ein Blatt Papier hält und die Schilfrohrfeder in ein silbernes oder messingenes Tintenfaß tunkt. Dieses ist an einen hohlen Stil, der zur Aufbewahrung der Federn dient, angelötet und steckt im Leibgürtel.

Die Manufaktur- und Industriewaaren, sind meist englisches, französisches und schweizerisches Produkt. Oesterreich ist durch Kinkeleriewaaren und Zündhölzchen, Böhmen nebst Hebron durch Glaswaaren, Spiegel und Ringe vertreten. Von Damaskus kommen Seiden- und Wollstoffe. Jerusalem selbst hat nur zweierlei Fabrikate: Töpferwaaren, namentlich Thonpfeifen ohne Glasur, und was am wenigsten benützt zu werden scheint, — Seife. Nach Liebigs Ausspruch ist jenes Volk das gesittetste, das die meiste

Seife verbraucht. Jerusalem hat zehn Seifenfabriken, in denen meist Christen beschäftigt sind. Die Seife wird in Form einer Scheibe, einer ganzen oder Halbkugel gerundet und ist von gelbweißer Farbe. Meist ist der Halbmond, der Oelberg, die Grabkirche, das Grabmal Rachels auf den Flächen der Seife abgebildet; die feinere wird mit Moschus und Ambra durchduftet.

In den Straßen selbst haben die Fellachim, Bauern oder Beduinen auf der Erde ihre Waaren, die sie täglich zu Markte bringen, ausgekramt.

Meist sind es Weiber, welche Gemüse und Früchte feilbieten, Weiber von olivengelber Farbe, die Augenwinkel geschminkt, die Lippen blau, die Nägel und die innere Handfläche gelb gefärbt, an Stirne und Kinn blau tätowirt. Ihr Anzug ist ein weites blaues Kleid aus Wolle oder Leinwand, das vorn offen, die Brüste sehen läßt und lange weite geschlitzte Aermel hat, die, wenn der Arm herabhängt, spitz zulaufend bis an die Knöchel reichen. Die Füße der Beduinen sind nackt und die ganze Gestalt von jenem Firniß überstrichen, den wir gut deutsch Schmutz nennen, und vor dessen Berührung wir uns scheuen. Das von der Stirne rückwärts bis an die Fersen fallende Tuch von blauer oder weißer Farbe wird wie ein Schleier zuweilen mit der rechten oder linken Hand, je nachdem von einer der Seiten ein Mann naht, über das Gesicht, jedoch nicht zu sorgfältig, gezogen. An den Schläfen und über die Stirne quer hängen eng an einander gereihte Silbermünzen, an den Armen silberne Spangen, an den Fingern zahlreiche Ringe; zuweilen schimmert wohl auch ein Ring im Nasenflügel. Sie säugen ihre Kinder auf offenem Markte und tragen sie in einem wollenen Tuche auf dem Rücken, an dessen vier Enden Schnüre angebracht und vorn an der Stirne der Mutter festgebunden sind, so daß sie ihre Arme völlig frei behält. Häufig sieht man auch Frauen, die ihre kleinen Kinder auf der Schulter reiten lassen, während diese mit beiden Händchen sich an dem Kopfe der Mutter festhalten.

Zwischen den Buden ist vorzüglich in den Morgenstunden lebhafte Bewegung und man ist nicht selten in Gefahr, gestoßen,

oder auch niedergeworfen zu werden. Reiter zu Pferde oder zu Esel ziehen durch die Bazare. Esel mit Lasten, Schafe, Ziegen werden durchgetrieben, die in den türkischen Städten unvermeidlichen Hunde lagern meist schlafend und heulen empor, wenn sie zufällig getreten werden. Das märchenhafte Kameel, zuweilen ein ganzer Zug von Kameelen geht ruhigen Ganges mit seiner Holz- oder einer sonstigen Last mitten unter Käufern und Verkäufern.

Nicht minder bunt und fantastisch sind die Menschengruppen und Gestalten in ihren seltsamen Trachten: der Mohammedaner schreitet würdevoll in faltenreichen Gewändern, der Beduine im weiß und braun gestreiften Mantel blickt wie nach Beute umher, der polnische Jude in schwarzem seidenen Kaftan hastet ihnen nach. Die dunkel gekleidete preußische Diakonissin geht gesenkten Blickes; weiß und tief verschleiert schlurft die Mohammedanerin in gelben Pantoffeln träg und formlos hin, in Begleitung einer schwarzen oder braunen Sklavin, die ihr Kind, oder einen Korb mit Früchten nachträgt. Der Franziskaner mit breitem Krempenhute, mit dem Stricke um den Leib, betrachtet ein unverschleiertes Weib, es ist eine Jüdin. Ein griechischer Priester mit schönem Barte und langem Haupthaare wandelt friedlich, als ob sie einerlei Glaubens wären, neben einem Derwisch mit gelber runder Mütze; ein Moslem mit grünem Turban, dem Zeichen der Profetenabkunft, verachtet sie beide. In schwarzen faltigen Gewändern, edle Gestalten mit feinen Gesichtzügen, hohen spitzigen Mützen, sind Männer aus Persien. Ein völlig nackter Mensch, vor dem sich mein europäisch gewohntes Auge entsetzt, hier aber weder Männern noch Weibern ein Aergerniß ist, begegnet uns. Es ist ein sogenannter Heiliger, der arm sich in irgend einer Familie, auch beim Pascha zu Tische bittet, und den man nicht abzuweisen wagt. Neben ihm schreitet der reichgeschmückte Schech, der zierliche Effendi, ein bis an die Zähne bewaffneter Bewohner des Libanons, türkische Soldaten.

Die Sprachen der Erde — darunter nie gehörte — singen, gurgeln, näseln, schreien, zanken durcheinander und das Ohr ist mehr noch als das Auge erstaunt und verwundert. Die Wirkung ist die eines plötzlich aus tausend und einer Nacht auftauchenden

Märchens, das nur noch toller und ironischer wird, wenn sich Menschen zwischen drängen in schwarzem Frack und rundem Hute, Frauen in einem Anzuge, mit dem sie auf dem Graben in Wien, oder auf den Boulevards in Paris erscheinen könnten. Niemals widerte mich der unsagbar geschmacklose Anzug unserer Salons so sehr an, wie in den Straßen, in den Bergen und in den Thälern des Orients.

Wenn ich müde vom Schauen und Gehen war, trat ich in eines der zwanzig Kaffehäuser Jerusalems, die Wände entlang ziehen sich gepolsterte Divans hin. Der Gast sitzt gekreuzter Beine oder liegt behaglich hingestreckt und athmet durch das mit Wasser und Rosenblättern angefüllte Nargile den Duft des Tabaks aus Persien. Er schlürft trefflichen Mokka und kühlenden Scherbet. Musik und Märchenerzählen und alle Wonnen des mohammedanischen Knabenhimmels sind hier vereinigt und die Seele träumt und ist selig ruhig.

Wie schön das klingt, wenn es in Poesie machende Touristen schildern!

Das Kaffehaus in Jerusalem, wie fast im ganzen Morgenlande, ist aber nichts anderes, als eine gegen die Straße hin offene, rauchgeschwärzte Küche. Die Mauern entlang ziehen sich hölzerne Bänke mit Kattun überzogenen Polstern, die einst rein gewesen sein mochten. In der Ecke neben dem Eingange siedet in einem kupfernen Gefäße Wasser. Der Diener bringt, ohne daß es gefordert wird, dem Gaste das Nargile und kocht vor seinen Augen den Kaffe. Grob gestoßen wird er in ein kleines Kupfergefäß gethan, siedendes Wasser darüber gegossen und das Ganze zum Aufwallen gebracht, dann rasch in ein porzellainenes Täßchen, das in einem metallenen Becher sitzt, gegossen, und dem Gaste mit der üblichen, höflichen Handbewegung an Brust und Stirne und nur auf sein Verlangen mit Zucker gereicht. Der Kaffe ist siedend heiß, zeigt oben einen hellbraunen Schaum, so daß er wie Chocolate erscheint, und schmeckt substanziös und duftig. Eine solche Tasse des edelsten Trankes kostet fünf Para, deren acht erst einen Kreuzer geben. Zuweilen sitzen zwei oder drei Musikan-

ten da, die das Glöckchen behängte Tamburin und eine Zither schlagen, eine schrille Pfeife blasen und unmelodischen arabischen Gesang schreien. Ein Erzähler pflegt gewöhnlich eine christenfeindliche Geschichte aus den Kreuzzügen, oder ein Märchen aus einem Buche, oder auch aus dem Gedächtnisse vorzutragen. Ein junger Knabe, als Mädchen verkleidet, führt einen jener wollüstig sich geberdenden Tänze auf, von denen wir bei der Schilderung unseres Zuges in das alte Land Mizraim sprechen werden. Abends ist der schmutzige rauchgefüllte Raum, dessen Boden ein ekel fließender Spucknapf ist, in welchem sich die Schläuche der Nargiles, wie Schlangen im Sumpfe, winden, mit einigen Lampen erhellt, die auf einem rohbemalten hölzernen Lüster meist aus einigen Stäben zusammengeleimt, angebracht sind. Im Hintergrunde eines solchen Kaffeehauses pflegt sich wohl auch ein Raum zu befinden, wo etwa ein Gast, während er sich dem so schwelgerisch träumerischen orientalisch-üppigen Nichtsthun hingibt, mittlerweile sein Pferd, oder seinen Esel hinstellt und das Thier füttern läßt. Wohnen doch auch in Mohammeds Paradiese Menschen und Thiere friedlich und selig zusammen.

Wir haben ausgeruht und treten wieder in den Lärm des Bazars hinaus.

Es begegnet uns ein seltsamer Zug: Männer die beim schrillen Klange einer Klarinette und dem dumpfen Tone einer Handtrommel in gemessenem Schritte vorschreiten und mit den Händen klatschen. Knaben tragen einige wunderlich geformte Gegenstände, bunt gemalte Blumenstöcke, einen Tschibuk mit grüngläsernem Mundstücke, hölzerne mit Perlmutter eingelegte Stelzschuhe, einen weiblichen Anzug und einen runden Spiegel. Endlich eine roh bemalte Holzkiste. Es ist dieß der ganze Reichthum einer arabischen Braut, der eben in die Wohnung ihres Gatten getragen wird. Zuweilen unterbricht der Zug die Töne der Klarinette mit einem mehr schreiend näselnden als singenden Liede, welches das Glück des Gatten, und den jugendschönen Stolz der Braut schildert.

Die Jünglinge im Zuge sangen:

„Wir bringen einen Kamm aus Elfenbein,
Wird gut zu deinen weißen Haaren passen;
Doch deine Braut bedienet sich nicht sein,
Du mußt ihr einen schwarzen machen lassen.
Schön ist sie und auf ihre Jugend stolz,
Kämmt nur ihr Ebenholz mit Ebenholz.

Die Männer sangen:

„Kuß des Geliebten ist wie Moschuß süß,
Wenn auch die Haare weiß wie Kampfer funkeln.
Sie weist man fort einst aus dem Paradies,
Weil ihre Reize die Huris verdunkeln.
Im Antlitz tadl' ich nur die stolze Schrift,
Daß sie den Mond an Schönheit übertrifft.“

Mit uns ist ebenfalls, um dem Aufzuge zuzusehen ein Mann stehen geblieben. Sein Angesicht ist braun, halb nackt trägt er zwei Kürbisflaschen an seinem Gürtel. In der rechten Hand hält er einen Stock, dessen Griff ein mit den Spitzen nach unten gekehrter eiserner Halbmond ist. Ueber seine Schultern ragt ein sehr fein geschnitzter Stab, der kunstreich in einen Löffel endet. Wir begrüßen in ihm einen mohammedanischen Pilger aus Indien.

Der Spaziergänger durch die Bazare kommt nicht leicht weit vorwärts, ohne von Bettlern, die einen hölzernen Teller als Zeichen ihres Gewerbes hinhalten, angesprochen zu werden. Männer und Weiber aller Sekten — nur Juden nicht — treiben einen oft sehr zudringlichen Straßenbettel. Man wird bald rechts bald links, meist an Straßenecken mit „Chawaadschah“, Herr! oder „Hadsch“ Pilger angerufen, und es ist nicht räthlich, wenn man längere Zeit in Jerusalem lebt, auf der Straße Almosen zu vertheilen. Der Bettler glaubt sich auf das Almosen morgen schon berechtigt, das ihm heute freiwillig gegeben worden ist.

Ißur.

Schofarblasen an der Tempelmauer. — Wehrufe in der Nacht. — Fünf Juden verhaftet. — Meine Fürsprache. — Consulats= und Serailgefängniß. — Am Sabbat keine Haft. — Ein Aktenstück.

Die russisch=polnischen Juden hörten nicht auf, gegen die nunmehr beschlossene und in voller Vorbereitung begriffene Anstalt thätig zu sein. Am 15. Juni fand eine Versammlung in der Churba, unter Vorsitz eines polnischen Rabbiners statt; sie beschloß die Anstalt mit einem „Ißur“ zu belegen, das heißt sie zu verpönen und den gefaßten Akt am nächsten Sabbat in den Synagogen zu verlesen.

Am folgenden Tage — einem Freitage — suchten einige unmündige, verheiratete Knaben, die Menge an der Tempelmauer zu fanatisiren, indem sie ihr von einem beschlossenen Banne erzählten, und ein als unwissend bekannter Landsmann Herr Jossele Becker aus Galizien, begann aus einem Schofar, einem Widderhorne lärmende Töne auszustoßen. Namentlich sollen es die Frauen gewesen sein, die ein heulendes Weinen anhoben, in das ihre Kinder schreiend einstimmten.

Nachts wurde ich plötzlich wach, schreiende Rufe aus der Ferne kamen näher und unter meine Fenster. Ich konnte deutlich hören: „Auf, auf! Kommt „Eiches“, Klagelieder sagen, die Religion ist in Gefahr! Auf, kommt ihr Gläubigen von Zion! Auf!“ so rief und schrie es in die sternenhelle Nacht empor und

entfernte sich wieder und war verhallt. Ich stemmte mein Haupt empor, und lauschte, aber es schwieg, und mir war, als hätte ich einen wüsten Traum gehabt, zündete Licht an und war noch wach, als von der Terrasse des Bet-el der Ruf zum Morgengebete erscholl.

Am Morgen wurde der „Ißur" in einigen kleinen Synagogen verlesen, in anderen die Vorlesung von den Herren Josef Schwarz und Nissim Back nicht gestattet, und wie sich von selbst versteht, in den Synagogen der Sepharedim gar nicht versucht.

Der österreichische Consul fühlte sich nunmehr in seinem Ansehen verletzt; es war ihm geradezu Hohn gesprochen worden. Als er die Vorsteher deßhalb vernahm, erklärten sie, daß sie der Versammlung nicht haben wehren können; sie selbst seien ihr fern geblieben, und müßten es ihm überlassen, diejenigen, die ihm schuldig an dem veranlaßten Tumulte erscheinen, zu strafen.

Der Consul, wiewohl auf amtlichem Wege anders unterrichtet, ließ dieses sich aus der Schlinge ziehen der russisch-polnischen Vorsteher gelten, und fünf Ruhestörer für drei Tage verhaften; zwei im Consulatshause, darunter den Schofarbläser, und drei im Serail, weil einer von ihnen Raja war, und die Strafe der Verhaftung daselbst eine viel empfindlichere ist. Während im Consulatshause die Gefängnißstube licht und blank ist, so daß die Verhaftung bei vielen aus ihren elenden Wohnungen Gezogenen, vielmehr wie eine Belohnung erscheint, ist das Gefängniß im Serail eng, schmutzig, und den Juden besonders darum peinlich, weil sie mit ihren verachteten Verächtern, den Mohammedanern zusammen sein müssen.

Hier muß eines humanen Zuges der türkischen Regierung und in schöner Nachahmung der europäischen Consulate in Jerusalem erwähnt werden. Zur Zeit, als Graf Pizzamano, der erste österreichische Consul in Jerusalem, dahin gesendet wurde, mußte ein Jude einer aus Habsucht verübten Vergiftung wegen eingezogen werden. Nachdem der Gefangene sich mehrere Tage ruhig verhalten hatte, war er plötzlich verschwunden. Die Verlegenheit des Consuls war keine geringe, und die Wächter des Hauses wurden

mit Strenge zur Verantwortung gezogen. Der älteste Kawaß, der eben in Geschäften fern vom Hause war und zurückkehrte, antwortete, als auch ihm seine unverzeihliche Nachlässigkeit vorgehalten wurde, mit voller Ruhe: „Ja Herr! weißt Du denn nicht, daß die Juden heute Sabbat haben? Er ist gewiß zu seiner Familie gegangen, und wird sicher, nachdem sie „zu den Gewürzen gerochen haben werden“ wenn der Sabbat zu Ende ist, wieder kommen.“ Und so geschah es auch. Der peinlich Angeklagte stellte sich noch am Abend desselben Tages wieder in Haft. Jeder Jude, wenn er auch für mehrere Wochen im Gefängniß ist, wird in Jerusalem sowohl von der türkischen, als der consularischen Behörde am Freitag Abend freigelassen, um in seinem Familienkreise den Ruhetag fromm und andächtig feiern zu können.

Die Verhaftung der obengenannten Individuen brachte eine besinnungsvollere Stimmung hervor, und als der Consul die Bitte der Vorsteher um Freilassung der Gefangenen entschieden ablehnte, sendeten die Herren Bordaki, Horwitz und Salant den jüdischen Consulatsdragoman Herrn Hausdorf zu mir, um meine Verwendung in Anspruch zu nehmen. Ich säumte nicht, die Bitte meiner Widersacher sogleich zu erfüllen, und so wurden die Gefangenen statt der ihnen verhängten drei Gefängnißtage schon nach 24 Stunden frei.

Der Ißur, oder Protest gegen die Lehranstalt, lautete in worttreuer Uebersetzung, wie folgt:

„Im Hause Israels sehen wir Schauderhaftes. Die Thora trauert und verhüllt ihr Haupt mit einem Sacke, wie eine Trauernde, denn es befinden sich in unserer Gottesstadt einige Männer, die ein Lehrhaus gründen, für die Jugend Israels, um sie in Schrift und Sprache zu unterrichten, sowohl in der hebräischen, als in der des Landes. Obschon der Anfang unschädlich zu sein scheint, indem sie behaupten, die Anstalt werde unter die Aufsicht gottesfürchtiger Männer gestellt, und es werden die Grundsätze der hei-

ligen Thora gelehrt werden; so wissen wir doch aus Erfahrung, daß das Ende bitterer wie Wermut sein wird. Man wird die Wissenschaft zur Hauptsache, und unsere heilige Thora zur Nebensache machen, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß dieß verursachen wird, Israel seiner heiligen Thora, und die Jugend der Gottesfurcht zu entrücken, und daß es der Grund sein wird, zur Abtrünnigkeit und Gottlosigkeit. So wie dieser Aussatz sich überall außerhalb des gelobten Landes zeigt, wo es Viele gibt, die sich von dem lebendigen Weltenherrn lossagen, die sich zwar noch Israeliten nennen, die aber nicht einmal die Vernunftgesetze anderer Völker befolgen; so reicht leider, ob unserer vielen Sünden wegen, dieser schädliche Aussatz schon bis an die Thore der heiligen Stadt Jerusalem. Wehe den Augen, die da sehen, daß Jerusalem die Gefahr droht, eine verworfene Stadt zu werden! Wehe, die da sehen die Schmach der Thora, zumal daß Alle, die da einwandern, den Vorsatz haben, ihr ganzes Leben Gott zu weihen! Wozu nun dieses Unheil in das Heiligthum Gottes bringen? Darum weint uns das Herz, verdunkeln sich unsere Augen, daß den Frommen Schlingen gelegt und die Gottesfürchtigen verblendet werden. Wehe, daß solches in unseren Tagen geschieht! Da sich nun die Vorsteher, die Rabbinen und einzelne Gemeindemitglieder der aschkenasischen Gemeinden versammeln, und Thränen weinen, über die Entheiligung des Namen Gottes und der heiligen Thora, die von Israel gewichen ist; so haben wir berathschlagt, und erwogen, was zu thun sei, um den Weinberg des Gottes Zebaot zu umzäunen, daß nicht Füchse einbrechen, und ihn verheeren. Wir haben denn Alle einstimmig beschlossen, durch den großen „Ißur" zu verbieten, daß Niemand von den aschkenasischen Gemeinden, sowohl diejenigen, die sich hier befinden, als die nachkommen werden, es wage, in diesem Unterrichtshause zu lehren, oder seine Kinder daselbst belehren zu lassen, weder für immer oder nur zeitweilig. Wer diesen „Ißur" übertritt, wird als ein Zerstörer des Weinberges betrachtet werden, und „die Schlange wird ihn verwunden."

Gott wird es ihm nicht verzeihen, und er soll keinen Theil haben, an den deutschen Gemeinden.

Dieser „Issur“ soll als ein unabänderliches Gesetz für uns, und unsere Nachkommen in Ewigkeit betrachtet werden. Wer Gottes Wort fürchtet, möge unsern Worten Gehör geben, denn sie sind nach Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit gesprochen, und mögen von Gott gesegnet sein. Amen. Amen.

Im Monat Siwan 5616.“

Um die Stadtmauern.

Gräber der Könige. — Kalba Zebua. — Jüdischer Vandalismus. — Kerker des Jeremias. — Söhne eines Hundes. — Kolossale Steine. — Jüdische und mohammedanische Legenden. — Redliche Aufklärung. — Juden und Ziegeuner. — Weißes Geld, weißer Mann.

Es war gegen Abend. Ich wollte einmal die Zeit messen, die man braucht, die ganze Stadt zu umkreisen, und ging mit mehreren Begleitern zum Damaskusthore hinaus. Nach rechts uns wendend, sahen wir die schöne zinkenbafte Stadtmauer stellenweise auf lebendigen Felsen gebaut, so daß sie nur als eine Fortsetzung desselben erschien.

Zehn Minuten auf steinigt unebenem Boden, der mit Oelbäumen bepflanzt ist, vorschreitend, bogen wir nach links zu den Gräbern der Könige ein.

Ein im Felsen eingebauener Vorhof, der mit Schutt und Gerölle erfüllt ist, und in den wir durch einen niedern Eingang gelangten, zeigte uns ein schönes, großes Portal, das den zerbrochenen Resten nach, mit vier Säulen geschmückt gewesen ist, welche dasselbe in drei gleiche Theile theilten. Auf dem Architrave sind Weintrauben und Kränze künstlich gemeißelt. Die Juden in Jerusalem halten die Kränze für geflochtene Brote und das Grabmal für das des reichen Kalba Zebua. Hatten sie doch an den Mönchen stets fantasievolle Entdecker heiliger Orte, und übten sich im Benennen ihnen unverständlicher Denkmäler nach berühmten Persönlichkeiten. Im Allgemeinen aber hören die fleißig-

sten Topographen und selbst Forscher wie Robinson zu wenig auf talmudische Notizen und Ueberlieferungen; die, wenn sie auch nicht immer zur Erkenntniß eines Gegenstandes führen möchten, immerhin verdienen, gekannt zu sein.

Die Gräber der Kinder David's, oder der Könige Israels, waren auf Zion; vier von ihnen wurden außerhalb der Stadt begraben. Keine Schriftstelle aber, kein historischer Bericht läßt sich anführen, der bewiese, daß die jetzt sogenannten Gräber der Könige es wirklich seien. Vielmehr läßt eine Schilderung des Pausanias und des Josephus Flavius die Meinung aufkommen, daß hier Helene, die zum Judenthume übertretene Königin von Adiabene, welche in Jerusalem starb, begraben liege.

Aus der Vorhalle, welche hinter dem geschilderten Portale ist, gelangten wir durch eine niedere Oeffnung zu den Grabkammern. Steingerölle und Schutt machen, daß man nur auf den Knien vorwärts kriechen kann. Die Wände und die Decke sind glatt gemeißelt. Drei verschiedene Eingänge führen aus dieser Kammer in andere, wo senkrechte Nischen, zur Aufnahme der Sarkophage eingeschnitten sind. Aus einer dieser Kammern führen einige Stufen noch tiefer, in ein kleineres Grabgewölbe, das große Nischen hat, in denen einst marmorne Sarkophage gestanden haben sollen. Die steinernen Thüren, die aus dem Fels geschnitten, nach den vorhandenen Löchern zu schließen in Zapfen gingen, sind alle verschwunden. Die letzte, erzählte unser jüdischer Führer, hat vor sieben Jahren ein vandalischer jüdischer Pilger nach Paris mitgenommen.

Eine nicht große Strecke steinigten, ebenfalls mit Olivenbäumen bepflanzten Weges führte uns zu dem sogenannten Kerker des Jeremias. Man öffnete uns nach einigem Klopfen eine kleine niedrige Thüre. Eintretend befanden wir uns in einem kleinen anmutigen Blumengarten, und gelangten in eine hohe, von der Natur domartig gewölbte, beinahe runde Grotte, die etwa 30 Fuß hoch von zwei massiven Felsensäulen getragen wird, und an

40 Fuß im Durchmesser hat. Durch einen hohen, natürlichen Eingang empfängt sie genug Licht aus dem Garten, in welchem sich einige mohammedanische Grabmäler befinden. Die Mohammedaner kommen hierher, um ihr Gebet zu verrichten. Es ist ein friedlicher vom Felsen eingeschlossener schöner Raum.

Als wir schieden, und dem jungen Wächter ein genug ansehnliches Backschiesch, das ihm jedoch zu gering schien, gaben, nannte er uns die Söhne eines Hundes, und wir mußten froh sein, bemerkte unser Führer, daß er uns keine Steinwürfe nachsendete.

Wir wanderten weiter, die Stadtmauer entlang, und sahen uns zur Linken tief das Thal Josafat mit seinen auf der entgegengesetzten Anhöhe befindlichen Grabhöhlen. Am Löwenthor vorüber, wo ein kleiner mohammedanischer Friedhof und ein alter Teich sich befindet, sahen wir das ausgetrocknete tiefe Bett des Kidron. Die Grabmäler, welche für die des Profeten Jeremias und Absalon seit Jahrhunderten gelten, aber jüngere römische Baue sind, sahen uns jenseit des Thales entgegen. Um sie herum, und höher hinauf, bis zum Dorfe Siluan liegen die jüdischen Gräber, welche durch flach auf dieselben gelegte Grabsteine bezeichnet sind. Dieser Theil des Berghanges sieht aus der Ferne wie mit breiten, grauweißen Fliesen gepflastert aus. Ueber all die Thaleinsenkungen und Gräber jenseit derselben, erhebt sich der dreigipfelige Oelberg.

Wenn wir die Stadtmauer, die uns immer zur Rechten war, betrachteten, so sahen wir, an dem Zionsthore vorüberkommend, zur Linken tief unten, das Thal Hinnom, und da, wo die Stadtmauer des Tempelplatzes ist, zuweilen kolossale Steine von einer Länge von 22 Fuß, die unzweifelhaft, allen Zerstörungen trotzend, noch auf derselben Stelle liegen mögen, wohin sie der Steinmetz vor Jahrtausenden gelegt hat. Ein unförmlicher Block von 7½ Fuß Dicke wurde uns in einer Ecke gezeigt, der sich beim Bau des Salomonischen Tempels nicht fügen wollte, und vom Bauherrn verworfen worden ist. Widerstand nur dieser eine Stein dem Wurme „Chi-

loson“ welcher der Sage nach nur auf die Steine gelegt zu werden brauchte, um sie zu zerschneiden? denn kein Eisen, aus dem das Schwert geschmiedet wird, durfte an das Friedenswerk des Tempels gelegt werden. An manchen der großen Blöcke sind jene Fugenveränderungen angebracht, wie wir sie an den Quadern der Tempel-Westwand geschildert haben.

Ein aus der Mauer horizontal, 3 Fuß lang hervorragendes Säulenfragment wird als dasjenige gezeigt, auf dem Mohammed, der Profet, am Auferstehungstage rittlings sitzen und die Seelen richten wird. Eine andere mohammedanische Legende erzählt: Mohammed werde prüfen, ob Christus gerecht gerichtet habe, und ihm dann seine Schwester vermählen, zum Zeichen des ewigen Bundes. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts trat ein falscher Profet auf, setzte sich Angesichts des ihm anhängenden arabischen Volkes auf die Säule und Weissagungen beginnend, stürzte er von der Säule herab und starb.

Abwärts steigend gelangten wir an dem Jaffathore vorüber und jenseit desselben, von der Stadtmauer durch einen Graben getrennt, wieder über steinigten, mit Oelbäumen bepflanzten Boden an das Damaskusthor, von dem wir ausgegangen waren. Die Zeit, die wir bei den Gräbern der Könige und dem Profetenkerker verweilten, abgerechnet, brauchten wir 1¼ Stunde zu dem Gange, auf dem uns kein Mensch, kein Thier begegnete. Alles war still, wie auf einem einsamen verlassenen Friedhofe. Jerusalem ist ein solcher, und auf seinen Gräbern blüht die Todtenblume unsterblicher Erinnerungen.

Im Damaskusthore gesellte sich Herr Rosenbaum aus Galizien, der den Bau des Montefiore'schen Hospitals leitet, zu uns. Ihm verdankte ich eine eben so unerwartete als redliche Aufklärung, in Beziehung auf den Widerstand der Aschkenasim gegen die zu begründende Lehranstalt.

„Ich weiß“, sprach er, „in Europa ist jetzt ein Kampf zwischen den alt- und moderngläubigen Juden, der hartnäckig und

bitter genug ist. Das sind zwei Parteien. Hier aber sind Juden, aus aller Welt Enden und jeder ist eine Gemeinde, eine Partei für sich. Eine Vereinigung wird bei dem, wie es in der heiligen Thora genannt wird, hartnäckigen und widerspenstigen Volke niemals möglich sein, um so weniger, als zu der religiösen Verschiedenheit hier auch die der Nazionalitäten kommt. Was uns hier fehlt ist der Gemeinsinn. Wie wäre es möglich sonst daß die Wohlhabenden nicht für eine Waisenanstalt, nicht für Schulen sorgen, daß sie sich selbst nicht schämen, Almosen zu nehmen und nicht wenigstens den zehnten Theil derselben für Gemeindezwecke widmen! In dieser allgemeinen Habsucht aber liegt der Widerstand gegen die Anstalt, die Sie zu gründen gekommen sind."

Ich begreife das nicht ganz.

„Sehen Sie! die Orthodoxen aus Rußland würden, wenn ihre hiesigen Landsleute auch nur entfernt von der strengsten Frömmigkeit abzulassen scheinen möchten, kein Geld mehr schicken. Die Russen sehen in Ihrer Schule Moses Mendelsohns Geist, der in Aschkenes viel Unheil angerichtet hat. Er hat, wie Luther lehawdel — d. h. „unterscheidend sei er genannt" — die Einheit der Deutschen, die der Juden zerrissen. Die Sepharedim hier wissen von diesen Kämpfen nichts, und haben keine Idee davon, was das für ein großes Unglück war, die heiligen Bücher der Thora ins Deutsche zu übersetzen und Anlaß gegeben zu haben, daß die Judenkinder anfingen, deutsche Bücher zu lesen."

Und hat es Ihrer Strenggläubigkeit geschadet, daß Sie gelernt haben, mir all das in deutscher Sprache mitzutheilen?

„Reden Sie mit Polen! Aber auch die Deutschen, die Engländer, die Franzosen möchten, wenn immer mehr Institute entstehen, diesen Geld zuwenden, und die einzelnen Menschen bekämen dann nichts mehr."

Sie sind ja selbst erbittert darüber, daß keine Waisenanstalt, keine Schulen durch die Einheimischen gegründet werden; es müssen also die Freunde dafür sorgen.

„Was soll ich krumm mit Ihnen reden? die Anstalt der Frau Herz ist sehr gut, man versteht's hier gar nicht, wie gut

sie ist; aber sie ist nur für zwanzig Kinder. Wie viel Kinder von uns Polen und Russen, da auch die Sepharedim Antheil haben, können aufgenommen werden? drei, sagen Sie fünf! Steht das dafür, daß wir uns mit ganz Polen und ganz Rußland verfeinden, wegen ein paar Kindern?"

Eine am Damaskusthore lagernde Zigeunergruppe unterbrach das Gespräch. Ich war überrascht, auch hier, wie zwanzig Jahre früher, in der St. Peterskirche zu Rom, die braunen Parias der Erde zu finden. Sie bettelten schreiend, Weiber und Kinder, in türkischer Sprache. Das warme Klima begünstigte ihre Armut an Gewändern; ein bunt gestreifter, länglicher Teppich, zeigte die Gestalten mehr, als er sie verhüllte. Die Kinder waren völlig nackt. Ein Mann, mit irgend einer Flicke beschäftigt, sah nicht auf; ein Anderer geigte zu meinem Erstaunen das lange nicht mehr gehörte Lied Rakoczi's des Rebellen. Ist es nicht eine Mission dieses versprengten Volkes die Göttin Musika durch die ganze Erde zu tragen, wie die eines andern auch versprengten Volkes, den Gott Jehova? Und beide dulden nicht, daß die Welt klanglos sei und im Heidenthume versinke, und so geigen und singen sie aufrührerische Melodien und das Lied David's, des königlichen Dichters. Und wenn ein Jude dem melancholischen Liede des Zigeuners horcht, zittern nicht Erinnerungen und Gestalten von den Ufern des alten Nils in seiner Fantasie empor? Oder tönt es nicht wie Windhauch durch Harfen an den Weiden Babilons?

Mir aber tauchte noch eine Erinnerung aus meiner frühen Jugend auf, wo ich auf den österreichischen ehemaligen Abrichtungsanstalten, die sich in überaus lieblicher Naivität Humanitätsschulen nannten, die Geographie auswendig lernen mußte. Bei den Bevölkerungsangaben hieß es immer zur Demütigung der jüdischen Schüler, nach Katholiken, Protestanten, Griechen, Unitariern, am Ende: „Juden und Zigeuner!" Wir waren

dumme Jungen und begriffen nicht, daß es eigentlich eine Auszeichnung war, indem man die Juden neben die Unitarier gestellt hatte.

Ich warf den Bettelnden kleine Silbermünzen zu, und eines der Weiber rief: „Weißes Geld, weißer Mann! Gott gebe Dir so viele weiße Söhne, als Du uns weiße Münzen geschenkt hast, und keine Töchter, damit Du keine Schande erlebst!“

Eröffnungs-Feierlichkeit.

Ausschmückung des Hauses. — Ordenskreuz und Bild. — Bannstral gegen einen Musikanten. — Gäste. — Feierlicher Empfang. — Eröffnungsrede. — Volkshymne und Araba. — Fromme Erinnerung an Todte und Lebende. — Heil Abdul Medschid. — Orientalische Bewirtung.

Das für die Anstalt gemietete Haus war in allen Räumen mit rot-weißen Fähnchen zum Empfang der Gäste festlich geschmückt. Im Lehrsaale, der ebenfalls mit den österreichischen Farben verziert war, prangte auf breiter Flagge in prachtvollem Rahmen das Bild Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich — ein Weihgeschenk der Stifterin. Gegenüber war das Bild ihres Vaters des verstorbenen Herrn Simon Edlen von Lämel, angebracht. Längs der Wände gewahrte man die für den Anschauungs-Unterricht bestimmten Abbildungen von Thieren und Pflanzen und biblische Szenen.

Die nicht ruhenden zelotischen Müßiggänger bereiteten mir noch im letzten Momente manches Verdrüßliche. Ich wurde Nachts vor der Eröffnungsfeierlichkeit geweckt und mir mitgetheilt, es sei durch die russischen Juden das Gerücht verbreitet, daß sich ein Kreuz in der Anstalt befinde. Ich setzte voraus, daß durch irgend eine Bosheit ein Kreuz hineingeworfen oder an die Wand gemalt sein könnte. Ich eilte in das Haus, doch konnte ich Nichts entdecken, bis ich auf den Umstand aufmerksam gemacht wurde, daß auf dem Brustbilde des Kaisers die Großkreuze seiner Orden gemalt seien. Ich mußte mühsam die Spitzen der Kreuze mit einem Messer abschaben; ebenso unter dem Bilde des Herrn von Lämel

das geschnitzte versilberte Lamm seines Wappens wegnehmen, weil kein plastisches Bild in einer — Synagoge sein darf.

Das Bild war aber nicht in dieser, sondern im Lehrsaale angebracht. Einer anderen Bemängelung, daß das Portrait baarhaupt sei, konnte ich freilich nicht abhelfen. Der Musiker Reb Chajim aus Czernowitz, der die österreichische Volkshymne mit seinem Instrumente zu begleiten bestimmt war, ließ mit vielem Bedauern seines Verlustes absagen. Er war vor einige russisch-polnische Rabbinen vorgeladen und mit dem Banne bedroht worden, wenn er die Feier verherrlichen helfe. Zugleich wurde ihm aber auch, ebenfalls unter Androhung des Bannes untersagt, die Namen derjenigen zu nennen, die Solches über ihn zu verhängen bereit seien.

„Heilige Einfalt!“

Der kaiserliche österreichische Consul Graf Pizzamano hatte die Güte, mit mir die geladenen Gäste zu empfangen. Unter diesen wurde zuerst Se. Exzellenz, der Pascha von Jerusalem, Großkreuz des Franz Josef und anderer Orden, mit seinem glänzenden Gefolge begrüßt; dann der Chacham Baschi Abulafia mit seinem ganzen geistlichen Collegium. Es erschienen ferner mit ihren Dolmetschern und glänzend bewaffneten Dienern die Consuln von Frankreich, England und Spanien.

Ich führte nach der Begrüßung mit den beiden an der Anstalt angestellten Lehrern die aufgenommenen Kinder vor; alle in geschmackvoller uniformer orientalischer Kleidung. Nachdem die Kinder die ebenso glänzende als bedeutende und ehrwürdige Versammlung begrüßt und auf den schönen grünen Schulbänken Platz genommen hatten, stimmte ein Sängerchor hebräisch den für die Einweihung gewählten Psalm an:

„Ich preise dich, o Gott, daß du mir aufgeholfen und meine Feinde nicht frohlocken ließest über mich.“

Ich hielt hierauf folgende kurze Ansprache:

„Wenn ich vor die hochverehrte Versammlung trete, um sie anzureden, so bin ich in dem glücklichen Falle, daß Bild und Ge-

danke nahe liegen und mir dargeboten sind: das Bild des Tempels, der Gedanke des Unterrichts! Blicken Sie zu diesen Fenstern hinaus und nur wenige Schritte fern ragt die Westmauer des Tempels empor. Sie ist der einzige monumentale Ueberrest einer längst dahingegangenen Zeit und einer erloschenen Lichtherrlichkeit. Als diese Tempelmauern wankten, der Fall der heiligen Stadt unvermeidlich war, da ließ ein Mann, scheinbar als Leiche, sich aus der Stadt hinaustragen, — denn die Zeloten hätten ihn sonst als Verräther erschlagen, — um für seine Brüder, für Weiber und Kinder um Gnade zu flehen. Als der Feldherr diese versagte, ihm aber eine persönliche Gnade zu gewähren versprach, bat Rabbi Jochannan ben Sakai: „Laß mich eine Schule begründen." Der Römer gewährte lächelnd die Bitte und ahnte nicht, daß in ihrer Erfüllung die ganze große Zukunft des Judenthumes liege, welche das eiserne Rom überdauern und den Sieger einst besiegen sollte. Rabbi Jochannan ben Sakai sah, daß es mit dem Staatsleben der Juden zu Ende ging, und er faßte den Gedanken eines geistigen Reiches, eines geistigen Jerusalems, welches das weltliche, nunmehr in Trümmern liegende überdauern sollte. Die Juden sind die Bürger dieses Reiches, die heilige Lehre ist das unentziehbare Grundrecht ihres geistigen Staates.

„Laß mich eine Schule gründen!"

Dieser Gedanke ist es auch, der in dem Herzen und Geiste einer edlen und frommen Frau im fernen Oesterreich, dessen Blick dem Osten zugewendet, dessen unabweisliche Aufgabe es ist kulturhistorisch zu wirken, auftaucht. Kultur ist die Sonne, die aus Milliarden Stralen, welche aus Geistern und Herzen strömen, zusammenfließt und die Welt vor dem wiederkehrenden Chaos rettet und sie erleuchtet!

„Laß mich eine Schule gründen!"

Es ist eine hochherzige Frau, welche die Wittwe Jehovas zu trösten kommt, nicht mit einer Stralengarbe, aber doch mit einem Funken, der liebevoll angefacht, fromm gehütet, zu einem Sterne anwachsen kann. Und er wird nicht verlöschen, wie auch

ein finsterer, feindlicher Sturm wehen mag, er wird leuchten und selbst zum Heile denen leuchten, die das Licht scheuen und den Glauben im Wahne finden!

„Laß mich eine Schule gründen!"

Sie ist nunmehr begründet und es ist ein günstiges Zeichen, daß ein mächtiger und frommer Fürst, der unter seinen Titeln auch den eines „Königs von Jerusalem" führt, die junge Anstalt unter seinen gewaltigen Schutz nimmt. Es sind sechs Jahrhunderte verflossen, seitdem auf heiligem Boden das rot-weiße Wappen Leopold des Glorreichen entstanden ist und im schönen Oesterreich weht und glänzt, während es hier verschwunden war. Es ist ein günstiges Zeichen, daß es seit kaum einem Jahre in Palästina wieder entrollt, auch heute in diesem Saale flattert, als ein kostbarer Schmuck, als eine schützende Aegide."

Nach dieser Rede sang der Sängerchor unter Musikbegleitung die österreichische, von Letteris ins Hebräische übersetzte Volkshymne, die, in Prachtexemplaren gedruckt, während des Gesanges vertheilt wurde. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, in der uralten heiligen Stadt ein dem österreichischen Nationalgemüthe entsprungenes Lied in der Sprache der Psalmen zu vernehmen.

Ich wendete mich hierauf an den kaiserlichen österreichischen Consul und empfahl die Anstalt seinem besondern Schutze, seinem ferneren Wohlwollen, sowie der treuen Aufsicht und Sorge des leitenden Schul-Comités und fuhr fort zu sprechen:

„Nicht lange ist es, daß der Mund Abdul Medschids die Gleichberechtigung aller seiner Unterthanen aussprach und so den Juden auch das lang versagte Menschen- und staatliche Recht wiedergab. „Schulen, Erziehung, Bildung, Kultur" sind jetzt Losungsworte auf einem Gebiete, wo man sie seit vier Jahrhunderten kaum vernommen hat. Vor wenigen Monden erging der Befehl an alle Rabbinen des weithin gedehnten türkischen Reiches, Schulen zu errichten. Ich fühle mich glücklich der Ueberbringer, der Bote einer Lehranstalt, der ersten zu sein, die seit dem Befehle des Großherrn gegründet wird. Heil Abdul Medschid!"

Der Sängerchor sang hierauf einen hebräisch gedichteten Segen, welcher der türkischen Volkshymne, der sogenannten „Araba“ angepaßt war:

„Der Herr der Höhen, der den Himmelsdom wölbte, verleihe sein Heil dem Sultan, dem erhabenen Herrscher, denn Liebe und Milde sind die Genien seines edlen Geistes. Er vergaß auch unser bedrängtes Volk nicht und ist stets eingedenk, uns seine hochherzige und väterliche Güte zuzuwenden. Es möge leuchten und blühen der Glanz seines Hauses für und für; es verkünde ein Tag dem andern seines Glückes Wachsthum. Seine Feinde sollen zu Schanden werden vor seiner siegreichen Macht und sein Ruhm verbreite sich über die ganze Erde.“

Das Gebet wurde in zahlreichen Exemplaren vertheilt; ein Prachtexemplar mit türkischer Uebersetzung Sr. Exzellenz dem Pascha Kiamil mit der Bitte überreicht, dasselbe Sr. Majestät dem Sultan zusenden zu wollen, was auf die freundlichste Weise zugesagt wurde.

Nun folgte das Gebet zum Andenken für Verstorbene: für Herrn Simon Edlen von Lämel und den durch seine testamentarischen wohlthätigen Verfügungen berühmten Nordamerikaner Turos. Dieser frommen Gedächtnißfeier, welche von der ganzen Versammlung aufrechtstehend vernommen wurde, folgten die „Mischeberot,“ die Segensprüche für Frau Elise von Herz-Lämel, für die Herren Vertreter der Kultusgemeinde in Wien, als Kuratoren der Anstalt, für die Vorsteher und Rabbinen Jerusalems, für Montefiore, Rothschild, Albert Cohn, für das leitende Schul-Comité, für die Lehrer und Zöglinge. Der Chor schloß mit dem Psalm:

„So Gott wieder herstellen wird das verbannte Zion.“

Die wahrhaft erhebende Feier, wie eine gleiche kaum in Jerusalem noch begangen worden ist, hatte durch die erhabene Szene, auf der sie stattfand einen eigenthümlich wehmütigen und ergreifenden Charakter.

Die anwesenden Consuln brachten mir hierauf zu dem er-

freulichen Gelingen meiner Mission herzliche Glückwünsche dar, mit der Bitte, der Dolmetsch ihrer Gefühle und Anerkennung bei der großherzigen Stifterin zu sein. Die Versammlung wurde dann im festlich geschmückten Speisesaale der Anstalt nach orientalischer Sitte mit Erfrischungen bewirtet, gleichzeitig die Armen Jerusalems mit Brot reichlich betheilt, wobei die glänzenden Weihgeschenke, zumeist aus Wien für die Anstalt gesendet, in Augenschein genommen wurden.

Woher kann Hülfe kommen?

Ps. 121, 1.

Ein- und Auswanderung.

Es sind traurige Bilder, die wir entrollt haben; sie treten um so greller hervor, als sie sich einzeln und nicht im Zusammenhalt mit den ebenso verkommenen Zuständen der mohammedanischen und christlichen Verhältnisse darstellen. Eine wahrheitgemäße Schilderung der gesellschaftlichen und sittlichen Zustände in Jerusalem überhaupt müßten jeden Denker, jeden Gefühlvollen mit Schmerz und Zorn und immer wieder mit tiefem Mitleid erfüllen.

Wir haben aber Szenen und Gruppen und Gestalten nicht gezeichnet, um diese Gefühle im Leser wach zu rufen, oder vielmehr doch, um ihn geneigter zu stimmen für die Vorschläge, wie zu helfen, wie zu retten sei?

Es hat etwas unendlich Rührendes und poetisch Ehrwürdiges, in den Reisepässen der Juden als den Zweck ihrer Reise zu lesen: „um in Jerusalem zu sterben.“ Welche Glaubensinnigkeit, welche Freude an Schmerz und Entsagung drückt sich in diesen wenigen traurigen Worten aus! Wie tief muß die elegische Sehnsucht in einem Herzen leben, auf daß der Mensch alle Bande der Gewohnheit, der Familie und der Heimat durchschneide und sich von einem Welttheile lossage, um in einem zweiten, fernen arm und verachtet, den großen Erinnerungen seiner glorreicheren Ahnen zu leben, von der Herrlichkeit des Tempels, dem Glanze

der Cherubim auf Trümmern zu träumen, an den Gräbern der Könige, Richter und Profeten zu weinen, zu gehen „um in Jerusalem zu sterben."

Es umgibt ihn mit einer Art von Aureole, wenn ein mohammedanischer oder christlicher Pilger, der aus weiter Ferne nach Jerusalem wallfahrtet, d. h. mit allen Bequemlichkeiten des Lebens und den Genüssen, die seine Börse ihm gewährt, reiset, um nach einigen Monaten heimzukehren in den heitern Kreis all des Glückes der Heimat, und reich geworden an schönen Erinnerungen. Wie bewunderungswürdig ist dagegen der gebrechliche Greis, der müde gehetzte Jude, wenn er, preisgegeben allen Mühsalen und Entbehrungen einer ohne Vermögen unternommenen Reise, sich für immer und ohne Wiederkehr in den Gräberstaub des Thales Josafat flüchtet.

Die Juden wurden zuweilen mit den Mönchen verglichen, die an dem der Christenheit heiligsten Grabe beten und dafür mit Geld, aus aller Welt gesammelt, unterstützt werden.

Der Vergleich ist nicht richtig. Die Mönche in demütiger Frommheit üben Gebete und Entsagung, aber sie arbeiten auch. Sie sind Seelsorger, sie taufen, trauen und stehen Sterbenden bei, nicht selten Solchen, die an der Pest zu Grunde gehen; sie sind Lehrer, Aerzte, Apotheker, Buchdrucker, Handwerker und — Diener der Pilger. Sie sind, wenn von den Franziskanern die Rede ist, ein seit sechs Jahrhunderten von den fränkischen Königen zurückgelassener verlorener Posten. Dieser Orden hat mehr Märtirer für das heilige Grab aufzuweisen, als alle Orden der Christenheit zusammengenommen. Wir haben einen zu tiefen Blick auch hier in den sittlichen Verfall hinein gethan, um als Lobredner aufzutreten, aber die Wahrheit will ihr Recht und ein tapferes Opferleben muß anerkannt werden. Was jedoch vor Allem zu bemerken ist, die Mönche sind einzelne Männer ohne Familie, sie sterben hier, so wie sie gekommen sind — einsam.

Die Juden kommen meist mit Weib und Kindern, oder noch so jung, um dieses Segens theilhaftig werden zu können. Die Kinder, wie wir gesehen haben, erhalten keinen Unterricht

und heiraten so jung, daß sie körperlich und geistig versiechen und wenig geeignet sind, ihre dereinst schwächlich erzeugten Kinder zu erziehen. Diese hat natürlich keine Sehnsucht nach dem gelobten Lande hierhergebracht; vielmehr ist ihnen durch den alltäglichen Anblick ihre Geburtsstätte nicht ehrwürdig, wenigstens von keinem zauberhaften Golddufte umflossen, den die Ferne gewährt. Unwissend, ohne die Poesie, die ihre Eltern, ihre Großväter ewig hierher lockt, sind sie erwerblose Müßiggänger, denen das Almosennehmen jedes Ehrgefühl vernichtet hat. So wächst ein maßloses Proletariat an Geist und Körper heran, dessen Folgen nicht abzusehen sind.

Welche Regierung, wenn nicht die türkische Anarchie, würde dies, in der ihr selbst nach Mekka heiligsten Stadt der Erde, oder in den anderen Städten Palästinas, Safet, Tiberias, gestatten? Fragen doch die amerikanischen Freistaaten den die neue Welt Betretenden, ob er sich mit einer bestimmten Summe ausweisen, oder einen für ihn haftenden Mann nennen könne, der für den Erwerblosen zu sorgen die Verpflichtung übernimmt. Wenn dem Einwandernden der Nachweis gebricht oder wenn er körperlich verkrüppelt ist, wird er unnachsichtig von dem freiesten Lande der Erde zurückgewiesen.

Die Traktate gewähren die unbeschränkte Einwanderung. Gut. Wir selbst sind für das volle Recht der Freizügigkeit. Aber die europäischen Regierungen müßten derselben hier Einhalt thun. Der Greis, die Greisin, wenn sie nach Jerusalem sterben zu gehen sich sehnen, wer sollte ihnen ein so schmerzliches Glück wehren wollen? Wer mit kalter Hand in die geheimnißvollen Regungen eines gottgläubigen Gemütes, eines frommseligen Verlangens greifen; wer die Hand abwehrend entgegen halten?

Wenn aber ganze Familien, deren Kinder und Enkel in Zukunft der sittlichen und physischen Verkommenheit unrettbar entgegen gehen, wenn sie selbst in der Gegenwart schon mit der Armut ringen und mitunter, wohl auch arbeitsscheu, der Almosen wegen ins gelobte Land ziehen; da, will es uns scheinen, müssen die Regierungen die Vormünder sein, die wenigstens warnen und zurück-

zuhalten suchen. Thun sie es denn nicht gegenüber denen, die nach Amerika auswandern? Es sollte Gesetz sein, daß fortan Jeder, der nach Jerusalem einwandert, einen, wenn noch so mäßigen, aber bestimmten Vermögensbesitz ausweise, oder daß er ein Handwerker, oder ein Ackerbauer sei.

Der Zufall spielt überraschend. Während ich diese Zeilen niederschreibe, tritt ein Mann mit greisem Haare bei mir ein, Herr Moses Hamburger aus Waag Neustadtl in Ungarn. Er ist 60 Jahre alt, und wünscht Empfehlungsbriefe von mir, nach Jerusalem, wohin er mit seiner Familie, einer Frau und sieben Kindern auswandert.

„Besitzen Sie Vermögen?"

Nein.

„Wovon wollen Sie in Jerusalem leben?"

Eine Anzahl von Freunden hat mir durch Subskription 1000 fl. jährlich zugesichert.

„Wenn einzelne dieser Wohlthäter sterben, oder ihres Vermögens verlustig werden, oder auch ihr Wort nicht erfüllen?"

Wird mir Gott helfen.

„Gewiß! aber Sie müssen Gott unterstützen in seiner Gnade, indem Sie arbeiten."

Ich werde lernen.

„Wie alt sind Ihre Kinder?"

Mein ältester Sohn ist 21, mein zweiter 19, mein dritter 17 Jahre alt, die übrigen 4 Kinder sind jünger, das Jüngste erst 4 Jahre.

„Wenn Ihre Söhne Handwerker sind, werden Sie willkommen sein."

Sie sind keine Handwerker.

„Was werden sie in Jerusalem thun?"

Lernen.

„Aber die Sprüche der Väter lehren: Du sollst nicht die Thora zum Spaten machen, um damit zu graben."

Er lächelt.

„Gut, sie lernen. Damit ist aber, wenn ich den weisen Spruch auch vergesse, kein Brot zu erwerben.“

Was soll ich thun?

„Seh'n Sie, lieber Herr! ich wünsche Ihnen gewiß ein langes und gesund heiteres Leben; aber wenn der Herr Sie früh zu den Vätern versammelt, was in dem ungewohnten Klima, bei völlig veränderter Lebensweise möglich ist, was wird aus Ihrem Weibe, was aus Ihren Kindern? Werden die Wohlthäter, die Sie, den frommen würdigen Rabbi gern unterstützen, dann Ihre erwachsenen, zur Arbeit fähigen Kinder in weiter Ferne zu erhalten geneigt sein?“

Was thun die Anderen?

„Die Anderen leben vom Almosen, im Elend, sie betteln.“

Wenn Gott es haben will.

„Nein Herr! das will Gott nicht haben! Gott will nicht, daß junge Menschen ein müßiges Leben hinträumen, daß sie, kaum nach Jerusalem kommend, unmündig wie sie sind, heiraten müssen. Müssen, sage ich Ihnen, nach der dortigen Anschauung der Juden. Gott will daß sich junge Kräfte rühren, Gott will daß sie sich und die Gesellschaft fördern; daß die Söhne tüchtig gemacht werden, ihre Eltern, wenn diese alt und gebrechlich werden, erhalten zu können. Gott will daß die Kinder Vater und Mutter ehren, auf daß es ihnen wohlergehe auf Erden. Wissen Sie, was Gott will? Die Arbeit im Schweiße des Angesichtes!“

Das ist sein Fluch, zu dem er durch des Menschen Sünde gezwungen worden ist, aber es ist nicht sein Wille gewesen.

„Ich aber sage Ihnen, lieber Herr! Während Sie des frommen Glaubens sind, eine Gott gefällige That zu thun, wenn Sie nach Jerusalem sich begraben gehen, begehen Sie in Ihrer Herzenseinfalt ein Verbrechen. Sie stürzen eine Familie, ein künftiges Geschlecht in Not, in körperliche und geistige Armut. Und wissen Sie auch, welcher Empfang Ihrer in Jerusalem harrt? Die Almosen werden dort von den Aschkenasim, je nach der Anzahl der Köpfe vertheilt, und da werden Sie allerdings

eine ansehnliche Summe erhalten müssen; diese aber wird die Almosen der Uebrigen verringern. Ihr Kommen wird darum mit Mißmut, mit Scheelsucht angesehen werden; Ihr Kommen und Verweilen werden keine Freundlichkeit begrüßen."

Es ist zu spät, Alles ist zur Reise bereit.

„Aber Ihre drei älteren Söhne können Sie zurücklassen, daß sie ein Handwerk lernen."

Dazu sind sie zu schwach und zu edel.

Ich fühlte den Zorn so heftig in mir aufwallen daß ich, um dem alten Manne nicht hart zu begegnen, schwieg, wie man etwa dem Wahnsinn gegenüber es aufgibt, Vernunft zu reden.

Der Mann, der seit dreißig Jahren, wie er mir erzählte, von der Sehnsucht nach Jerusalem gedrängt ist, hatte keine Ahnung, wie man dahin gelangt, er wußte über die Reise, über Klima und Sprachen, über Gewohnheiten und Sitten des gelobten Landes nichts. Nur die Traube dachte er sich so groß, wie diejenige war, welche die Kundschafter schwer auf einem Stabe tragen mußten und die Milch- und Honigströmung hielt er für noch unversiegt.

Die Einwanderung ist seit den leichteren Verkehrsmitteln in fortgesetzter Zunahme, die unterstützende Theilnahme der Juden für Jerusalem, wir müssen das aussprechen, in steter Abnahme begriffen. Die Not wächst denn aus zwei Richtungen immer näher heran: indem die Almosen spärlicher zufließen, die Zahl der Einwanderer aber immer größer wird. Die Letzteren sind in größerer Mehrzahl aus Rußland und Polen und ihre Auswanderung nach Palästina hat dieselbe Bedeutung für ihren Bildungsgrad, wie die des gebildeten Europäers nach Amerika. Der russisch polnische Jude begibt sich aus der Knechtschaft der Heimat in die anarchische Freiheit eines türkischen Paschaliks. So sind es, bei den Meisten wenigstens, eben so sehr soziale, als religiöse Motive, eine unbestimmte poetische Schwärmerei und Arbeitsscheu,

welche sie in das ihnen — gelobte Land locken. Hier sind sie, wenn sie kein Verbrechen begehen — und selbst dieses wird durch das Zauberwort „Backschiesch“ unsichtbar gemacht — völlig frei, mehr frei als ihrem Bildungsgrade zusteht, und so werden sie, wie sklavisch angewohnte Menschen stets übermütig und frech. Sie ahnen aber nicht daß sie, während sie der Sklaverei der Knute entgehen, der noch mehr bittern, der Armut verfallen. Armut ist aber selten die Mutter gesellschaftlicher Tugenden.

Dies sind also die Mehrer der Judenheit in Palästina! die Wächter Zions! die klagenden Männer unter den Palmen Jeruschalaims!

Die Auswanderung aus Jerusalem hingegen ist eine sehr geringe, kaum bemerkbare. Greise verlassen, wie natürlich, die heilige Stadt nicht mehr und manche Männer, die bald nach ihrer Ankunft allen Heiligenschein erblassen sehen, die durch die unsittlichen Zustände und unechte Religiosität sich angewidert fühlen, wohl auch durch das Klima und die fremdartige Lebensweise leiden, können nicht mehr zurückkehren, weil ihnen die Reisekosten fehlen und weil — sie sich schämen. Ich habe manchen Seufzer, manchen Wunsch nach Rückkehr in die europäische Heimat vernommen. Die Jugend endlich wird durch die so frühe Heirat derart an die Scholle gebunden daß sie, unwissend wie sie ist, auch nicht den Mut hat und haben kann, in Europa sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Von der Ein- und Auswanderung eines reichen Mannes ist in neuerer Zeit nur ein Fall vorgekommen. Bald nach der polnischen Revoluzion kam Herr S. L., ein Lieferant aus Mohilew in Rußland, mit 30 Personen, und einem Vermögen von 3 Millionen Piastern, 300,000 fl. in Silber, in Jerusalem an, um sich daselbst für immer niederzulassen. Nach zwei Jahren schon kehrte der fromme Mann, enttäuscht und empört, der heiligen Stadt den Rücken, in welcher sein Abschiedswort aber in sprichwörtlicher Erinnerung fortlebt: „Wer „Aulom haze“ die Freuden dieser Welt genießen will, der muß in der Moldau leben; wer auf diese verzichtend, „Aulom habo“ die

Seligkeit jenseits erwerben will, muß in Rußland leben. Wer aber weder Aulom haze, noch Aulom habo haben will der lebe in Jerusalem."

Vereinigung der Gemeinden.

Bei der Darstellung der Gemeingliederung sahen wir dieselbe Zerklüftung und das starre und feindliche Gegenüberstehn, wie unter den christlichen Sekten. Es ist das schlimmste Beispiel, das die Juden an den von ihnen verachteten Christen genommen haben.

Durch diesen beklagenswerten Zustand, durch das Streben, leidenschaftlich und unduldsam einen Vortheil den anderen abzugewinnen, und für einen kleinen ausschlüßlichen Kreis, oder gar für einzelne Personen selbstsüchtig auszubeuten, wurden nur kleine Einrichtungen getroffen und nichts geschaffen, was durch Großheit, durch Würde, durch Ordnung imponiren könnte. Wenn die Juden die Absicht hätten, sich die Verachtung der Mohammedaner und Christen, zu der diese, erbärmlich wie sie selbst sind, freilich keinerlei Berechtigung haben, zuzuziehen, sie könnten nicht planvoller verfahren.

Schwerlich werden sich jemals wieder die orientalischen mit den abendländischen Juden vereinigen. Sprache, Anschauungsweise, Sitten und Gewohnheiten, Adel und Gemeinheit werden sie immerdar auseinander halten. Vereinigung der Aschkenasim aber ist, weil sie denn doch auch schon bestanden hat, eine Möglichkeit, und eines der ersten Bedürfnisse für die Juden in Jerusalem. Wir verkennen nicht, wie schwer dies bei der gegenseitigen, meist aber durch Geldverhältnisse veranlaßten Feindseligkeit der Gemeinden, zu bewerkstelligen wäre, um so schwerer bei den mannigfachen Nationalitäten der Russen, Polen, Galizier, Böhmen, Ungarn, Deutschen, aus aller Herren Ländern.

Als charakteristisch muß es hervorgehoben werden, weil das Gegentheil von einem Manne, der sich geltend machen wollte, dargestellt worden ist, daß auch kein Zug politischer Bewegung oder Aeußerung durch die jüdische Bevölkerung Jerusalems geht. Sie

haben alle ihr Vaterland freudig aufgegeben, und seine Schicksale sind ihnen völlig gleichgültig.

Wer faßt aber alle die Zügel dieser Hartmäuligen in starker Faust zusammen?

Es müßten vorerst die Repräsentanten der europäischen Regierungen selbst die gegenseitige Eifersucht aufgeben und ein Einheitstreben merken lassen; es müßte überhaupt eine Regierung und kein zerfallendes Reich seine untergehenden Schatten auf die düstere Szene werfen.

Die Vereinigung würde ihnen aber auch sittlich zum größten Heile gedeihen, weil die einheitliche Menge sich besser durchbilden ließe, in der jeder neu Hinzukommende sich fügen oder sich hinausgestoßen fühlen müßte. Ein wohlthuendes Gemeingefühl würde entstehen, das jeden Einzelnen segenreich durchströmen möchte.

Die Institutionen, jetzt klein, weil zersplittert, könnten zu einer Achtung gewinnenden Höhe gebracht, Schulen gegründet, die Unterstützungsgelder besser und gerechter vertheilt werden.

Endlich bringt jede kompakte, einheitliche Masse eine imponirende Wirkung hervor.

Freie Wahl des Vorstandes.

Wir haben bei Darstellung der Gemeindeverhältnisse gesehen, daß die Vorsteher von Europa her, den Gemeinden in Jerusalem oktroirt werden. Sie dürfen thun und lassen, was ihnen gut dünkt, wenn nur diejenigen, die sie im fernen Abendlande ernannt haben, mit ihnen zufrieden sind. Das Gemeindemitglied darf keine, noch so klare Ungerechtigkeit rügen, kein Armer kann es sich erlauben, seine Stimme zu erheben, weil es ihm bei der nächsten Chalukavertheilung heimkäme. Doch auch auf diese Gefahr hin, würde Mancher im Namen Aller, empört wie sie sind, es wagen zu reden; aber der Vorsteher hat ihn, in anderer Weise, in der Gewalt:

Die Unterstützungsgelder treffen kaum jemals regelmäßig ein. Der Arme darbt und betrachtet es als eine Menschen-

freundlichkeit, wenn ihm für den Augenblick geholfen wird. Der Vorsteher benützt den Moment sich großmütig zu zeigen, und streckt aus der Gemeindekasse, soweit sie eben reicht, auf Abschlag dem mit seiner Familie Darbenden eine Summe vor. Bald aber erklärt er, daß die Kasse erschöpft sei und Gelder gegen Zinsen aufgenommen werden müssen. Endlich kommt eine Summe aus Europa an, von welcher vorerst die Schuld mit Zinsen zurückgezahlt werden muß. Der Vorschuß der Armen beträgt fast so viel, als die Summe, die bei der Vertheilung ihm zukommt; er muß wieder borgen, und so kann er sich nie der Kette entwinden, die ihn zum stummen, aber innerlich knirschenden Sklaven des Vorstehers macht.

Nirgendher werden so viele anonime Briefe versendet, als von Jerusalem, die über das ungerechte und harte Verfahren der Vorsteher sich beschweren. Eine offene Anklage darf der Arme aus den dargestellten Ursachen nicht wagen, und eine Appellation an diejenigen, welche von Außenher die Vorsteher ernennen, gibt es nicht.

Die Gemeinden und, wenn keine Vereinigung aller zu einer nicht so bald möglich wäre, die Gemeinden müssen sich das natürliche und in allen Staaten zugestandene Recht zurück erwerben, aus ihrer Mitte sich die Vorsteher zu wählen, welche ihr Vertrauen besitzen, die ihnen verantwortlich sind, und nach einer bestimmten Reihe von Jahren ihr Amt niederzulegen haben.

Allerdings steht es in Frage, ob die in Jerusalem gewählten Vorsteher auch das Vertrauen derer besitzen werden, die in Europa das Almosengeld sammeln, um ihnen dasselbe zur Vertheilung einzusenden. Es bedürfte dießfalls nur einer öffentlichen Aufklärung des Sachverhaltes, und wir sind überzeugt, daß die frommen Spender gerne, nach wie vor beitragen werden, wenn ihnen die Beruhigung wird, daß die wirklich Armen die Almosen empfangen.

Fromme Spenden könnten bei den Regierungsbehörden eines jeden Landes, und von diesen an die für eine gerechte Verthei-

lung verantwortlich zu machenden Consuln gesendet werden, die aber nur unter Zuziehung der Gemeindevorsteher das Geld zu vertheilen hätten. Ein solches Verfahren findet bereits seit einigen Jahren statt. Die Gelder aus Galizien kommen den österreichischen Unterthanen durch das k. k. Consulat zu, und zwar zu voller Zufriedenheit der Gemeinde. In neuerer Zeit hat der Rabbiner zu Wien, Herr Horwitz, Herr Eisenstädter zu Ungvár, Herr Hartstein in Ujhely durch Vermittelung des Erstgenannten ebenfalls diesen Weg eingeschlagen.

Der k. k. österreichische Consul läßt bei Empfang der Gelder sogleich am Consulatsgebäude den eingelaufenen Betrag bekannt machen, was schon ein großer Vortheil für die Armen und ein erster Schritt zur Betheiligung und Einsicht der Gemeinde in ihre Angelegenheiten ist, die niemals von ihren Vorstehern erfahren, wie viel Almosengeld eingesendet wurde. An das österreichische Consulat gelangt auch durch eine neuere praktische Verfügung der Unterstützungsbetrag in Gold, was einer oft unglaublich hohen Agiotage vorbeugt. So geschah es vor Kurzem durch den stets und rasch wechselnden Geldkurs, daß den Armen von 40,000 Piastern 10,000 Piaster verloren gingen.

Das Geld wird an die wirklich Armen gleichmäßig, und nach gewissenhaft erwogenem Bedürfniß vertheilt. Diese Art und Weise wurde von der Gesammtheit, nur nicht von den Vorstehern und Rabbinen dankbar aufgenommen. Wir rathen all denen die Almosen nach Jerusalem senden, keinerlei andere Vermittelung, als die der Consulate unter Zuziehung des Vorstandes anzusprechen, und die Beträge in Gold einzusenden, bis vielleicht der Vorschlag, den wir in den nächsten Blättern uns erlauben werden, ins Leben getreten ist.

Frühe Heirat.

Wir haben die Feierlichkeit einer jüdischen Hochzeit in Jerusalem auf einem früheren Blatte geschildert, und der Leser hat das sittliche Grauen mit empfunden, welches der Anblick der Kinder-Eheleute in uns wachgerufen hat.

Wenn die geistige Versunkenheit des Orients überhaupt, mit durch Vielweiberei und zu frühzeitige Ehe verschuldet ist; so sind in dieser Beziehung die orientalischen Juden, weil das Individuum immer die Anschauung und Gesinnung des ganzen Volkes spiegelt, wenigstens zu entschuldigen, wenn auch nicht zu rechtfertigen.

Auffallend ist es daß die Mohammedaner, deren Profet sich mit der neunjährigen Aischa vermälte, nicht so frühzeitig wie die eingeborenen Christen heiraten. Nach kanonischem Rechte ist dem zehnjährigen Mädchen die Ehe gestattet; der jetzige lateinische Patriarch erlaubt nur nach weltlichem Rechte erst den vierzehnjährigen Mädchen eine Ehe einzugehen. Uebrigens wird von den Christen, wie von den Mohammedanern das Mädchen den Eltern abgekauft. Diese, wenn sie mehrere Mädchen haben, beeilen sich, weil sie dadurch zu einigem Vermögen gelangen, so bald, als möglich, ihre Töchter zu — verkaufen. Der geringste Preis ist 1000 Piaster; dieses Geld wird für „Erziehung und Erhaltung“ in Empfang genommen, und ist nach unserer Anschauung aber echt mohammedanisch der Kaufschilling für eine Sklavin.

In früher Heirat überbieten aber die Juden, die den Mädchen eine Mitgift geben, Mohammedaner und Christen. Wenn es auch nicht gestattet ist, daß ein jüdisches Mädchen in Jerusalem vor dem zwölften Jahre heirate, so kann dies leicht umgangen werden, wenn sich die Familien für einige Tage nach dem Dörfchen Tur, auf den Oelberg begeben, und daselbst die Ehe ihrer Kinder vollziehen.

Wie aber verhält es sich mit den Aschkenasim? Wir wissen, daß die zu frühen Ehen in Galizien, Polen und Rußland hauptsächlich darum geschlossen werden, um die Söhne vor dem Militairdienste zu schützen. Dieser Beweggrund fällt im gelobten Lande weg, und eine frühe Entwicklung spricht für die aus Europa Eingewanderten ebenfalls nicht, wie etwa für die Orientalen.

Ein um die Topografie Jerusalems vielverdienter und die sittlichen und sozialen Zustände scharf beobachtender Arzt Dr. Tobler spricht sich über die frühe Ehe der Juden, wie folgt, aus:

„Ehe die Leute mannbar werden, ehe die Zeugungsorgane und Zeugungskräfte gehörig entwickelt sind, werden sie auf namenlose Weise mißbraucht. Wenn der Bube und das Mägdlein zu Jahren gelangen, in denen der Ziklus der Entwicklung geschlossen ist, und in denen erst die Natur zur Verjüngung ruft, so sind die besten Kräfte schon verschwendet. Schwächlinge erzeugen kümmerlich und mit der letzten Anstrengung kleine Schwächlinge, von denen etwa nur zwei Drittheile auf sehr wenige Tage und Wochen das Licht der Welt erblicken. Selten wird man eine Familie mit vielen Kindern sehen, hingegen wohl eine junge kinderlose Ehe nach der andern. Läge den Rabbinen Jerusalems nur ein wenig an der Vermehrung und Erstarkung des jüdischen Volkes, sie müßten diesem sündhaften Uebelstande wehren, sie würden notwendig auf den weisen Gedanken geleitet, die frühe Verehelichung einigermaßen zu beschränken. Die Tollheit, womit die Juden, das unvernünftige Vieh überbietend, das Geschäft der Fortpflanzung betreiben, schadet ihnen weit mehr, als eine Londoner Judenmission, welche höchst selten ein Schäflein, meist ein verirrtes entführt, ja mehr als hundert Londoner Judenmissionaire; denn in Folge der Sinnlichkeit, der Unwissenheit, der Verstocktheit fallen die Opfer hundertweise. Gegen jene Kleinigkeiten nun schäumt das ganze Pfaffenthum, wütet der Aerger, donnert der Bannfluch, und gegen diesen ungeheuren Schaden Israels regt sich Niemand."

Wir wissen nichts den Worten unseres verehrten ärztlichen Kollegen hinzuzufügen. Weil wir aber glauben, daß da dem Unverstand, der Niedertracht der Eltern von den Rabbinen kein Damm entgegengesetzt werden wird, müßte die Ehebewilligung, wie in der Heimat von den Organen der europäischen Regierungen abhängig gemacht werden. Um das Alter aber zu wissen, sollten Geburts-, wohl auch Sterbematrikel bei den Consularämtern eingeführt werden, was nebstbei den Vortheil einer fortlaufenden Statistik gäbe, die vollständig fehlt.

Gewiß wäre dies wieder eine Einschränkung der persönlichen Freiheit, der wir nie und nirgend das Wort reden werden; in

Jerusalem wäre die Ausnahme eine Wohlthat, die aber nicht länger andauern sollte, bis die Juden daselbst zu einer gesünderen und besseren Ueberzeugung heran erzogen sein würden.

Acker- und Gartenbau.

Wir haben auf früheren Blättern die Fruchtbarkeit des Bodens um Jerusalem und in Palästina überhaupt geschildert, sie stellt sich nur in anderer Weise dem Auge dar, als in europäischen, mit Wasser gesegneten Ländern. Fleiß und Kenntniß sind hier, wie überall die Zauberstäbe, welche reiche Ernten frisch und reich hervor locken. Aecker und Gärten sprießen noch vom biblischen Segen; selbst die steinigten Berge, die Felsen, die ein langes Barbarenthum brach stehen ließ, zieren sich jetzt mit Maulbeer- und Rebenpflanzungen, welche die Griechen pflanzen.

Nur ein Legenden seliger Reisender mag den Boden seit 1858 Jahren einen verflucht unfruchtbaren nennen. Den Juden ist er es in Wahrheit, sie ackern nicht, sie pflanzen und ernten nicht. Sie sind zu träge wohl und in dem ungewohnten heißen Klima weniger geeignet, den Boden zu bearbeiten, wenn das Arbeit heißt, worüber ein deutscher Bauer lächeln würde. Ein Geschlecht endlich, das durch die frühe Heirat immer mehr herabkommt, ist zu schwach, um die den Menschen befriedigendste Arbeit zu thun; wiewohl auch ihnen die beste Freude nicht gegönnt ist: den eigenen Grund zu bebauen. Es ist so traurig, vom natürlichsten Besitze ausgeschlossen zu sein, und von ferne stehen zu müssen, wenn die gütige Natur ihre üppigen Tafeln deckt.

Auf dem unwirtbaren Libanon besteht in dem Dorfe Der el Kamar eine ganze jüdische Gemeinde, welche nur Ackerbau und Viehzucht treibt. In den von Sir Montefiore angekauften Citronen und Pomeranzengärten in Jaffa, arbeiten nur Juden. Doch all dies ist außer Jerusalem, hier sahen wir nur einen Mann, ein Stück des Berges Zion, den er angekauft hat, bepflanzen und zwar zu reichhaltigem Ertrage. Der englische, jetzt getaufte Jude, Herr Meschulam kaufte vor einigen Jahren bei Bethlehem den soge-

nannten „geschlossenen Garten Salomos“ und zieht da feines Obst, und in Jerusalem früher nicht gekanntes trefflich gedeihendes Gemüse. Anfangs nicht ohne Anfeindung der Mohammedaner; jetzt aber, durch den englischen Consul geschützt, unangefochten und mit reichstem Ertrage. In Jerusalem arbeiten Juden nur auf dem von der Mission angekauften Acker, wir haben bereits geschildert, wie! Wer aber soll auch das Volk belehren, wer zur Arbeit aufmuntern? die Lehrer? sie arbeiten selbst nicht. Die Rabbinen? sie haben Vortheil davon, wenn das Volk nach allen Länder- und Meeresstrecken hinaus um Brot schreit und die Juden der Erde erbarmenvoll Almosen schicken, und es nicht ahnen, wie sie dazu beitragen, ihre Glaubensbrüder auf der ihnen heiligsten Stätte zu demoralisiren.

Gebt ihnen Arbeit, daß sie arbeiten lernen, kauft ihnen Aecker, die sie hier, aber in der Heimat nicht besitzen dürfen, daß sie selbst im Schweiße des Angesichtes, wie der Herr es will, ihr Brot erackern, und aus einer Colonie von Bettlern eine edle Gemeinde werden und den Namen des Herrn heiligen!

Geldverwendung.

Wir gelangen zum Abschlusse unserer Antworten auf die Frage: Woher soll Hülfe kommen?

Die aus allen Enden der Welt einlaufenden Gelder sollen in dreifacher Weise verwendet werden:

1. Ein Haupttheil zum Ankaufe von Grund und Boden, auf welchem der Arme angewohnt würde, sich ehrenhaft, und wie es die heilige Schrift will, sein Brot im Schweiße des Angesichtes zu erwerben. Welche Befriedigung gleichzeitig für den frommen Juden, sich wieder im Besitze, wenn eines noch so kleinen Theiles des Landes seiner Väter zu fühlen. Der Jude würde wieder säen, pflanzen, ernten, und für sein eigen Feld um Thau, Sonnenschein und Regen beten lernen.

2. Ein Theil der Gelder wäre zur Einrichtung und Unterhaltung einer großen höheren Unterrichtsanstalt zu verwenden.

3. Ein Theil, und zwar Anfangs der größte, wäre unter Arbeitsunfähige zu vertheilen.

Der Amerikaner Turo hat testamentarisch eine Summe von 100,000 Thalern für Palästina zur Verfügung gestellt, welches Kapital bisher unverwendet, durch die Zinsen seit mehreren Jahren noch bedeutend vergrößert worden ist. Es wäre Großes und Segensreiches für die Zukunft damit zu beginnen; vielleicht in anderer wohlberathener Weise. Aber begonnen sollte werden, glauben wir bescheiden bitten zu dürfen.

In der angedeuteten Weise würden die jetzt fast ausschließlich nur als Bettler lebenden Juden von einem Gefühl ehrenvoller Selbstständigkeit durchdrungen werden, ihre Körper durch Arbeit wohlthätig erstarken, ihre Moral immer mehr die blanken Pfade der Rechtlichkeit und der Sitte gehen lernen.

Wer aber ist geeignet, eine solche Ordnung zu schaffen und lebendig wirkend zu machen?

In Jerusalem Niemand!

Die Juden beugen sich, aber dann ehrerbietig und gehorsam, nur einer regierenden Gewalt. England wird wegen der Bestrebungen seiner Missionsgesellschaft von den Juden mißtrauisch betrachtet. Frankreich und Spanien vertreten ausschlüßlich katholische Interessen, und Preußen hat eine zu unbedeutende Anzahl jüdischer Unterthanen in der heiligen Stadt. Oesterreich, das allein fast ein Drittheil der Juden in Jerusalem als Unterthanen und Schutzbefohlene zählt, wäre zumeist berufen, den starken Arm zur Verbesserung der Zustände zu leihen.

Ein Mann aus Europa, dessen Ehre und Uneigennützigkeit über allen Zweifel erhaben wären, der jüdisches und allgemeines Wissen besäße und einen streng frommen Lebenswandel führte, müßte als europäischer Almosenier für die Juden in Palästina angestellt werden, und in Jerusalem seinen Sitz haben. Ihm wären einige fromme und redliche Männer der heiligen Städte, welche durch die Gemeinden selbst gewählt werden müßten, als Rath beizugeben. Dieses Comité hätte ausschließlich nur die Ordnung und Leitung der humanitären Anstalten, ohne irgend welche poli-

tische Gerechtsame, die natürlich den Consuln, der verschiedenen in Jerusalem repräsentirten Regierungen unverbrüchlich zustehen, zu leiten. Der Consul würde in das Gebahren Einsicht nehmend, nach zwei Richtungen hin, mächtig unterstützen und wirken. Er würde, wo es not thut, im Namen seiner Regierung bei der türkischen das Geeignete einleiten, fordern oder erbitten und nach Europa hin die Verantwortlichkeit über das gerechte Verfahren des Almoseniers und des Comité's tragen.

Ein gedruckter Generalbericht und streng kontrollirter Ausweis wäre endlich in alle Theile der Welt jährlich zu versenden.

Freilich werden sich die Bewohner Jerusalems, zerfahren, leidenschaftlich, ordnungslos, wie sie sind, einer solchen Ordnung niemals fügen. Hier, wenn auch nirgend sonst, müssen wir eine absolut befehlende Gewalt befürworten, zum Heile der Unmündigen, Verwahrlosten, auf die sie ausgeübt werden soll. Jenen zur Beruhigung, die mit ihren Glaubensgenossen im gelobten Lande es fromm, gut und redlich meinen und nicht wollen dürfen, daß der Name des Judenthumes entweiht werde, und seine Bekenner an der ihnen heiligsten Stätte der Erde der Verachtung und zwar einer gerechten, preisgegeben seien. Aber auch vom allgemein politisch sozialen Standpunkte aus betrachtet, will der Geist der Moral und der Culturgeschichte, wenn nicht verklärt, doch wenigstens versöhnt werden.

Schlußbetrachtung.

Wir sind in diesen Blättern oft dem gedankenlosen Fanatismus, der Unsittlichkeit einzelner und ganzer Gruppen, begegnet. Nirgend, wie in Jerusalem sind Religion und Moral, zwei scharf geschiedene Begriffe, in einer Stadt, wo Religion, die freie Himmelstochter, die Sklavin äußerer Formen geworden ist, und Moral heißt: nichts thun, sinnlich genießen, und um dies thun zu können, möglichst viel zu erbetteln.

Diese Witwe Jehova's! welch' einen Lebenswandel führt sie!

Um Gott! aber darf ich es wagen zu glauben, daß alle die in ihren Berichten Jerusalem verklären, indem sie seine alte Herr-

lichkeit entrollen, daß alle blind für die Gegenwart sind, und nur ich, der Einzelne offene Augen habe; oder ich allein nur geistigen Verfall und Ruine auf Ruinen sehe? Die Einsichtsvolleren in Jerusalem, die mit den Zuständen Vertrauten wissen um all das und werden die Wahrheiten dieser Mittheilungen, wenn nicht laut, doch im Herzen bestätigen, ich weiß dies!

Der menschenfreundliche Montefiore, der fünfmal die Gräberstadt besuchte, kannte er die Menschen und Zustände Jerusalems nicht eben so und besser? Aber er schrieb in die Paniere seiner Wappenhalter mit hebräischen Lettern den Wahlspruch seines Lebens: Jeruschalaim! Soll der edle Greis nun all sein Streben, als ein verlorenes darstellen, weil es an Undankbare verschwendet wurde? und ist es denn auch verloren? Er streute Saat mit reichen Händen aus, im frommen Vertrauen, der Herr werde sie, wenn nicht ganz, doch manches Korn grün und freudig aufgehen lassen.

Er schweigt in edlem Schmerze.

Der geistig energische Albert Cohn, als er rückgekehrt aus Jerusalem, von Kanzeln herab feierlich und prächtig uns von der Jehova heiligen Stadt erzählte, von den Leiden der Frommen daselbst, von der Not und der Sehnsucht nach besseren Zuständen, kennt er, nach zweimaliger Pilgerfahrt dahin, das heutige Jerusalem nicht? Er aber ist ein Verleumder im edlen Sinne des Wortes, er vergoldet morsches, wurmdurchfressenes Holz. Er will helfen, geistig und materiell helfen und er war wirklich so glücklich in mancher Beziehung; — da mußte er die Massen erwärmen, begeistern, auf daß sie sein schönes Missionswerk ihm fördern helfen.

Er spricht in frommer Begeisterung.

Es soll aber einmal der vergoldende Schleier herabgezogen werden, wie vom Antlitze Mokana des Profeten, der, weil er häßlich war, stets verschleiert erschien, und endlich als Lügner erkannt wurde. Mich will bedünken, daß ein Verschweigen und ein Schönmalen, wie edel auch in ihren Motiven, nicht helfen können.

Ich schreibe in hoffnungsloser Wahrheitsliebe.

Zwei Stimmen werden sich gegen die Enthüllung der Geheimnisse von Jerusalem erheben. Die eine von den Jerusalemiten, die, zum Nachtheil der Armut, bis jetzt Grund hatten, daß die Zustände unbekannt bleiben. Es stände schlimm um die Wahrheit der vorliegenden Darstellung, wenn sich kein Aufschrei der Zeloten und der nunmehr vielleicht geschmälerten Einnahmen der Vorstände erhöbe.

Die Wahrheit ist eine Spitze, welche die Blitze anzieht. Man wird wahrscheinlich nicht bange sein, den Bannstral auf mich zu zücken. Ich bestätige hiermit, für den Fall den richtigen Empfang im befriedigten Bewußtsein, daß die Armen Jerusalems mich segnen werden, daß der Geist der Kultur mir Recht giebt!

Aber auch Jene werden gegen mich sprechen, die in diesen Enthüllungen eine Herabsetzung der jüdischen Glaubensgenossen vor den Augen der Christen werden erkennen wollen.

Mir gilt es höher, die Bahnen gezeigt zu haben, welche zum Ziele echte Frömmigkeit, Sittlichkeit und Moral haben.

Und so mit Gott befohlen!

König David's Grab.

Strenge Abwehr. — Legende von Benjamin von Tudela. — Der Sultan njemßa. — Koranspruch. — Abendmahlkirche. — Das Grabmal. — Profet oder Dichter? — Harem des Zionwächters. — Christliche Kirchhöfe. — Leuchtende Berge.

Ein fast noch größeres Heiligthum als die Omarmoschee ist den Mohammedanern das Grab des königlichen Dichters, der ihnen, wie den Christen, als Profet heilig ist.

Ich durfte es als eine außerordentliche Begünstigung des Pascha betrachten, daß er die Erlaubniß ertheilte, das Grab zu betreten. Vor mir war das erst in neuester Zeit dem Herzoge von Brabant und seiner Gattin, dann dem Erzherzoge Ferdinand Max gegönnt.

Kein Jude hat jemals den Raum betreten, doch konnte ich auch nicht bemerken, daß die Juden in Jerusalem mit besonderer Sehnsucht, wie dies mit der Grabhöhle der Patriarchen in Hebron der Fall ist, an diesem Grabmale hängen. Vielleicht auch, weil das Buch der Könige ohne nähere Angabe nur einfach berichtet: „Und David legte sich zu seinen Vätern und wurde begraben in der Stadt David's."

Der Legenden erzählende jüdische Pilger des zwölften Jahrhunderts Benjamin von Tudela hat uns Folgendes vom Grabe David's überliefert:

„Die Gräber des Hauses David und der Könige, die nach ihm regiert haben, waren unbekannt.

Vor fünfzehn Jahren ist die Mauer einer Kirche auf Zion eingestürzt. Der Patriarch ordnete an, sie wieder aufzubauen und die Steine dazu aus der Zionmauer zu brechen. An zwanzig Arbeiter wurden verwendet, aus denen zwei mit einander befreundet, noch bei der Arbeit blieben, als die übrigen sich schon entfernt hatten. Da stießen sie auf einen Stein, den sie nur mit Mühe wegwälzen konnten und sahen die Mündung einer Höhle, in welche sie hinabstiegen, in der Hoffnung, Schätze zu finden. Ein langer schmaler Gang nahm sie auf, an dessen Ende sie vor einem marmornen Palaste, dessen Säulen mit Gold und Silber verziert waren, standen. Eingetreten sahen sie in der Mitte einen Tisch, auf dem eine Krone und ein Szepter aus Gold lagen. Und dieses war das Grab David's und zur Linken das Grab Salomo's und so fort alle Gräber der Könige. Auch standen verschlossene Kisten da, von denen Niemand weiß, was sie enthielten. Als sie weiter vordringen wollten, wehte ihnen ein Sturm entgegen, daß sie ohnmächtig hinfielen und todt schienen, bis gegen den Abend hin. Da rief ihnen ein Geist zu: „Männer weicht von diesem Platze!“ Sie erhoben sich erschrocken, tappten aus den Räumen sich wieder empor und gingen zum Patriarchen, um ihm zu erzählen, was ihnen begegnet ist.

Der Patriarch schickte zu dem Rabbi Abraham Hachoßid, der mit arabischem Namen Al-Constantino hieß und einer von denen war, die über den Fall Jerusalems ewig trauern und fragte ihn um die Sache. Dieser antwortete: „Es sind die Gräber des Hauses David und der Könige, die nach ihm regiert haben.“

Der Patriarch ließ am folgenden Morgen die beiden Arbeiter rufen. Sie aber waren noch von Grauen erfüllt und äußerten: „Gott will das Vordringen Niemandem gestatten.“ Der Patriarch befahl hierauf den Ort zu vermauern um ihn zu verheimlichen bis auf den heutigen Tag.

„Der Rabbi Abraham Hachoßid“, schließt unser jüdischer Pilger, „hat mir diese Begebenheit selbst erzählt.“

Die bewaffneten Kawasse des Pascha's und des Consuls geleiteten mich vor das Zionthor, oder wie es von den Mohammedanern genannt wird: das Thor des Profeten Daud.

Die Anmeldung beim Schech des Grabes war mir aus dem Divan des Pascha's vorangegangen.

Wir traten etwa nur fünfzig Schritte vom Thore entfernt in eine offene Thorhalle, in der zur Linken eine umgestürzte zerbrochene Säule von Mist umgeben lag. In einen schmutzigen Hofraum gelangt, wo Kinder und Hunde sich herumtrieben, traten wir in die Stube des Schech. Eine hohe, edle, achtzigjährige Greisengestalt; sein langer Bart, weißer als sein weißes, weites Gewand und sein weißer Turban. Vier seiner Freunde waren um ihn versammelt. Er ließ mir Pfeife, Kaffee und rosendurchduftetes Zuckerwasser reichen. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsformeln fragte mich der Schech:

„Du kommst aus dem Lande des Sultan njemßa?"

Eigenthümlich ist es, daß der Kaiser von Oesterreich im Oriente überall nur als der „Deutsche" Kaiser bekannt ist und daß dieser Anachronismus sich mit dem slavischen Worte „njemßa" fort und fort erhält. Als ich dem Schech bejahte, daß ich aus des Deutschen Sultans Landen sei, fragte er nach seinen Namen. Ich nannte Franz Jussuf, er schwieg eine Weile, wie im Nachdenken versunken, dann sprach er:

„Im Koran steht geschrieben: Ich habe Jussuf eingesetzt im Lande Mizraim, um die Träume zu deuten. Dein Sultan deutet die Träume und die Gedanken der Völker mit unserem Padischah, der alleinzige Gott wird die Beherrscher der Gläubigen und der Ungläubigen segnen und weil sie Freunde sind, wollen auch wir es sein, ihre demutvollen Diener."

Er legte seine Rechte an Herz, Stirne und Mund, was ich in gleicher Weise erwiederte.

Zwei seiner Diener, deren einer mir durch die frappante Aehnlichkeit mit der Büste Meister Pilgrams, des Erbauers der Stefanskirche in Wien und einen roten Turban, den einzigen,

den ich in Jerusalem sah, auffiel, war indeß gekommen, um mich an die heilige Grabstätte zu geleiten.

Wir traten, nachdem wir die Schuhe abgelegt hatten, durch eine Pforte zu einer Kirche mit drei Bogen, die von zwei in der Mitte des Raumes freistehenden Säulen sich zuspitzen. Eine dritte Säule ist halb vermauert und läßt erkennen, daß die Kirche ehemals länger war und durch eine Mauer abgetheilt wurde, in der sich hoch oben ein Fenster befindet, aus welchem wir später herabsehen werden. Zur Rechten vom Eingang sind drei Fenster, die wegen späterer barbarischer Vermauerung ungleich groß sind. Gegenüber dem Eintretenden an der Mauer ist eine rotbraune angestrichene Holzwand angebracht, die eine Nische birgt, zu der man auf einer abgebrochenen Säule, die als Auftritt dient, gelangt.

Zur Linken vom Eingange, in einer Ecke, ruht auf einer Säule und auf Spitzbogen ein steinerner kuppelartiger Baldachin; unter diesem führte uns eine Treppe hinab, in einen dunkleren Raum, wo uns ein hölzernes Gitterwekk von der Moschee vor uns abschloß. Die ziemlich niedrige Decke derselben ruht auf einer schweren viereckigen Säule, die Wände grau bemalt, zeigen Koransprüche, der Boden ist mit wenig kostbaren grüngelben Teppichen belegt. Aus der Moschee führt an der linken Wand vom Eingange eine nicht hohe Thüre in eine Kammer, die nur durch die offen bleibende Pforte spärliches Licht empfängt. Dem Eintretenden gegenüber, von einem schwer seidenen Vorhang überhängt, befindet sich der Mauer angebaut ein langer steinerner Sarkofag mit eingegrabener arabischer Goldschrift; sie verkündet, daß dies das Grab König David's sei.

Die Mohammedaner warfen sich auf die feinen Teppiche und berührten knieend und betend mit der Stirne den Estrich. Einer von ihnen, als er mich keinerlei körperlich ausgedrückte Verehrung bezeigen sah, fragte:

„Verehrst Du diesen Profeten nicht?"

Es wäre gewagt und dem frommen Moslim auch unverständlich gewesen, wenn ich ihm gesagt hätte, daß den Juden ihr König, nach dem Ausdrucke der heiligen Schriften, nur „der schöne Sänger

Israels" ist, mir aber, wie jeder fantasievolle und erhabene Dichter von profetischem Geiste durchdrungen erscheine.

In der Oberkirche wieder angelangt, wohin die Legende das letzte Abendmahl Christi verlegt, umrudelte uns ein Haufe neugieriger Kinder: weiße, braune, schwarze Knaben und Mädchen. Alle verlangten sie Backschiesch, was ich ihnen auch gern gewährte. In der Diagonale der steinernen maurischen Kuppel, unter der wir wieder heraufgekommen waren, befindet sich eine kleine Thüre, zu der sechs Steinstufen hinaufführen. Unser Führer hieß uns aus der Kirche heraus auf die Terrasse treten, weil, um uns die Gemächer hinter jenem Pförtchen zeigen zu können, sich die Frauen aus denselben früher entfernen müßten.

Es gingen nach einer kleinen Weile vier weiß verhüllte Frauengestalten an uns vorüber, nur aus dem Augenausschnitt des Gesichtsschleiers funkelte es schwarz hervor.

Wir traten wieder ein und die bezeichneten Stufen empor in ein Vorgemach, das einen Spitzbogen halb verkleidet zeigt. Aus diesem in eine weiß getünchte kahle Stube gelangt, sahen wir die Fenster mit hölzernem Gitterwerk, entlang den Wänden einen schmutzigen breiten Divan, darüber mit Holzwerk vergitterte Nischen zur Aufbewahrung von Kleidern.

Wir befanden uns im Harem des Zionwächters.

Durch die Kirche zurück, wieder im Hofraume stiegen wir eine Treppe empor zu einer weiten Terrasse mit schöner Aussicht über die ganze Stadt. Vor einer Nische in der Mauer lagen Strohteppiche für die betenden Moslems. Eine schmale Treppe brachte uns in eine Halle, wo sich ebenfalls ein der Mauer angebauter, von einem grün kottonen Baldachin verhängter, frisch weiß übertünchter Sarkofag befindet. Auf seiner Ueberwölbung lasen wir dreizehn mit Bleistift hebräisch geschriebene Namen, wahrscheinlich ließ man die Arbeit des Uebertünchens durch einen jüdischen Maurer besorgen.

Aus diesem Raume sieht das oben angedeutete Fenster in die Kirche hinab, ihm gegenüber ein anderes über einen Theil der Stadt jenseit des Zionthores.

In den Hofraum zurückgekehrt, legten wir unsere Schuhe wieder an und gingen durch eine majestätisch hochgewölbte Spitzbogenhalle ins Freie hinaus. Hier entließ ich das bewaffnete Gefolge, nur Kawaß Mussa blieb bei mir.

Ich befand mich auf den christlichen Friedhöfen, die hier in einzelne Abtheilungen für die auch noch im Tode getrennten Sekten gesondert sind. Ich las viele Inschriften der Grabsteine, die flach auf den Gräbern liegend, mir weithin zerstreute weiße Blätter eines zerrissenen Buches schienen, das der Tod geschrieben hat. Sie erzählen von Pilgern aus allen Theilen der Erde und preisen ihr Schicksal, daß es ihnen gegönnt war, hier vom Tode ereilt zu werden.

Es war Abend geworden, die Sonne ging hinter den Bergen von Moab unter, über welche ein golden violettes Leuchten und eine Verklärung ging, wie sie Moses sah, nachdem die Herrlichkeit Jehova's an ihm vorübergezogen war, auf dem Berge Sinai.

Jüdische Legenden von König David's Grab.

Der Dolch.

In alter Zeit einmal besuchte ein Pascha von Jerusalem das Grab des Königs David, oder, wie es die Moslim nennen, des Nebi Daud, „des Profeten David," auf Zion. Um besser sehen zu können, bog er sich über die Oeffnung, die zur Gruft führt; da entfiel seinem Gürtel sein mit Perlen und Diamanten besetzter Dolch. Er befahl sogleich ihm den Dolch zu holen und man ließ einen Moslem an einem Seile hinab in die Gruft.

Nach wenigen Minuten wurde er entseelt emporgezogen. Da ließen sie einen zweiten Moslem an einem Seile hinab und wieder nach wenigen Minuten zog man ihn ebenfalls entseelt herauf. Und so geschah es einem dritten und einem vierten.

Der Pascha schwor, daß er seinen kostbaren Dolch haben müsse und wenn die ganze Bevölkerung Jerusalems darüber zu Grunde gehen sollte. Da sprach der Kadi zum Pascha: „Vernichte, o Herr, in deinem Zorne nicht so viele Rechtgläubige! Wenn du deinem Diener aber Gehör geben magst, so sende zu dem Chacham Baschi, daß er einen Juden hinabschicke, dir den Dolch zu holen. Sollte er sich des weigern, so magst du ihm drohen mit dem Tode aller Juden. Ich glaube aber, du wirst deinen Dolch wieder erhalten, denn die Juden stehen beim Nebi Daud in größerem Ansehen und sind einflußreich bei ihm."

Dem Pascha gefiel diese Rede; er sendete zu dem Oberrabbi Jerusalems und befahl ihm, durch einen Juden den Dolch aus der

Gruft des Königs David holen zu lassen. Der gottesfürchtige Rabbi erschrak gar sehr über den Befehl, die heilige Grabstätte der Könige durch Fußtritte zu entehren. Weinend bat er um eine dreitägige Frist, die ihm gewährt wurde.

Heimgekehrt, versammelte er die ganze Gemeinde und ordnete ein dreitägiges Fasten an und begab sich jeden Tag selbst, mit Männern und Kindern hinaus vor die Stadt gegen Betlehem, um am Grabe der frommen Patriarchenfrau Rachel die Todesnot ihrer Kinder zu erzählen und wehzuklagen. So thaten sie drei Tage hintereinander, fasteten, beteten und wehklagten.

Am vierten Tage sprach der Oberrabbi zu seiner Gemeinde: „Einer muß sterben für uns Alle und den Gang in die Gruft der Könige thun. Wer von euch will gehen?“ Da alle schwiegen, sprach er weiter zu ihnen: „So möge das Loos entscheiden!“ Das Loos fiel auf einen sehr frommen Synagogendiener. „Ich bin der Knecht Gottes!“ sagte er, und bereitete sich durch ein Bad und dreimaliges Untertauchen, wie durch geistige Reinigung zu dem Todesgange vor. Hierauf nahm er von den Seinen, dann von der weinenden Gemeinde Abschied und ging hinauf auf Zion und zu der Gruft, wo die Könige von Juda begraben liegen.

Der Pascha harrte schon mit seinem bewaffneten Gefolge und der arme Synagogendiener wurde an einem Seile hinabgelassen in die Gruft. Der Pascha horchte hinunter durch die Oeffnung, den Juden, die mitgekommen waren, zitterte das Herz; da schrie es nach wenigen Augenblicken dumpf empor: „Hinauf, hinauf!“ Man zog das Seil, es wurde allmälig die blitzende Klinge des Dolches, dann der mit Perlen und Diamenten besetzte Griff in einer geballten Faust sichtbar; es erhob sich das todtblasse Haupt des Synagogendieners, endlich die ganze Gestalt, die sich über den Rand der Gruftöffnung schwang und den Dolch dem erstaunten und erfreuten Pascha reichte.

Der Pascha hielt fortan die Juden in Ehren, wegen des besondern Schutzes, den sie vom Nebi Daud genießen.

Die Gemeinde jubelte; in allen Häusern wurden Gastmähler gehalten, aus denen Musik von Cymbeln und Pauken ertönte.

Am glücklichsten aber war die arme Familie des Synagogendieners, der mit Speise und Trank, mit goldenen und silbernen Geschenken überhäuft wurde.

Jeder wollte von ihm hören, wie es in der Gruft der Könige aussehe; er aber schwieg darüber und nur dem Chacham Baschi vertraute er, daß vor ihm plötzlich, als er in der Finsterniß sich befand, ein funkelnder Greis gestanden sei, der ihm schweigend den Dolch überreichte.

Die fromme Wäscherin.

Es lebte einmal in Jerusalem eine fromme und tugendhafte Frau; ihr Mann und ihre Kinder ruhten schon lange im Thale Josafat und sie hatte keine Verwandte mehr auf Erden. Sie harrte in stiller Demut, bis man auch sie zum Zionthore hinaus, in das Thal der Auferstehung tragen werde, und betete fleißig und hielt streng alle dem Weibe auferlegten Gebote. Weil sie aber arm war, erwarb sie sich durch ihrer Hände Arbeit ihr spärliches Brot, indem sie die leinenen Gewänder der Reichen wusch. So hatte sie auch die Wäsche des Schech vom Grabmale des Nebi Daud auf Zion zu besorgen.

Als sie eines Tages ihm wieder sein Linnenzeug blank und reinlich brachte und er allein mit ihr im Hofe der Moschee war, sprach er zu ihr: „Du bist ein braves Weib und ich möchte dich für deine Tugend belohnen. Möchtest du nicht einmal in das innere Gemach des Grabes Davids, das wohl noch keiner deiner Glaubensgenossen gesehen hat, gehen?“ Als sie ihm antwortete: „Eine solche Seligkeit zu erleben wäre mein höchstes Glück,“ sprach er weiter: „So folge mir!“ Er schritt voran, bis er an eine unterirdische Pforte kam, die er öffnete und in die er sie eintreten hieß. Kaum hatte sie die Schwelle überschritten, schloß er sogleich von außen die Thür hinter ihr ab und ließ sie in einem finstern Raume. Er aber eilte zum Kadi und erzählte ihm, daß ein jüdisches Weib sich freventlich in das Grab des Nebi Daud eingeschlichen. Als er dies bemerkt, habe er schnell die Thüre hinter ihr geschlossen, um sie der gerechten Strafe ausliefern zu können.

Der Kadi rief zornig aus: „Beim Leben des Profeten, die muß verbrannt werden!“

Während dieses geschah, merkte die fromme arme Frau, daß sie der Schech betrogen habe und ihr Leben in Gefahr sei. Sie warf sich auf die Erde, weinte laut und flehte zu Gott, sie um des Königs David willen aus der Todesnot zu retten.

Plötzlich stand vor ihr ein ehrwürdiger Greis, den sie von keiner Seite herkommen gesehen hatte, worüber sie sich aber nicht wunderte und auch darüber nicht, daß sie ihn trotz der tiefen Finsterniß sehen konnte. Er selbst nur leuchtete in einem matten Bleiglanze, ohne die schwarze Nacht um sich her durch einen Lichtschein zu erhellen. Er faßte die Frau an der Hand, was sie ohne Grauen geschehen ließ, und führte sie durch lange, unterirdische, finstere Gänge, bis er aus einem Schutthaufen, nahe der Zion-Synagoge mit ihr hervorkam; hier aber sprach er zu ihr: „Geh in deine Wohnung, wasche sogleich die Linnen, die dort liegen und lasse durch nichts merken, was mit dir geschehen ist.“ Die fromme Frau wollte ihrem Retter danken, er war aber vor ihren Augen verschwunden.

Unterdessen waren der Kadi, der Mufti und die Effendis der Stadt und noch viele Gläubige auf Zion erschienen, um die Verbrecherin zu ergreifen und dem Moloch zu opfern. Das unterirdische Gemach wurde geöffnet und streng durchsucht, aber Niemand war in demselben zu finden. Der Kadi fragte zornig den Schech: „Spottest du unser?“ Der Schech betheuerte beim Leben des Profeten, daß er die Wahrheit redete, und nannte den Namen der Wäscherin. Der Kadi schickte sogleich einige Diener in die Behausung der genannten Frau. Sie fanden sie emsig ihr Tagewerk verrichten und sie fragte, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen, was man denn bei ihr suche. „Bist du heute noch nicht ausgegangen?“ fragten sie die Männer. Mit zankender Stimme erwiderte sie: „Was ausgegangen? Ich stehe seit Anbruch des Tages bei der Arbeit, um am Abend die gereinigte Wäsche abliefern zu können. Seht, was noch da schmutzig aufgehäuft ist. Die Zeiten sind gar schlecht, der Verdienst sehr schwer und dazu

die Hitze des Tages. Ich habe keine Zeit auszugehen und auch keine mit euch zu reden.“

Als die abgesendeten Diener zurückkehrten und berichteten, wie sie die Frau fleißig bei ihrer Arbeit gefunden haben, hielten Alle die Aussage des Schech für eine Lüge, die er zur Verhöhnung des ehrwürdigen Kadi erfunden hatte. Er wurde ergriffen und auf Befehl des Kadi von umherliegenden dürren Olivenbaumästen ein Feuer angefacht und der Schech hineingeworfen.

Die fromme Wäscherin bekam jetzt alle schmutzige Linnen der Gemeinde zu waschen, denn Jeder wollte von ihr etwas über die merkwürdige Begebenheit hören. Sie zankte aber die neugierigen Leute aus. Erst auf ihrem Todtenbette erzählte sie, welches Wunder ihr begegnet war. Ihr durch Fleiß erworbenes Vermögen vermachte sie der Gemeinde von Jerusalem mit der Bedingung, daß an ihrem Sterbetage auf ihrem Grabe von einem frommen Rabbi das Gebet, Kadisch, gesagt werde. Und so geschieht es noch bis zum heutigen Tage.

Arabische Legenden.

König David ist, wie wir gesehen haben, den Mohammedanern als Nebi, d. i. Profet David heilig, denn von ihm spricht Gott im Koran: „Wir haben ihn bestellt zum Chalifen auf Erden; wir verliehen ihm Weisheit und die Kunst der Rede, daß er die Menschen richte nach Gerechtigkeit. Wir unterwerfen ihm die Berge vom Anfang zum Untergang und die Schaaren der Vögel.“

Auf das Letztere bezieht sich der zu Ende dieser Blätter geschilderte Leichenzug König Davids. Der Geschichtschreiber Hafis Ibn Aßakir führt manche Sprüche des Königs David an, die sich überlieferungweise erhalten haben und unter denen der originellste ist: „Ein dummer Volksredner wirkt nicht mehr, als der Leichensänger am Haupte des Todten.“

Die moslemitische Legende erzählt von dem Könige und Profeten folgende Züge und Erlebnisse:

Die Reue.

Ueber den am Uria verübten Verrath ergriff den König die bitterste Reue. Er lag vierzig Tage und vierzig Nächte im Staube und weinte. Zwei Bäche stürzten aus seinen Augen und flossen von der Terrasse des königlichen Palastes in den Garten, wo sie sich verliefen. Die Thränenweide und der Weihrauchbaum entsproßten der Stelle.

Der Herr der himmlischen Heerschaaren sandte einen Erzengel zu ihm herab und ließ ihm verkünden, daß seine Reue erhört sei. David hörte aber nicht auf zu weinen und fragte: „Wie wird der Herr am Tage des Gerichtes richten zwischen mir und Uria?“ Der Erzengel wußte nicht Bescheid und versprach den Herrn zu fragen. „Ich werde,“ sprach der Herr, „am Tage des Gerichtes den Uria entschädigen. Mein Knecht David muß sich aber mit Uria versöhnen.“

David ging zum Grabe Uria's, und sich auf sein Antlitz werfend, sprach er hinab: „Uria! Ich habe dir Unrecht zugefügt, willst du mir verzeihen?“ Da sprach es dumpf zurück: „Ja, mein Herr und König!“ Der König redete weiter: „Uria, ich habe nach deinem Weibe begehrt und dich durch einen verrätherischen Brief dem Tode auf dem Schlachtfelde preisgegeben. Verzeihst du mir im Grabe?“ Da blieb das Grab stumm und antwortete nicht.

Der Herr sandte den Erzengel in das Grab, der dem Uria tausendfachen Ersatz im Paradiese versprach, und dann erst verzieh er dem Könige.

Panzerhemde.

David besaß die Kunst, Eisen in seiner Hand weich zu schmiegen und verfertigte schuppige Panzerhemden, die man vor ihm nicht kannte. Er ließ sie verkaufen und versorgte von dem Erlöse seine Tafel. Ein reisender Engel hatte ihn die Kunst gelehrt und ihm vorgestellt, wie jeder König nebst der Kunst des Regierens noch eine zweite erlernen müsse, damit er, wenn ihn sein Volk fortjage, sich Brot zu erwerben verstehe.

Das Sterben.

König David entfernte sich niemals aus seiner Burg, ohne sein Schlafgemach zu schließen, und er erschrak gar sehr, als er eines Sabbats zurückkehrend bemerkte, daß er vergessen hatte abzuschließen.

Und wirklich hatte sich ein Fremder, seltsamen Aussehens, eingeschlichen. Der König fragte zornig, wer er sei, der unangemeldet das Gemach eines Königs zu betreten wage?

„Ich bin," erwiderte der Fremde, „einer, der die Könige nicht fürchtet und den kein Riegel und kein Vorhang einzutreten hemmt." Der König sagte traurig: „Dann bist du der Tod!" legte sich ruhig auf sein Lager und gab den Geist auf.

Der Leichenzug.

Will denn kein gottbegeistert Lied
Zum Harfenschlag erschallen?
Der königliche Sänger schied,
Der Stral aus Zions Hallen.

O, Stadt der Städte! wie verwaist
Stehst du im Wittwenkleide!
Dir ist entflohn der holde Geist —
Du weinst in tiefem Leide!

Und es beginnt der Leichenzug,
Fast nicht zu überschauen —
Empor ein banges Weinen schlug
Vom Chor der Klagefrauen.

Das Heer geht ohne Waffenklang,
Die Leiche zieht inmitten;
Und in der Ferne folgen bang
Die Priester und Leviten.

Trübheiße Glut drückt Kanaan,
Kein Hauch in Palmenzweigen,
Der Ostwind hält den Athem an,
Des Meeres Wellen schweigen.

Da schwebt ein Aar vom Libanon
Herab in weiten Kreisen,
Die letzte Ehre auch, dem Sohn
Des Liedes, zu erweisen.

Und spannet seine Schwingen aus,
Die königlichen, breiten,
Daß so gedeckt zum Todtenhaus
Die Leichenträger schreiten.

Der Adler deckt den König nur,
Deß Geist auch adlermächtig,
Wenn ihn der Dichtung Stral durchfuhr,
Sich hob zur Sonne prächtig.

Und als er nun bestattet war,
Der Sänger heil'ger Lieder,
Hob langsam sich empor der Aar
Mit rauschendem Gefieder.

Nebi Samwil.

Aschenhügel vom alten Opferdienste. — Ramathaim Zophim. — Mizpa. — Samuels Grab. — Pilger aus den Dardanellen. — Gräber der Richter.

Kurz nach Sonnenaufgang holte mich Herr Endlicher ab. Wir stiegen zu Pferde von einem bewaffneten Diener begleitet, und sprengten heiter nach den eine Viertelstunde von der Stadt entfernten Aschenhügeln, die man für Ueberreste vom alten Opferdienste des Tempels hält.

Diese Aschenhügel sind von bläulich grauer Farbe, deren einer beiläufig eine Höhe von 40 Fuß mißt. Eine unsichere Ueberlieferung bezeichnete sie als die Aschenhaufen der Brandopfer aus dem Salomonischen Tempel; während sich die Meisten hinneigten, sie für Potaschenüberreste der Seifensiedereien in Jerusalem zu halten. Herr Finn lenkte die Aufmerksamkeit auf diese Hügel und eine nach München übersendete Aschenmenge veranlaßte eine Untersuchung Liebigs. Dieser zufolge ist die Asche wirklich als von den Brandopfern herrührend anzunehmen, denn sie enthält vorwiegend thierische und keine vegetabilischen Bestandtheile, denen sogar kleine Knochentheilchen und Zähne beigemischt waren.

Wie überall um Jerusalem über steinigten Boden, zwischen zerstreut gepflanzten Oelbäumen, an den Gräbern der Richter vorüber gelangten wir in eine völlig unfruchtbare Landschaft, durch die wir nach einem zweistündigen Ritte an ein kleines Dorf

kamen, das mitten in einer schönen Pflanzung von Feigenbäumen, Granatäpfeln, Oliven und Weinreben liegt.

Hinter demselben stiegen wir die 500 Fuß steile Höhe von Ramathaim Zophim empor, wo der Mann Gottes Saul entgegen kam, als er die Eselinnen seines Vaters suchen ging. Neuere Forschung hat auch diesen Berg, wo das Rama des Profeten Samuel gelegen haben soll, angezweifelt und mit scharfsinnigen Beweisen die Stadt des Profeten im heutigen Dorfe Roba gefunden. Hier erkannte sie die weithin schauende Mizpa, was Warte heißt, wo die Stämme Israels oft zusammenkamen, Samuel sie richtete und dem Herrn Opfer brachte. Wir wollen diesmal der dreifachen Ueberlieferung der Juden, Mohammedaner und Christen folgen und uns in unserm Glauben nicht stören lassen; jedenfalls stehen wir auf heiligem Boden!

Auf der Höhe angelangt befanden wir uns vor einer verfallenen Moschee, sie ist auf den Grundmauern eines lateinischen Kreuzes erbaut, wahrscheinlich auf den Trümmern des Klosters St. Samuel, das zur Zeit der Kreuzzüge sich hier befunden hat.

So diente dieser Berg, wie mancher Minister der Gegenwart, je nach Umständen den entgegengesetztesten Systemen, dreien Religionsstiftern: Moses, Christus, Mohammed.

Alte in Felsen gehauene Bauwerke liegen in Trümmern ringsumher, in denen noch drei Wasserbehälter zu erkennen sind.

Wir stiegen von den Pferden; ein kleines zehnjähriges Mädchen von schönem Angesichte, faßte die Zügel unserer Thiere zusammen, um sie während unseres Aufenthaltes zur Tränke zu führen und zu halten.

Der wüst genug aussehende steinerne Bau nahm uns auf. Wir stiegen eine Treppe empor und befanden uns in einer Halle, die nach drei Seiten hin offene Fenster hatte. Es ist ein gewaltiger Ausblick hier nach allen Richtungen: Jerusalem und der Oelberg schließen den Horizont nicht ab; das todte Meer schimmert fern her und die Berge hinter dem Jordan ragen empor. Näher liegt das Kloster St. Johann in der Wüste, das alte Engaddi. Nach einer andern Seite streckt sich die Küsten-

ebene mit Dörfern, der hohe Thurm von Ramleh und Jaffa, wiewohl nur dem bewaffneten Auge sichtbar und wie ein weißer Blitz: das mittelländische Meer. Es lagert auf dieser weiten Landschaft eine erhabene Einsamkeit und Stille.

Nachdem wir uns auf die Strohmatten der Terrasse gelagert hatten, um uns vom Ritte und trotz des frühen Morgens von der Sonnenglut zu erholen, nahmen wir ein kleines mitgebrachtes Mahl von Brot, Eiern, Käse und Wein ein. Plötzlich nahte eine lärmende Karawane, die zu uns heraufkam. Es waren dreizehn orientalisch gekleidete Juden. Der Vornehmste unter ihnen, ein stattlicher weißbärtiger Greis, Herr Isak Rußo aus den Dardanellen, kam, nachdem er ein wechselvolles Leben als Dragoman durchlebt hatte, nach Jerusalem, um dereinst da zu sterben. Zwölf seiner Freunde begleiteten ihn, sie wallfahrteten nach Hebron, Zafet und Tiberias und werden nach Beendigung der Pilgerreise von ihrem Freunde für immer Abschied nehmen und zurückkehren in ihre Heimat. Er aber wird bleiben, um sich „nach hundert Jahren" im Thale Josafat begraben zu lassen.

Die Pilger stimmten das Morgengebet an, und wieder klang die uralt heilige Sprache, wie vor Jahrtausenden auf der schönen Höhe über Felsen und Schluchten des gelobten Landes hinaus. Jeder Einzelne ließ dann vom Vorsänger das Gebet für irgend einen verehrten Todten sprechen; ich für den frommen hingeschiedenen Herrn Simon von Lämel, dem sich ein Mischberot, ein Segensspruch für Frau Elise Herz anschloß.

Nach dem Gebete stiegen wir eine Treppe herab in einen großen, viereckigen, von Mauern umgebenen Raum, der von einer eingebrochenen Wölbung nicht mehr ganz gedeckt ist. Aus dieser Halle, die mit Steinen, theils mit ärmlichen Hausrat gefüllt war, traten wir durch ein schlechtes Holzgitter, das die Halle theilt, zu dem Sarge des Profeten. Jeder von uns zündete eine Oellampe, die ein Synagogendiener aus Jerusalem mitgebracht hatte, zu Ehren der heiligen Stätte, an. Wir sahen von einem schmutzigen Wolltuche überhangen einen langen Sarkofag, an dessen vier Ecken kupferne Ezchajim, Lebensbäume, angebracht sind.

Wir hoben das Tuch empor und sahen eine weiß übertünchte, oben etwas gewölbte steinerne Truhe, die durchaus nicht den Eindruck eines antiken Werkes macht. In der Mitte des Raumes, auf dem wir uns befanden, klaffte ein Loch, das wie in einen Keller, in das eigentliche Grab geht. Wir leuchteten hinab, ohne irgend einen Gegenstand in der leeren Gruft entdecken zu können. Der Muezim der Moschee führte uns in einen Seitenraum und zeigte einen mit Steinen verlegten Eingang, der durch einen kleinen abwärts gesenkten Gang zu der eisernen Thüre der Gruft führen soll, die, wie er sagte, noch niemals geöffnet worden ist.

Wir stiegen wieder die Treppe hinauf zur weithinschauenden Halle und wurden mit Tschibuk und Kaffee bedient. Ich fragte den Muezim, ob viele Pilger herauf kämen? „Nicht viele", erwiderte er, „und mehr Juden und Mohammedaner, als Christen."

Wir nahmen von den Pilgern Abschied, stiegen zu Pferde und jagten den Berg hinunter über die frischgrüne Bahn am Fuße desselben hinaus, bis uns der Boden langsam zu reiten zwang. Nach einer Stunde waren wir wieder an den Gräbern der Richter angelangt.

In einem freundlich bepflanzten Thale, dem Wady Beit Hanina eine kleine Anhöhe entlang, wo die kleine Wasserscheide zum mittelländischen Meere sich absenkt, befindet sich eine Anzahl von Grabhöhlen mit schön gemauerten Portalen. Wir stiegen in einige und fanden sie in einzelne Grabkammern getheilt, in denen sich Nischen für die Todten befinden. Durch eines dieser Portale gelangten wir in eine Vorhalle, in welcher vier schmale niedrige Pforten in Seitenkammern führen, in denen sich an siebenzig Nischen befinden, daher man sie für die Gräber des Sanhedrins hielt. Die Juden verehren in ihnen die Gräber der Richter und halten sie heilig. Sie gehen nicht vorüber, ohne in eines derselben hinab zu steigen und ein Gebet zu verrichten.

Vor einem derselben standen zwei Männer, die einen Schlauch mit Wasser einem Esel auf dem Rücken fester banden. Neben ihnen

waren zwei mohammedanische Frauen, die sich als wir näher traten, nicht verschleierten. Wir baten um Wasser, das uns in freundlichster Weise gereicht wurde. Die Frauen trugen einen eigenthümlichen silbernen Kopfschmuck; als ich mich ihnen, um denselben zu betrachten, näherte, stießen mich beide entrüstet zurück.

Ich ließ sie durch unsere Diener bedeuten; sie fingen aber laut zu zanken an, während sich die Männer ruhig verhielten.

Wir setzten uns wieder zu Pferde und sprengten im Wettlauf in zwanzig Minuten bis an das Jaffathor.

Siloa.

Burgartiger Anblick. — Mistsammlerinnen. — Weidende Thiere. — Rogel. — Lederner Eimer. — Siloa und Gichon. — Grotte der Nymphe Egeria. — Golgata und Vatikan. — Ein fliehendes Mädchen.

Ich ritt eines Tages mit Herrn Endlicher Morgens um 6 Uhr zum Zionthore hinaus, den steilen Berg hinab, zur Siloaquelle.

Im Thale angelangt, das mit Oliven-, Feigen- und Johannisbrotbäumen, mit Oleandern und Weinreben bepflanzt ist, gewährte, wenn wir rückwärts sahen, der Stadttheil über uns einen großartigen Anblick. Er gleicht einer gewaltigen, mit hohen Mauern, Zinnen und Warten geschützten und geschmückten Burg des Mittelalters, die auf hohen Felsen ruhend, unbezwingbar erscheint.

Im Thale waren Männer und Frauen mit Feldarbeit beschäftigt. Einige von den letzteren sammelten sorgfältig den Mist der häufig hierher zur Weide und Tränke getriebenen Thiere in kleine Haufen, die sie, damit er nicht wieder zerstreut werde, mit Steinkreisen umgaben. Sie zogen den Schleier, wahrscheinlich um sich in der Arbeit nicht zu stören, nicht vor und schenkten uns überhaupt keine Aufmerksamkeit.

Das kleine Thal bot einen ganz lebhaften Anblick. Kühe, Schafe und Ziegen weideten zerstreut umher. Der Brunnen, von den Arabern Ejub, Hiobbrunnen genannt, der Rogel der heiligen

Schrift ist tief mit großen Steinen ausgemauert. Kolossale Steinblöcke und ein großer Wassertrog liegen an einem zerbrochenen Bogenwerke umher. Hier stand ein alter Mann, der mit einem rinnenden, schlauchartig genähten, ledernen Eimer an einem Stricke Wasser für uns schöpfte. Zu einem Schöpfrade, oder einer sonst bequemen Vorrichtung hat es Sirien und Palästina seit Jahrtausenden noch nicht gebracht.

Das laue Wasser hatte einen eigenthümlichen Geschmack, salzig soll es nur schmecken, wenn das Wasser höher steht.

Der anliegende kleine ummauerte Teich, zu dem einige Stufen bis unter die Oberfläche führten, war nur halb von einem mit grünem Schlamme bedeckten Wasser erfüllt, dieß ist der 53 Fuß lange, 18 Fuß breite Teich, oder die Quelle Siloa; von welcher der Koran sagt: „Zemzem und Siloa sind zwei Quellen des Paradieses.“

Eine steinigte Anhöhe hinauf kamen wir zur zweiten Quelle. Wir stiegen sechzehn breite Stufen zu einem kleinen Vorplatze, von welchem aus noch acht Stufen hinab zur Quelle führen, wo sie aus antikem Felsenschnitte emporquillt. Die Christen nennen sie die Quelle der Jungfrau. Der gelehrte Rabbi Schwarz wies aus Schriftstellen nach, daß sie die Quelle Gichon und mit der Quelle Siloa identisch sei, von der durch einen in den Fels gehauenen Gang der Siloateich gespeist werde. Robinson durchkroch mit vieler aufopfernder Mühseligkeit den Gang und fand ihn 1750 Fuß lang. Auch beobachtete er eine der Ebbe und Flut ähnliche Erscheinung, die bis jetzt noch nicht erklärt ist.

Wir saßen lange in der frischkühlen Dunkelheit von Felsen umwölbt. Gedanken, die sich in Jahrtausende vertieften, zogen an mir vorüber. Plötzlich stand in meiner Erinnerung eine andere Grotte in einem eben so einsam stillen Thale, nahe einer anderen Weltstadt vor mir — die Grotte, in der ich vor zwei Jahrzehnten saß, in welcher der König Numa die Eingebungen der Nymphe Egeria empfing. Jerusalem und Rom, zweimal in der Weltgeschichte mit einander verbunden, in alten Tagen als Besiegte und Siegerin durch Titus, den „Bösewicht“ wie ihn die

Juden noch heutzutage nennen, und in späterer Zeit durch Golgata und Vatikan. Welche Geschichte wird der Pilger nach einem Jahrtausend wieder zurückzudenken haben?

Ein Mädchen in einem weiten, langen blauen Kleide, baarfuß, mit Spangen um Fußknöchel und Arme kam mit einem Kruge, den sie auf der Schulter trug, die Stufen herab. Als sie uns sah, kehrte sie rasch um und war selbst gegen eine vorgezeigte Silbermünze nicht zu bewegen, uns Wasser zu schöpfen.

Wir stiegen die Treppe wieder empor und sahen durch eine dem Felsen eingeschnittene Rinne hell und frisch die Quelle gehen. Wir knieten nieder und tranken aus ihr.

Bethanien.

Grab des Lazarus. — Königin Melisinde. — Kaiserin Maria Theresia. — Strohmatten.

Zu Pferde gestiegen, ritten wir aus dem Siloathal in das von Josafat, an Gräbern vorüber, zwischen ihnen hin und empor und langten nach einer halben Stunde in Bethanien an.

Etwa zwanzig elende Häuser, deren Mauern da und dort fugengeränderte antike Steine eingebaut zeigen, sind über die steinigte Höhe hingestreut.

Ein etwa zwölfjähriges, sonnegebräuntes Mädchen mit großen schwarzen Augen, minder scheu als das am Siloabrunnen, nahm die Zügel meines Pferdes, um sie zu halten, bis ich aus dem Grabe des Lazarus, das die Mönchsüberlieferung hierher versetzt, wieder heraufkommen würde. Wir stiegen sechsundzwanzig Stufen tief hinab, während wir uns mit mitgebrachten Wachslichtern den Weg erleuchten. Die Kirche, die ehemals sich über demselben erhob, ist bis auf die letzte Spur verschwunden; ebenso das Kloster, das die Königin Melisinde hier für schwarze Nonnen erbaute.

Alles war einsam und still; keiner der Bewohner, die künstliche Strohgeflechte verfertigen, ließ sich sehen, weder aus Neugierde, und was noch merkwürdiger ist, auch nicht, um Backschiesch zu betteln. Das Mädchen allein, das mein Pferd hielt, bat um ein solches, war aber nicht zu bewegen, von den Silbermünzen, die ihr um die Stirne als Schmuck hingen, zu verkaufen.

An den Schläfen endete das funkelnd weiße Stirnband, mit je einem Thaler, auf dem das Brustbild der schönen deutschen Kaiserin Maria Theresia mich heimatlich ansah.

Wir saßen wieder zu Pferde und sprengten den Oelberg empor, um wieder der schönen Aussicht auf Jerusalem froh zu werden. Der Moscheewächter bewirtete uns oben mit Limonade, Tschibuk und Kaffee, während wir bequem auf Strohmatten, mosaikartig geflochten, auf einem Kunstprodukte Bethaniens, ausruhten.

Gethsemane.

Keine achtzehnhundert Jahre alt. — Lacrimä Christi Wein. — Ein Zweiglein der Oelbäume.

Nachdem wir uns genug geruht hatten, ritten wir nach abwärts zum Garten Gethsemane. Ein von weißen Mauern eingefaßtes Längenviereck nahm uns auf, nachdem der Gärtner, ein italienischer Franziskaner, die kleine eiserne Thüre geöffnet hatte.

Acht zerklüftete Olivenbäume, denen jedoch die Botaniker kein achtzehnhundertjähriges Alter zuerkennen, und eine große Zipresse warfen Schatten über zierlichst angelegte Beete, in denen Rosen, Levkojen, Nelken blühten und von Rosmarin eingefaßt waren. Eine Laube von leichtem Holzwerke gezimmert, lehnt an der, der Stadt näheren Mauer. Von Weinreben umrankt, deren Saft mit besserem Rechte Lacrimä Christi genannt werden könnte, als der, den uns einst der Eremit auf dem Vesuv kredenzte, lud uns die Laube zum Ruhen ein.

Als eine außerordentliche Gunst, die wir der Bekanntschaft Herrn Endlichers mit dem heitern Gärtnermönche zu danken hatten, wurde uns Jedem, da dies namentlich zur Pilgerszeit streng untersagt ist, ein kleines Zweiglein von den Oelbäumen gepflückt und von der Rinde ein Miniaturfragment abgebrochen.

Es war ein friedlich schönes Weilen in dem kleinen Garten, ein Anblick, der in Jerusalem so selten ist.

Die Grabkirche.

Die Juden abgewehrt. — Entgeisterung. — Shakespeare's Dramen. — Ernste Stimmung. — Das Grab. — Juden und Mohammedaner als Kirchenbauer. — Vielverbreiteter Irrthum. — Stalaktitenhöhle. — Kopten als Schwalben. — Gottfrieds und Balduins Sarkofage. — Kaffeeküche. — Golgata verkleidet. — Raritätenkabinet. — Der Erfinder des Tätowirens.

Wer sollte in Jerusalem sein und nicht das Verlangen haben auch die Grabkirche zu sehen? Der jüdische Pilger aber, wenn er ein historisches, oder künstlerisches Interesse daran hat, darf es nicht wagen, sich auf die der Christenheit so heilige Stätte zu begeben.

Es scheint dieser Fanatismus kein kluger zu sein. Nirgend mehr als in Jerusalem suchen die Christen Juden zu bekehren. Wenn sie dieselben nun gewaltsam von der Grabeskirche entfernt halten, so geschieht dies gewiß zu geringerer Befriedigung der Bekehrungslust. Oder ist man der Meinung, daß sich die Juden dann um so weniger bekehren ließen?

Ein seltsamer Widerspruch ist es freilich, daß es die Christen nicht stört, wenn der durch sein Religionsgesetz unversöhnliche Feind des Christenthums, der Mohammedaner, durch die Kirche frei und ungehindert geht, während der Jude nicht einmal dem Vorplatze, oder den der Kirche zunächst anliegenden Gassen sich nähern darf. Das Verbot der Christen ist übrigens überflüssig, denn der in Jerusalem ebenfalls fanatischere Jude betrachtet eine Kirche als einen unreinen Ort, dem er nur, wenn er nicht anders kann, mit Scheu sich nähert.

Ich mußte zu sehr früher Morgenstunde, wo kaum ein Besucher in der Kirche ist, sie betreten, der mohammedanische Kawaß des österreichischen Consulates begleitete mich. Auf dem schön gepflasterten Vorplatze mußte ich warten; der Kawaß ging die Pforte, vor welcher mehrere Arme beteten, öffnen zu lassen. Ich war allein und konnte ungestört die schöne, wenn auch künstlerisch nicht einheitliche Façade betrachten. Eine der Kirche unmittelbar angebaute Gärberei verbreitete den einer solchen eigenthümlichen Duft. Zwei Männer kamen aus dem Gebäude und schütteten, unbekümmert um den Platz, aus einem Kübel weithin ausgelaugte Lohe. Der Kawaß kam, nachdem ich längere Zeit gewartet hatte, und das hohe Portal wurde aufgemacht. So war ich denn nach anderthalb tausend Jahren der erste Jude, der diese Räume betrat, oder doch davon Kunde giebt.

Immer wieder, wenn wir einem großartigen Monumente gegenüber treten, vorzüglich wenn Religion und Geschichte es ehrwürdig machen, wenn es die Fantasie in verklärender Ferne sich wiederholt aufbaute, tritt eine ankühlende Enttäuschung ein.

So erlebte ich es vor der St. Peterskuppel in Rom, vor der Akropolis in Athen, vor den Piramiden in der Wüste. Das Alles wölbte und giebelte sich höher und fantastischer empor und war von einem Glanze und einem heiligen Hauche umwebt, den die noch so kühnen Wölbungen, die mächtig ragenden Säulen und Bogen in der Wirklichkeit nimmermehr haben. Geistvolle Schilderungen der Grabkirche, die ich gelesen hatte, brachten eine ungleich fantasievollere Wirkung in mir hervor, als sie selbst.

Ich liebe es nicht Shakespeare's Tragödien — geschriebene Dome — dargestellt zu sehen. Die Coulissen und Sofitten verengen und verkleinern die Szene und die Gestalten. Beim Lesen aber, wo die Handlanger, welche die Coulissen vor- und rückwärts schieben, nicht stören, ist die weite Welt als Hintergrund der Handlung zu sehen. Es sind die ewigen Berge selbst die Coulissen, die hochfliegenden Wolken mit ihren Sonnenstralen und Blitzen die Sofitten; der Königssaal und die wilde Schlucht stehen so großartig und prächtig, so schwarzgrün und schauerlich vor

dem Auge der Fantasie, wie sie niemals ein Dekorazionsmaler lebendig machen kann.

Noch tönen Tasso's Gesänge, die Verse Klopstock's, wie Orgeltöne feierlich in meinem Ohre, noch vernehme ich die Verzückungen Chateaubriands und um auch Anwiderndes zu nennen, die andächtelnden Phrasen Lamartine's, die sie dem welthistorischen Grabe zu Ehre anstimmten; eines Grabes, das allein hunderttausende Leben der Kreuzfahrer wert schien, um es zu erobern. Und haben wir es nicht selbst erlebt, welchen unheilvollen, zu keinem Siege führenden Krieg die heiligen Stätten heraufbeschworen haben? So trat ich, wenn auch anders denkend und glaubend, doch mit jener achtungsvollen Scheu, die ein historisch ehrwürdiges, architektonisch interessantes Bauwerk in uns wach ruft, an dasselbe heran.

Ich werde weder eine geschichtliche noch kunsthistorische Schilderung der Grabkirche hier versuchen und die tausend und aber tausend Beschreibungen derselben nicht vermehren. Ich werde die Gedanken, die in einem Juden, gerade in dieser Kirche auftauchen, nicht niederschreiben, weil sie kaum unbefangen aufgenommen werden dürften, ich werde nur einen skizzirenden Umriß der Kirche, wie sie sich in meinen Augen spiegelte, versuchen.

Durch ein hohes Portal eingetreten, wurde ich auf eine schöne Marmorplatte aufmerksam gemacht, auf der Jesus Christus von Josef von Arimathia gesalbt worden sein soll. Weiter vorschreitend, befand ich mich unter der kühn gewölbten Kuppel der Kirche, die auf sechzehn gewaltigen Säulen ruht, durch die sich zwei Galerien in der Höhe hinziehen. Die Rotunde mit buntem Marmormosaikboden beträgt etwa siebzig Fuß im Durchmesser. Die Kuppel ist, wie die im Pantheon zu Rom in der Mitte offen, so daß der Himmel herein sieht; aber sie zeigt ihn nunmehr auch an vielen andern Stellen, wo nämlich das Kupfer von Rost durchfressen, oder von den Griechen mit Absicht zerstört ist. Diese wollen den Bau durchaus notwendig machen, ihn auf ihre Kosten führen und so ihren Anspruch an den Besitz der Kirche erhöhen. Von der den Griechen angehörenden Terrasse allein kann man auf

die Kuppel gelangen, und es fällt auf, daß sie an dieser Seite zumeist zerstört, während die den Stürmen preisgegebene Nordseite, die aber nicht zugänglich, fast unversehrt ist. Durch die Fugen und Löcher zwitscherten jene Vögel, deren sich Venus zu ihrem Gespanne bedient, gleichsam daran mahnend, daß die heidnischen Römer hier zum Hohne der Christen einen Tempel dieser Göttin aufgerichtet haben. Eine Sekte gewährt der andern die Freiheit nicht, das Dach der Kuppel auszubessern, weil jede fürchtet, daß dadurch der anderen ein größeres Eigenthumsrecht an der Kirche erstehe.

„Wir hoffen" sagte mein italienisch erklärender Führer, „der Großsultan werde die Kuppel neu eindecken lassen."

Seitdem der Beherrscher aller Gläubigen, dem es ein Religionsgesetz ist, das Kreuz mit Feuer und Schwert zu vertilgen, die Großkreuze der christlichen Könige auf der Brust trägt, ist er auch allerdings geeignet, gleichsam ein Patron der heiligen Grabkirche, sie großmütig eindecken zu lassen.

Sind nicht auch die Giebel an der St. Stefanskirche in Wien zu großem Theil von geldbeitragenden Juden gebaut? Wie sich doch die Zeiten wandeln! An fast jeden mittelalterlichen Dombau knüpft sich irgend eine Sage, wie der Teufel selbst in irgend einer Weise den frommen Bau, wenn auch widerwillig fördern mußte. Der Teufel hat in unseren Tagen menschliche Gestalt angenommen. Juden und Mohammedaner bauen christliche Kirchen aus.

Es scheint uns hier die Stelle geeignet, einen Irrthum christlicher Pilger aufzuklären, der in Wort und Schrift wiederholt ausgesprochen worden ist, daß die heiligste Stätte der Christenheit sich im Besitze der Mohammedaner befinde. Dem ist nicht so! Die türkische Regierung nimmt durchaus keinen Einfluß auf den christlichen Besitz, dieser ist außer allem Zweifel und unangetastet.

Die Thatsache ist folgende: Drei mohammedanische Familien haben seit Jahrhunderten, um es so zu nennen, das Pförtnerlehen bei der Kirche. Um Unordnungen zu vermeiden, hält nur

eine dieser Familien den Schlüssel und theilt mit der anderen den kleinen Pförtnerlohn von 60 Para d. i. 7 Kreuzer fürs Aufsperren. Wenn das große Thor geöffnet wird, sind 70 Piaster und wenn es den ganzen Tag freien Zutritt gewährt, 100 Piaster zu bezahlen.

Aber ich gestehe, daß selbst dies mir als frevelhafte Parodie des Hälters der Himmelsschlüssel erschien. Als ich gegen einen katholischen Priester in Jerusalem mein Befremden darüber äußerte, erhielt ich die frappante Antwort: „Danken wir Gott, daß dem so ist. Jeder der es mit der Würde und Heiligkeit der Religion gut meint, müßte darum bitten, wenn es anders wäre. Wie der trojanische Krieg um die heilige Helena, der wir die Auffindung des heiligen Kreuzes verdanken und die bei uns begraben liegt“ fuhr er im seltsamsten Anachronismus befangen, zu reden fort, „würde unter den christlichen Sekten der Kampf um den Schlüssel beginnen. Welche entehrenden, vielleicht blutigen Schauspiele würden sich abspielen! Endlich ist die Kirche selbst durch einen mohammedanischen Pförtner vor dem Fanatismus der Mohammedaner am besten geschützt.“

Wir waren an eine offene marmorne Kapelle herangetreten, die in der Rotunde steht und von der Kuppel hoch überwölbt ist. Ich trat in einen von fünfzig silbernen Lampen, die an silbernen Ketten hängen, erhellten Raum. Unter dieser Lichtglorie ist ein Stein, den die Legende als jenen bezeichnet, auf welchem der Engel saß und verkündete, daß Christus nicht mehr im Grabe zu finden sei. Aus dieser Kapelle, dem Eingange gegenüber, trat ich, durch eine kleine niedere Oeffnung mich tief beugend, in einen dunkeln engen Raum, wo sich ein sechs Fuß langer marmorner Grabtrog befindet, dies ist das Grab Christi.

Ernste und scharfsinnige Forscher haben in neuerer Zeit bewiesen, daß alle diese Stätten nicht diejenigen sind, als welche sie bezeichnet werden, und daß die wirklichen unbekannt sind. Selbst ein katholischer Priester, der ironisch poetische Alban Stolz, wenn er von all den Stätten spricht, erlaubt sich überall das zweifelnde „soll“.

Eine in Legenden und Sagen schwelgende Fantasie ist überall hier einer wunderseligen Andacht der aus der Ferne heran Pilgernden entgegen gekommen. Ein psychologisch denkendes, verständnißinniges Mönchsgeschlecht that übrigens gut daran, den nach sichtbaren Gegenständen und Erinnerungsmalen sich sehnenden frommen Pilgern solche zu zeigen. Einfache, äußerer Anregungen bedürfende, kindlicher Einfalt volle Menschen werden durch sie zu elegischer Andacht gestimmt, zu seliger Inbrunst entflammt.

Ich stand einst in einer großartigen Unterwelt. Alabasterblanke Stalaktiten spiegelten magisch den roten Glanz der Fackeln. Bald trat ich in einen Raum, den der Führer einen Dom nannte. Wir schritten die Stufen zu einem eisfunkelnden Throne empor, dann gingen wir Säulenfluchten entlang und blieben vor Altären stehen, über die herab weiße Baldachine von unseren Fackeln rot verbrämt hingen, und wieder zeigte man ein pfeifenähnliches Gebilde, als eine lautlose Riesenorgel. Diese Benennungen entsprachen freilich nicht ganz den Gegenständen, eine willige Fantasie ließ sich jedoch leicht anregen, um weiter zu bauen, Manches wegzudenken, und es entstand eine den Gebilden entsprechende Stimmung, die sich bald in einer Kirche, in einem königlichen Palaste, oder vor Obelisken träumen mochte.

So mag es dem frommen christlichen Pilger in der Grabkirche ergehen. Er erhält eine poetisch erfundene Szene für alle Gestalten und Gruppen der ihm heiligen Geschichten, die Illustrazion der Urbegebenheiten des Christenthums, ein marmornes Bilderbuch mit blauen, goldenen und silbernen Inizialen und Arabesken. Jedenfalls verehrt die Christenheit seit anderthalb tausend Jahren diese Stelle als das Grab Christi und so mag sie, wie ein Denkmal, das den Todten nicht birgt, aber ihm zum Gedächtniß errichtet worden ist, von gläubig Verehrenden begrüßt, aber von den sich anfeindenden Sekten wenigstens mit keinem Blute befleckt werden.

Wir belächeln mitleidig die tanzenden, oder die heulenden Derwische, oder diejenigen, die sich unter die Füße des über sie wegreitenden Sultans werfen.

Wie groß erscheint ein so crasses Barbarenthum gegen das Thun der Christen, die sich an dem ihnen heiligsten Grabe, am Sarkofage Christi, erschlagen, um an dem jährlich regelmäßig vom Himmel fallenden Feuer am Ostertage, zuerst die Kerze anzuzünden, oder dergleichen. An der Seite der Kapelle befindet sich die Oeffnung, durch die das Feuer sehnsuchtsvoll Andächtigen heraus gereicht wird. „Dieses Wunder", erklärte mir mein katholischer Führer, „machen diese Herätiker nur um mehr Geld von den Pilgern zu bekommen." In naiver Redseligkeit erzählte er mir auch, daß sich Pilger von den Herätikern gegen eine fromme Geldspende die Erlaubniß erbitten, mit ihren Frauen, deren Ehe nicht gesegnet ist, über Nacht in der Grabkirche eingesperrt beten zu dürfen. Und die Frauen ziehen dann von Hoffnung beseelt in ihre Heimat zurück.

Rührend erschien mir an der äußeren Rückwand der Grabkapelle der kleine hölzerne Altar der armen Kopten, wie das Nest eines aus weiter, weiter Ferne herübergezogenen Vogels, das einem mit vergoldeten Gebälken gezierten Marmorpalast angebaut ist. Diese demutvolle Armut schien mir besser zu dieser Stätte zu passen, als all der Prunk der armenischen und der griechischen Kirche, welch letztere in ihrer Mitte durch eine Säule den Mittelpunkt der Erde, symbolisch wohl sich selbst bezeichnend, zeigt.

Wir gingen dann in der weiten labyrintischen Kirche, die eigentlich aus vielen Kirchen und Kapellen besteht, die bald nebeneinander, bald hoch oben und wieder unten tief hin gebaut sind, umher: Zum Gefängnisse Christi, zur Stelle, wo er verspottet wurde, wo die römischen Soldaten um seine Kleider gewürfelt haben, wo Maria weilte, indeß ihr Sohn gerichtet ward, zur Longinuskapelle und dreißig Stufen hinab zu der der heiligen Helena. Hier ließ in neuester Zeit der Erzherzog Ferdinand Max statt eines alten hölzernen, einen marmornen Altar stellen, auf dem sich die Gestalt der heiligen Helena, das Kreuz in den Armen haltend, erhebt.

In der Kirche der Lateiner, deren Wänden entlang gebräunte Chorstühle stehen, wehte uns, unangenehm abwehrend, eine entsetz-

iche Ausdünstung entgegen; sie kommt aus einem anstoßenden
Gange wo — doch die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben.
Ein Mosaikkreis bezeichnet die Stelle, wo Christus Magdalenen
als Gärtner erschienen sein soll. Das Altarbild ist, wie alle
Bilder in der Grabkirche, völlig unbedeutend und auffallen muß es,
wie die sich gern schmückende Kirche gerade in einer, die der ganzen
Christenheit angehört, nicht ein wahres Kunstwerk aufzuweisen
hat. Gibt es, wenn auch keinen Giotto, Cimabue, Gian Bellino
oder Kranach, keinen frommen Maler mehr?

Der Franziskanermönch, der sich hier befand, geleitete mich
nach freundlichster Begrüßung in die Sakristei und zeigte mir, sie
aus einem hölzernen Kasten hervorholend, die schwere goldene Kette,
die Sporen und das lange wuchtige Schwert Gottfrieds von
Bouillon, dessen schwarz eiserner Griff Spuren ehemaliger Vergoldung
zeigt. Ich zog es aus der modernen, rotsafianen Scheide
und schwang es, mit ernstem Gedankengruße, gegen die Stelle, wo
ehemals die Sarkofage des ritterlich romantischen Helden und
seines Bruders Balduin in einem dunklen Gange sich befanden.
Als nach dem Brande der Kirche im Jahre 1808 die Griechen
die Kirche wieder aufbauten, sah man die mit lateinischen Inschriften
gezierten und vom Brande verschonten Sarkofage forttragen.
Nach einer in Jerusalem verbreiteten Meinung sollen sie
noch im griechischen Kloster verborgen liegen, oder vandalisch zertrümmert
und die Asche des Helden zerstreut sein, der das Grab
ihres Heilands aller Christenheit erobert hat. An der Stelle, wo
ehemals die Sarkofage standen, sind steinerne, mit Strohmatten
bedeckte Bänke angebracht, die zum Ruhen einladen.

Im Hintergrunde dieses Ganges befindet sich eine kleine
Kaffeeküche und wird dem Gaste orientalisch höflich ein Täßchen
Mokka angeboten. Mich widerte diese Höflichkeit an diesem Orte
unsagbar an.

Der Franziskaner führte uns hierauf Treppen empor, zu
kleinen Zellen, die in krummen winkeligen Gängen angebracht sind,
in denen immer einige Mönche des lateinischen Klosters Wache
halten, Buße thun und fasten. Sie dürfen drei Monate lang die

Zellen nicht verlassen, bis sie von Brüdern abgelöst werden. Ein diesen Zellen angebauter Stall, in welchem ein Mohammedaner Pferde hält, macht diese von üblen Dunst erfüllten Räumlichkeiten für jeden Besucher ekelhaft. Wir entfernten uns so rasch als möglich.

In die Hauptkirche zurückgekehrt, stiegen wir eine Treppe wieder empor und standen in einer kleinen Kirche, deren Decke auf einem Pfeiler ruht, zu dessen jeder Seite ein Altar ist. Wir standen auf Golgata. Aller Fels ist rings umher reich mit Marmor verkleidet; eine silberne Platte unterbricht an einer Stelle den Marmor. Empor gehoben zeigt sie den Spalt im Felsen, der durch das Erdbeben bei Christi Tod im Felsen entstanden sein soll.

Wenn es auch hier gelehrte Forschung unwiderleglich dargethan hat, daß dies nicht die Stätte, wo Christus gerichtet worden ist; so wird sie doch von Gläubigen dafür gehalten und von Denkern symbolisch betrachtet. Darum sollte dieser Fels nicht um- und verbaut sein. Es wäre freilich von ihm keine Spur mehr auf Erden, denn welcher Pilger von den tausenden und aber tausenden würde nicht, wenn ein noch so kleines Fragment, als Reliquie mitgenommen haben. Aber der Eindruck und die poetische Gewalt ist verloren. Der Fels, auf dem, wie ihn der Talmud bezeichnet, „jener Mann" gerichtet wurde und den die tiefer denkenden Juden als „Heidenapostel" anerkennen, den eine Milliarde Menschen als ihren Erlöser anbetet, sollte nicht so versteckt, unansehnlich und fast unsichtbar gelassen werden. Dieser Fels müßte frei in nackter Einsamkeit, wie der des „göttlichen Dulders" Prometheus, oder doch wie der des kettenschmiedenden modernen Titanen im Weltmeere, emporragen, eine Piramide in der Wüste der Welt! Dieser Fels, wenn er der wirklich historische wäre, würde den Vandalismus zur Großartigkeit erheben: den Riesenbau der Grabkirche ringsum abzubrechen und die marmornen Trümmer in weitem ehrfurchtsvollen Kreise, als umfassenden Ring über die Berge Jerusalems zu schleudern.

Ich wurde von meinem Führer durch alle diese Räume, ich darf das Wort brauchen: gehetzt. Er mochte gerne, sobald als

möglich sein Geschäft, für das er fünf Franken zu bekommen hatte, vollendet haben und seine eintönige eingelernte Art zu erklären, war geradezu eine widerliche. Ich empfing zu meinem Leid den Eindruck eines zwar großartigen, aber nur eines Raritätenkabinettes. Meine gespannte Erwartung, meine erhöhte Stimmung, mit denen ich gekommen war, wichen einer geistigen und körperlichen Abspannung, zu der eine Aufgeregtheit über ein für mich immerhin bedenkliches Unternehmen noch mehr beigetragen haben mochte. Mussa, der Kawaß, vertraute mir später, es habe ihn der Führer, weil er mich keinerlei christlich übliche Verehrung den heiligen Stätten bezeigen sah, besorgt gefragt: ob ich denn kein Christ sei? Er habe ihn aber mit der Auskunft beruhigt: ich sei ein närrischer Engländer und dieses Volk, wenn auch christlich, sei ein herätisches.

Durch das Portal hinaus tretend, saß der mohammedanische Pförtner mit einigen Freunden gekreuzter Beine auf einem Teppich, behaglich Rauchwolken blasend, die sich in die Kirche hinein verzogen, und Kaffee trinkend. Hier verzehrt er auch sein Mahl, das ihm aus den Klöstern gesendet wird.

Vor der Kirche wurde ich von zwei Männern angesprochen, ob ich nicht irgend ein Heiligenbild mir auf den Arm tätowiren lassen wolle?

Die heilige Schrift verbietet mit klaren Worten das Tätowiren: „Ihr sollt nicht eingeätzte Schrift an euch machen.“ Die moslemitische Legende läßt, im Gegensatze zu diesem Verbote, keinen Anderen als den König David selbst das Tätowiren erfinden. Als dieser, erzählt sie, den Verrat an Uria begangen hatte, ergriff ihn tiefe Reue darüber. Um den schmerzlichen Ausdruck derselben sich für das ganze Leben gegenwärtig zu halten, ritzte er sich mit scharfem eisernen Griffel die Selbstanklage in Arme und Beine. Seitdem ist es im Morgenlande Sitte, daß Pilger nach Jerusalem und Mekka ihrem Leibe die Jahreszahl ihrer Pilgerfahrt,

oder einen Koranspruch einätzen. Es artete dieser fromme Gebrauch später aus und Verliebte brannten ihren Armen rote Herzen, wohl auch ganze Liebesgasele ein. Die Beduinenweiber tätowiren noch heutzutage ihre Lippen blau, oder einzelne Male auf Stirne, Kinn und Wangen, als unvertilgbare Schönheitpflästerchen. Die Kreuzfahrer brachten die Sitte ins Abendland, wo sie sich bis heute noch unter Soldaten und Wanderburschen und — Pilgern nach Jerusalem erhalten hat.

Das österreichische Hospiz.

Schuttrathsel für Archäologen. — Wolken kommen. — Schiebtruhen. — Entdeckte Grotten.

Vom österreichischen Consulatsgebäude, das auf einer Anhöhe am Damaskusthore steht, abwärts in der Spitze des stumpfen Winkels, den die Damaskusstraße und die Via dolorosa bilden, wird das österreichische Hospiz für Pilger und für Kranke gebaut.

Ein ganzer Berg von Schutt mußte abgetragen werden, bis man auf einen steinigten Grund gelangte. Der Schutt durfte aus besonderer Begünstigung des Pascha's unmittelbar vor dem Damaskusthore ausgeschüttet werden. Schon erhoben sich ansehnliche Hügel desselben, die künftigen Räthsel für archäologische Kombinazionen. Ich sah der Arbeit der Araber oft zu, die fast immer unter Singen gethan wird. Eines Tages sangen sie: „Wolken kommen!" und hörten nicht auf, diese zwei Worte den ganzen Tag singend zu wiederholen. Ein Arbeiter gab mit diesen Worten das Signal, daß der ihnen verhaßte, christliche strenge Aufseher nahe. Ein anderes Mal beginnen sie, wenn der Baumeister kommt, etwa: „Sei gegrüßt, o Herr!" Und diese Worte bleiben der Liedestext für den ganzen Tag. Ich konnte zu jeder Zeit und selbst wenn die Arbeiter in heißester Sonnenglut die ununterbrochene Arbeit verrichteten, viel Heiterkeit unter ihnen bemerken.

Großes Vergnügen bereiteten die ihnen neuen Schiebtruhen mit Rädern zur Wegschaffung des Schuttes. Es gab ein förmliches Wettrennen damit. Dazwischen bewegten sich pflegmatisch

langweilige Kameele, denen die Steinlasten gleich schwer zu beiden Seiten angehängt werden. Kleine Esel mit Kalk, Wasserschläuchen und dergleichen erheben oft ihr grelles Schreien und trotten, angetrieben, munterer zwischen her.

Eines Tages wurden wir mit der Nachricht überrascht, es seien unterirdische Stuben entdeckt worden. Unsere Neugierde war sehr gespannt und wir stiegen auf Leitern in den Unterbau des Hospizes. Wir befanden uns da in einer mannhohen Grotte mit fünf aus dem Felsen gemeißelten, mit ihm zusammenhängenden Säulen, davon zwei viereckig sind, drei wie versteinerte Baumstämme aussehen. Zwei Fenster und eine Thüre waren mit Steinen verlegt. Im steinigten Fußboden, nahe den Wänden, sind runde Löcher, wie zum Durchzuge von Stricken bestimmt, ausgemeißelt, daher die Araber die Grotte für einen Pferdestall hielten. Uns schienen es vielleicht die Behältnisse für wilde Thiere, die für den Zirkus eines römischen Imperators hier gehalten worden sind. Die Kosten einer weiteren Ausgrabung, so anreizend sie war, durften nicht gewagt werden, und so ist eine vielleicht sehr interessante Entdeckung für Jahrhunderte wieder verloren; nur soviel schien sich festzustellen, daß diese Baulichkeiten unter dem Niveau der Via dolorosa sich hinziehen und die ohnehin willkürliche Annahme derselben monumental widerlegen möchten. Eine zweite, dem Damaskusthore nähere Grotte ist höher, aber kleiner, der Boden mit zollgroßen Steinen mosaikartig gepflastert; auf demselben lagen zwei Stücke prächtig weißen Marmors, davon ich, wie auch ein Mosaikfragment, durch die Güte des Herrn Endlicher mit in die Heimat brachte.

Das Kreuzkloster.

Marmorbrüche für das Hospiz. — Weiß-Rot. — Sparsamkeit am unrechten Orte. — Die Bundeslade. — Baustil. — Schulen und Schlafhallen. — Tolles Pferd.

Graf Pizzamano hatte die Freundlichkeit, mir seinen arabischen Rotfliegen-Schimmel, einen Paßgänger, satteln zu lassen und ich ritt, als wir aus den Grotten heraufgekommen waren, in Begleitung des Herrn Endlicher zu dem Kreuzkloster. Am Damaskusthore meldete der Kawaß unsern Hinausritt an, um, wenn wir nach sieben Uhr etwa erst zurückkehren sollten, das Thor noch offen zu finden. Wir sprengten durch eine mit Oelbäumen bepflanzte Thalschwingung, zur Linken die Stadtmauer gegen das Jaffathor hinauf und gelangten zu den Steinbrüchen, aus denen das Hospiz die Steine holt. Es ist ein poetischer Gedanke des Architekten, daß er die Fronten des Gebäudes schichtenweise mit rotem und weißem Marmor, den österreichischen Farben, bekleidet, und nur zu beklagen ist es, daß eine ängstliche Sparsamkeit die Ausführung eines großartig gedachten Baues hemmt. Es sollte nicht vergessen werden, daß es der österreichische Klerus, daß es Oesterreich ist, das nach sechs Jahrhunderten zum ersten Male wieder in der heiligen Stadt Fuß faßt und nicht zurückstehen darf hinter den monumentalen Werken Englands und Preußens. Freilich hatte der ursprünglich ohne Lokalkenntniß voreilig entworfene Kostenüberschlag von 60,000 Gulden schon das Doppelte erreicht, ohne daß mehr als die Wegräumung des Schuttes und die Grundmauerung möglich gewesen wäre.

Am offenen mohammedanischen Friedhofe vorbei, über steinigte

Felder, auf denen verstreut Olivenbäume grau grünen, in eine Thalschlucht einlenkend, hielten wir nach zwanzig Minuten vor dem Kloster. Auf einer der kleinen Anhöhen des zurückgelegten Weges, erzählt Geramb, soll die Bundeslade gestanden haben. Wann und aus welchem Anlasse gibt der abenteuernde Fantast nicht an. Das Kloster steht an der Stelle, wo der Stamm zum Kreuze für Christus gefällt worden sein soll.

Es ist schwer, den Bau dieses Klosters zu schildern. Weite Höfe, freie Treppen, auf und nieder, große Säle, Erker, ein im Bau begriffener Glockenthurm, bogenüberwölbte Hallen, freie Terrassen; alles scheint ohne Plan und zufällig entstanden zu sein, und gewährt eben dadurch ein fantasieanregendes Bild. Nur ein architektonisch messendes Auge könnte ein ordnendes Gesetz in diesem modernen arabischen Baue erkennen.

Wir sahen zwei Lehrsäle, wo Knaben in Elementargegenständen, Religion, Geographie und Sprachen Unterricht erhalten und wurden hierauf in die wohleingerichtete luftige Schlafhalle der Zöglinge und in den Speisesaal geführt, wo in musterhafter Ordnung für das Abendmahl der Mönche und Zöglinge die Tische gedeckt waren.

Auf dem Rückwege hatte ich Mühe, das feurige Pferd zu bändigen. Jagend und über Gräben setzend, brachte ich es, mit starker Faust die Zügel kürzend, nur dahin, daß es sich bis zum Ueberstürzen bäumte. Ich wünschte mir in diesem Momente die Schenkelkraft Gottfrieds von Bouillon, der jedem Pferde mit ihr die Rippen einbrechen konnte. Eine uns entgegenkommende Schaar von Klostereleven mit den sie begleitenden Mönchen schien es zur Ruhe zu bringen. Ich hörte später, daß das sonst treffliche Pferd zuweilen tolle Launen habe, die selbst dem geübtesten Reiter das Leben kosten können.

Die Dunkelheit hatte uns, wie immer im Morgenlande, plötzlich überfallen. Die vor dem Jaffathore Lustwandelnden erschienen im Abstich zu dem noch roten Abendhimmel schwarz und größer. Die weiten Gewänder flatterten im Abendwinde und gaben der ganzen Szene ein fantastisches Ansehen.

Das griechische Kloster.

Ein silbernes Herz. — Ein geweihtes Kruzifix. — Abgelehnte Spende. — Ein berühmter Vater.

Eine geistvoll anmutige serbische Dame in Wien, deren Herz damals bedrängt sein mochte, ließ eines aus Silber formen, als Weihgeschenk für die heilige Grabkirche. Sie bat mich, es dem griechischen Kloster zu übergeben. Mein Name war als der des überbringenden Pilgers in das Herz gravirt, und da ich vom griechischen Patriarchen Jerusalems, der seit Jahren seinen Sitz in Konstantinopel hat, ein Empfehlungsschreiben zu überreichen hatte, wurde mir der Besuch, den ich nur bis nach Beendigung meiner Mission verschoben hatte, um so leichter. Dr. Fränkel begleitete mich.

Wir wurden von den Priestern, deren edel geformte Köpfe und schöne Gestalten auffielen, auf das Freundlichste empfangen; sie wußten, daß ich Jude sei und fanden nichts Störendes darin, daß ich der Ueberbringer eines Weihgeschenkes, auch ein schön aus Lindenholz geschnitztes Kreuz eines Freundes mit der Bitte überreichte, es auf dem heiligen Grabe zu weihen. Ein Priester wurde in die Grabkirche, die eigends aufgesperrt werden mußte, gesendet, um das Herz am Altare zu befestigen und das Kreuz zu weihen.

Wir empfingen unterdessen Tschibuk und Kaffee, süß eingesottene Früchte, Liqueur und frisches Wasser. Der Stellvertreter des Patriarchen schrieb mir eine griechische Quittung über den Empfang des sich opfernden Herzens, wobei er viele Mühe hatte, meinen Namen richtig zu schreiben, wie denn das Schreiben ihm

keine sehr geläufige Beschäftigung schien. Als ich für das Aufsperren der Grabkirche und das Weihen des Kreuzes, durch meinen Begleiter aufmerksam gemacht, eine kleine Geldspende für die Kirche überreichen wollte, wurde sie mit den Worten abgelehnt: „Wir sind Dir verpflichtet für das Weihgeschenk, das Du zu uns aus weiter Ferne gebracht hast. Der Name der frommen Dame ist mir nicht unbekannt, Gott segne sie und ihren in der Welt berühmten Vater!“ Wir schieden in der freundlichsten Art; etwa zwölf Priester gaben uns das Geleite.

Das armenische Kloster.

Marmor und Farbenpracht. — Bilder ohne Wert. — Straußeneier als Guirlanden.

Eine gleich freundliche Aufnahme, wiewohl ich dahin keine Empfehlung hatte, fanden wir im Kloster der Armenier. Es bildet mit seinen weitläufigen Bauten, Höfen, Terrassen, seiner Kirche und einem Garten fast einen Stadttheil.

In der Wohnung des Patriarchen, der eben abwesend war, wurden uns auf silbernen Geschirren die üblichen Erfrischungen gereicht. Die Wände des hohen und weiten Saales, in dem wir uns befanden, prangen in Farben und Marmor. Ein kunstreich aus Alabaster gemeißelter Brunnen, schön geformte blanke Messinggitter fallen besonders auf, der Estrich ist bunter Marmormosaik. Das Ganze macht den Eindruck reicher, gediegener Pracht. Noch reicher ist die Kirche mit Marmor, Gold und Perlmutter geschmückt. Die Bilder jedoch sind alle ohne Kunstwert. Eigenthümlich waren vor einem Altare Guirlanden von leeren Straußeneiern, wie Riesenperlen an rotseidenen Schnüren als Zierde angebracht. Ein eben im Baue vollendetes Hospital, welches im ersten Stockwerke ein Längenviereck bildet, wird zur Aufnahme von hundert Knaben Raum bieten.

Das abissinische Kloster.

Armut und Pracht. — Grab der Kaiserin Helene. — Schwarze Mönche und Nonnen. — Weißer Bart eines Negers. — Maulbeeren. — Fußkuß.

Wie in der Grabkirche die arme Kapelle der Kopten zur Pracht des Ganzen einen rührenden Gegensatz bildet, so ist der Eindruck des abissinischen Klosters einer Herberge der Armut zu vergleichen, gegenüber den Palästen der Griechen und der Armenier.

In einem großen Hofraume, dessen eine Seite durch die Grabkirche abgeschlossen ist, liegen Säulenreste, theils verstreut, oder halb zerbrochen aufragend. An den Wänden sind Bogenansätze sichtbar und das Ganze gewährt einen ruinenhaften Anblick. Einige Maulbeerbäume geben Schatten. In der Mitte dieses Hofes befindet sich ein kapellenartiger Bau, durch dessen Fenster ich in einen dunklen, tiefen, von einer Lampe matt erhellten Raum niedersah, in das vermeinte Grabmal der Kaiserin Helene. Entlang der Mauern sind einzelne Stuben, deren Thüren gegen den Hofraum offen sind und nur so Licht erhalten. Dies sind die Zellen der schwarzen Mönche und schwarzen Nonnen, die im Schmutze derselben, in zerlumpten Kleidern rauchend auf dem Boden kauerten, oder im Hofe nicht wie, sondern als wirkliche Bettler umhergingen. Eine Nonne, die mehr aus Gewohnheit als aus Züchtigkeit ihr schwarzes, altes, verfallenes

Antlitz verhüllte, rieb zwischen zwei Steinen Weizenkörner zu Mehl. Frappant war mir unter den Mönchen die hier zum ersten Male gesehene Erscheinung eines schwarzen Menschenantlitzes mit schneeweißen, vom Greisenalter gebleichten Augenbrauen und einem langen, weißen Barte. Ich wurde von den Mönchen, um ihre morgenländische Gastfreundlichkeit aus Armut nicht völlig verleugnen zu müssen, eingeladen, von den Maulbeeren, die eben reif an den Bäumen hingen, zu essen. Ein kleines Geschenk, das ich dem Mönche, der uns umherführte, gab, erwiderte er durch das Küssen meiner Füße.

Diakonissinnen.

Blumen und Dornenkränze. — Die Schwestern und der Pfarrer. — Kranken- und Schulzimmer. — Weiblicher Apotheker. — Wohlthuende Ordnung.

Einen freundlichern Eindruck machte auf mich das Haus der preußischen Diakonissinnen. Eingetreten fand ich in einer Stube im Hofraume die Schwester Charlotte, der ich vom Superintendenten der evangelischen Gemeinde in Wien Grüße zu überbringen hatte. Sie war fieberkrank und konnte sich nur spielend mit dem Auftragen trockener Blumen, die an historischen Stätten gepflückt werden, beschäftigen. Sie war so gütig, mir einige mit künstlerischem Sinne zusammengefügte Kränze als Pilgerspenden für Freunde zu überlassen und einen von mir erbetenen Kranz aus Dornen noch besonders zu winden.

Die Schwester Rosette führte uns in die Krankenstuben, wo fünf Betten für Männer und vier für Weiber bereit sind.

Die Krankenwartung, Apotheke und Küche werden von den Schwestern besorgt. In der Schule fanden wir vier Mädchen, die nach den Elementargegenständen in Religion, Naturgeschichte, Geographie, in englischer und deutscher Sprache von einer Schwester unterrichtet werden.

Im Bibliothekzimmer gab der protestantische Pfarrer für den der k. preußische Consul Dr. Rosen im Auftrage seiner Regierung eben ein Haus um 13,000 Thaler angekauft hatte, einer Schwester Bibelunterricht.

Das Gespräch mit den Schwestern und dem Pfarrer, so freundlich es war, bot nichts, was ich als bedeutend oder belehrend in mein Notizbuch eingetragen hätte. Ein verständig klares Erfassen der Pflichten des Tages, ohne, wenigstens mir gegenüber, die leiseste pietistische Andeutung sprach sich ruhig aus. Das Institut ist noch räumlich und geistig in seinen Anfängen begriffen; das Ganze macht den Eindruck wohlthuender Ordnung und duftender Reinlichkeit.

Hareme.

Einrichtung. — Die Frauen. — Eine braune Sklavin. — Naive Fragen. — Herzliches Benehmen. — Zwillinge. — Dichter und die Frauenschönheit.

Herr Dr. Fränkel, der auch in den mohammedanischen Häusern beschäftigte Arzt, verschaffte mir das im Abendlande stets mit sehnsüchtiger Neugierde und mit feinschmeckendem Lächeln besprochene Vergnügen, der Gast eines Harems zu sein. Nachdem ich, ohne eine Gefahr bestanden zu haben, glücklich den weißen, braunen und schwarzen Frauen und Sklavinnen entkommen, und ohne türkische Eifersucht zu erwecken, aus den Haremen zurückgekehrt bin, will ich dieses Paradies des Moslem schildern und einige seiner Geheimnisse verrathen.

Ohne früher angekündigt zu sein, traten wir in das Haus des reichen Effendi Faëdi. Aus einer engen dunklen Vorhalle kamen wir, eine Treppe hoch auf eine offene Terrasse. Hier empfing uns der auf und ab schreitende Herr des Hauses in freundlichster Weise und lud uns ein, ihm in das Frauengemach, das eine Treppe höher gebaut ist, zu folgen.

Oben angelangt, befanden wir uns auf einem kleinen Vorplatze vor einer Thüre. Hier standen mehrere Paare hölzerner Stöckelsandalen und gelber Pantoffel, wie sie Frauen ablegen, um den Teppich der Stuben nicht zu beschmutzen.

Die nicht eben alte, aber gealtert aussehende Frau saß von vier verheirateten Töchtern umgeben, deren eine früher in Naplus wohnhaft, Witwe geworden, in das elterliche Haus zurückgekehrt war. Dr. F. wurde wie ein Hausfreund in Europa aufs herz-

lichste empfangen, fast mit einer Umarmung, ihm und mir Sitze auf dem Divan angewiesen.

Das Gespräch wurde arabisch geführt und bezog sich auf gemeinschaftliche, mir fremde Gegenstände und Verhältnisse. Ich hatte Zeit, Szene und Personen zu betrachten.

Die Stube hatte vier Fenster, statt der Scheiben waren enge Holzgitter angebracht, die den Blick in die Straße gewährten, ohne daß man von unten herauf bemerkt werden konnte. Entlang den Wänden waren einen Schuh hohe, breite Divane, mit buntem Ziz überzogen; der Estrich mit einem Teppiche belegt. Eine Mauernische durch eine bunt angestrichene hölzerne Thüre zu einem Schranke benützt, unterbrach eine der Wände.

Die Frauen trugen weite, meist farbig gestreifte Gewänder, die vorn offen, die Brust durch einen hell rosenroten, feinsten Schleier sehen ließen. Das Haupt bedeckte ein Tarbusch. Augen, Lippen und Wangen geschminkt, hatten die Gesichtszüge nichts, was ihnen eine besondere Bedeutung gegeben, oder, wiewohl sie angenehm waren, Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Die Nägel und die Handflächen waren gelb gefärbt.

Die Frauen zogen von Zeit zu Zeit den Schleier über dem Kinne zusammen, um ihn gleich wieder fallen zu lassen, so daß dies Thun mehr als ein gewohnheitliches, als absichtliches erschien. Das Gesetz des Profeten hatte hier, wie schon häufig im Oriente, seine Kraft verloren:

„Und sage den gläubigen Frauen, sie sollen ihre Augen niederschlagen und ihre Keuschheit bewahren und ihre Reize nicht entblößen und sie sollen ihre Schleier auf ihre Busen fallen und ihre Reize Niemand als ihre Gatten sehen lassen und sollen nicht ihre Füße auf eine Weise zusammenschlagen, daß dadurch etwas von den Reizen, die sie verbergen, entblößt werde.“

Eine abissinische Sklavin, jung und auffallend üppig, brachte mit dem üblichen stummen Gruße Limonade, die Wasserpfeifen und den Kaffee. Ihr Haar war etwas kraus und hing regellos um das dunkle, broncefarbene Angesicht, aus dem grauhelle Augen eigenthümlich hervorleuchteten. Die Nase war kurz und schön geformt

nur die aufgeworfenen Lippen und die Farbe mahnten an die fremde Raçe und ließen die prächtigen Zähne nur um so weißer hervorglänzen. Der Hausherr mochte bemerken, daß mein Auge länger auf der Sklavin weilte, denn er lächelte verständnißinnig und ließ, da er vernommen hatte, daß ich einen schwarzen Knaben kaufen wolle, nach einigen Tagen diplomatisch anfragen, ob ich mich nicht zu einem schwarzen Mädchen lieber entschließen könnte?

Die Witwe war die heiterste unter den Frauen, ihr Scherzen hatte kein Ende mit dem Doktor und zu mir gewendet ließ sie mich durch ihn fragen: Warum ich als sein Freund dulde, daß er nicht wieder heirate und ob ich selbst eine Frau habe? Als ich ihr dies bejahte, fragte sie weiter, ob ich denn nur die eine habe?

„Wir im Abendlande dürfen nicht zwei Frauen nehmen.“

Mit wahrhaft mitleidigem Tone sagte sie: „Ihr Armen!“ Und gleich wieder munter: „Was kennst Du auf Erden Schöneres als eine Frau?“

„Vier Frauen! wie Dein Profet sie jedem Moslim erlaubt.“

Die Frauen lachten und der Hausherr sagte: „Du bist ein sehr kluger Frangi! und ich staune Deine Gelehrsamkeit an. Aber ihr im Abendlande seid im Irrthum über uns. Wir haben selten mehr als eine Frau. Aber wir können unsere Frauen, wenn wir mit ihnen unzufrieden sind, leicht verstoßen und immer wieder eine andere zu uns nehmen.

Die Frauen hörten ernst und unverwandten Blickes den Hausherrn an, wie sie immer ehrerbietig thaten, wenn er sprach.

Die Frau des Hauses fragte mich hierauf, ob wir unsere Frauen streng bewachen, und als ich ihr bemerkte, daß bei uns jede Frau die Hüterin ihrer eigenen und der Ehre ihres Mannes und von einer Bewachung nur im Sinne des Schutzes die Rede sei, erwiederte sie: „Es giebt keinen besseren Beweis für die Liebe des Mannes, als wenn er seine Frau streng bewacht.“

Nach einer Stunde des Aufenthaltes nahmen wir zum allgemeinen Bedauern Abschied uhd wurden um so nachdringlicher zu baldigem Wiederkommen eingeladen, als die Frauen hörten, daß

ich ein Arzt sei. Sie reichten uns, wie es in England schöne Sitte ist, zum Abschiede auf das herzlichste die Hand und geleiteten uns bis zur Thüre des Zimmers, während der Hausherr uns bis zu der des Hauses vorausschritt.

Wir gingen hierauf in ein anderes Haus, um eine fieberkranke mohammedanische Frau zu besuchen. In einer Stube, wie die eben beschriebene, lag die Frau in einer Ecke auf dem Estrich. Das Bett wird in mohammedanischen Häusern jeden Abend bereitet und des Morgens wieder weggeräumt.

Die Kranke war fünfzehn Jahre alt, Mutter zweier Kinder und von sehr anmutiger Gesichtsbildung. Das Fieber rötete ihre Wangen und über stechenden Schmerz der Leber klagend, rief sie einigemal in rührend bittendem Tone: „Mache mich bald für meinen Mann gesund.“ Eine Sklavin hatte uns zu ihr geführt, und sie verrieth, vielleicht des großen Schmerzes wegen, den sie litt, keine Art von Verlegenheit, als sie mich, einen ihr völlig fremden Mann, mit dem Arzte eintreten sah. Dieser führte mich als Arzt auf und sie reichte mir sogleich beide Hände hin, um an beiden gleichzeitig den Puls fühlen zu lassen.

Einen reicheren, völlig fremden Anblick gewährte das Innere des Hauses von Effendi Mohammed Ali. Durch eine kleine Thüre in eine dunkle gewölbte Thorhalle eintretend, wo ein Pferd und ein Esel angebunden standen, gelangten wir, nur wenige Stufen empor, in einen großen Hofraum, in welchem Mandelbäume rot blühten und zwölf schwarze Sklaven jeden Geschlechtes und Alters, die Frauen nur mit langen Hemden, die Männer halb gekleidet, unter lebhaftem Schreien mit leichten Arbeiten beschäftigt waren.

Die Frauen scheuerten an den Zisternen messingene Geräte, Glutpfannen, Waschbecken, Untersätze von Nargilehs, die Männer putzten Pfeifenröhren, trugen kleine Holzbündel, die Kinder tummelten sich zwischen durch.

Unter ihnen ging die bunt gekleidete Frau des Hauses, eine Papierzigarette rauchend, umher und verhüllte, als wir eintraten, ihr Antlitz mit einem schwarzen undurchsichtigen Schleier. Sie begrüßte den Doktor und bedauerte, daß ihr Herr nicht zu Hause sei, doch solle er es sich in demselben mit seinem Freunde gefallen lassen. Sie verließ hierauf rasch den Hofraum und zog sich in die Frauengemächer zurück.

Der Doktor bemerkte mir, daß die Verschleierung und die rasche Entfernung nur meinetwegen und weil der Herr des Hauses nicht gegenwärtig sei, stattfinde. Er hatte die Frau vor Jahren von Zwillingen entbunden, wobei sie sich weit natürlicher als jede Frau im Abendlande benommen, und seit jener Zeit eine besondere dankbare Verehrung für ihn habe. Wie denn seiner Erfahrung zu Folge, Dankbarkeit ein vorragender Zug im Charakter der Mohammedaner sei.

Zwei schöne, siebenjährige Knaben sprangen jetzt aus den Gemächern, in welche sich die Frau zurückgezogen hatte, heraus und an den Doktor freudig heran.

„Sehen Sie! die Mutter schickt mir ihre Kinder, um mich zu ehren. Hören Sie was sie mir antworten werden. „Wer bin ich denn, ihr lieben Kinder?"

Wie aus einem Munde riefen sie: „Du bist unser zweiter Vater."

Sie führten uns im Hause umher, das eine Treppe hoch einen großen Saal mit vielen holzgitterigen Fenstern hat. Die Divane waren von hochrotem Wollstoffe und mit goldenen Fransen verbrämt; die Polster ebenfalls mit rotem Stoffe überzogen und mit goldenen Blumen bepreßt. Kein Lüster, kein Spiegel war zu sehen: Fensterstöcke, in Mauernischen angebrachte Schränke und die Thüren von weichem Holze und mit keinerlei Farbe angestrichen.

„Sehen Sie, das ist die gerühmte orientalische Pracht!" sagte der Doktor.

Wir gingen über die Terrassen, durch Bogen, Höfe, durch ein unbeschreibliches Chaos von Baustiel zu einer anderen Seite des Gebäudes, wo ein zweiter Saal mit Nebenstuben eben vollendet war.

Gestatte uns nun der freundliche Leser, das Bild des morgenländischen Weibes im Spiegel der Dichtung zu betrachten.

Der Dichter gewährt ihm jede Huldigung, den süßesten Ausdruck der Zärtlichkeit und der selbst in Liebeswahnsinn übergehenden Zärtlichkeit, sowie der unverbrüchlichsten Treue, wie sie nur die Romantik aufzuweisen hat.

Wir haben kein Lobgedicht auf Frauen gefunden, welches dasselbe ganz schilderte, und so lassen wir die Anschauung der einzelnen Schönheiten des Weibes nach arabischen Dichtern hier folgen, und zwar in einer kleinen Blumenlese, die von abendländischen Dichtern noch nicht völlig unternommen wurde und die gleichzeitig allgemein verständlich, keiner Noten, dieser Bleigewichte an den Schmetterlingsflügeln eines Gedichtes, bedarf.

Schönheit.

Die Schönheit ist der Orient,
Der Blitz der durch die Wolken brennt:
Sie ist der Ring, der Wein, das Licht,
Das sich in Edelsteinen bricht;
Der Löwe und der Welten Blut,
Der Quell, das Meer, die Rosenglut,
Koran, der Himmel, Stern und Mond,
Der Gipfel an des Daseins Horizont.

Liebe.

Das Licht, die Sure, das Gesetz,
Aus Sternen ein gestricktes Netz.
Schmelztiegel, Dolch und Königsgeier —
Auf Erden lebt kein Liebesfreier,
Noch keinen Sklaven hat sie freigelassen.
Du mußt in Liebe dich zu Liebe fassen.

Stirne.

Es glänzt die Stirne, ob mit Fluch, mit Segen?
Als weiße Schicksalstafel mir entgegen.

Von ihr bezaubert ganz, der Frühling hat
Ins Antlitz ihr geweht ein Lilienblatt.

Augen.

Aufrührer sind fürwahr die Augen meiner Lieben,
Sie haben aus dem Land der Ruh mein Herz vertrieben.

Ach ihre Augen, zwei Todtschläger,
Vom Rausche voll zwei Seelenjäger.

Wimpern.

Mir will kein Nahen zur Geliebten glücken,
Da Dolch und Lanzen mir entgegen zücken.

Verstolener Blick.

Ein Himmelsunglück und ein wahres Schelmenstück
Ein Unruhstifter ist ihr halbverstolner Blick.

Brauen.

Auf der Wageschale ihrer Brauen
Ist mein schwankendes Geschick zu schauen.

Wangen.

Die Nachtigall hat sich verirrt zu deinen Wangen,
Sie hielt für Rosen sie, im Frühling aufgegangen.

Sie zog den Schleier fort von ihrem Wangenpaar,
Das göttliche Geheimniß ward mir klar.

Muttermal.

In ihrem Angesicht der Neger wacht,
Verfinstert steht darauf ein Stern der Nacht.

Sie weigerte den Mund im Scherz,
Da küßt' ich ihr verbranntes Herz.

Mund.

Zwei schön gereimte Verse schwellen
Die Lippen dir, die purpurhellen.

Und wenn sie spricht, ich höre ihre Seele
Erklingen sanft Salomos Juwele.

Nur eingebildet ist der Punkt,
Der ihr als Mund im Antlitz prunkt.

Zähne.

Wem sie anmutsvoll entgegen lacht in Gnaden,
Dem erglänzen feucht die Trauben der Plejaden.

Prächtig sah ich, als mir Gruß die Lippen sandten,
In Korallen eingefaßte Diamanten.

Zunge.

Ihr Mund ist eine Kanne von Rubinen,
Die Zunge dran muß ihr als Piepe dienen.

Nase.

Seh ich mir von ferne die Geliebte an,
Ein Profetenfinger winket mich heran.

Kinn.

Als ich den Silberballen
Geküßt mit Wohlgefallen,
Bin in der Wonne Grübchen ich gefallen.

Ohr.

In ihres Ohres Muschel ruht
Die Perle meines Liedes gut.

Haare.

Das Haar von ihrem Haupt in Locken fällt,
Gleich Salomonis schwarzer Geisterwelt.

Und schüttelt mit dem schwarzen Haupt die Holde,
Die Locken taumeln ihr, wie Trunkenbolde.

Ich sah mein weißes Mädchen sich erheben,
Verschwinden gleich in ihrem schwarzen Haar;
Und so erschien sie mir ganz wunderbar,
Ein heller Tag von finstrer Nacht umgeben.

Gestalt.

Zeder, Palme, die Zipresse kaum
Gleichen dir, du Schmeicheleienbaum.

Die Geliebte.

Zur Kaaba pilgre ich heran,
Du bist der Lichtvers im Koran.

Des Paradiesesvogels Schatten
Bist du auf Erden hier dem Gatten.

Antike Steinbrüche.

Gefangene Juden. — Eine Quelle. — Namen der Felsen. — Toaste auf den Frieden Europa's. — Tacitus Meinung? — Vermessung.

Im Jahre 1855 erzählte ein Jude zufällig dem schottischen Reisenden Douglas, daß sich vor dem Damaskusthore eine kleine Oeffnung der Stadtmauer befinde, die zu weiten und tiefen Höhlen unter der Stadt führe, aus denen die Steine zum Tempelbau gebrochen worden sind. Herr Douglas verfügte sich heimlich mit einigen Freunden dahin, und gab einen kurzen Bericht über seine Entdeckung im Londoner „Athenäum“.

Kurz vor meiner Ankunft in Jerusalem gab es, in Beziehung zu diesen Höhlen eine bedenkliche, jedoch heiter endende Szene. Eines Tages wurde eine bedeutende Anzahl von Juden, die mit Leitern, Stricken, Brecheisen, Laternen versehen waren, von türkischen Soldaten als Gefangene in die Behausung des Pascha gebracht. Da die Meisten Aschkenasim waren, hielt man sie für russische Spione, welche, da der türkisch-russische Krieg eben loderte, im Interesse Rußlands die Stadt Jerusalem durch Aufnahme ihrer Befestigungswerke und durch heimliches Minengraben, verrathen wollen.

Da die meisten österreichische Unterthanen, oder seine Schutzbefohlenen waren, wurde der Consul von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt, und brachte die ernste Situazion bald zu friedlichster Lösung. Unter den Juden verlautete nämlich der Besuch des schot-

tischen Edelmannes in den Höhlen vor dem Damaskusthore, und da sie hörten, daß von dorther Steine zum Tempelbaue genommen worden sein sollen, konnten sie dem Drange nicht widerstehen und gingen unvorsichtig, keine Erlaubniß hiezu erbittend, die Höhlen zu besichtigen.

Meine Neugierde war ebenfalls rege geworden, und Graf Pizzamano, der selbst gerne die Höhlen sehen wollte, ließ unseren Wunsch beim Pascha melden. Der französische Consul Herr Barrere und der Architekt Herr Endlicher hatten sich uns angeschlossen.

Unter Vortritt der Kawasse und mit einem kleinen Gefolge von Männern, die Fackeln, Leitern und einige Flaschen Wein und Cognac trugen, begaben wir uns nach Mittag um drei Uhr vor das Damaskusthor. Etwa fünfzig Schritte vor demselben rechts, über moderne Schutthaufen, die vom Abgraben für den Grund des österreichischen Hospitzes herrühren, gelangten wir vor eine niedere und schmale Oeffnung, die dort ist, wo die Stadmauer auf sichtbarem lebendigen Felsen emporgebaut ist.

Wir befanden uns, etwa eine Klafter tief herabgelangt, unter einer weiten niedern Wölbung, unter der wir gebeugt gehen mußten. Der Boden war Schutt, und etwas gegen die Tiefe der Höhlungen geneigt. Thierknochen, wie sie Hyänen oder Schakale bei ihren Mahlzeiten mögen übrig gelassen haben, lagen umher.

Am Ende dieser Fläche befanden wir uns vor einem tiefen Abgrunde, über den sich mächtige Bogen wölbten, die auf riesigen, hohen Felsensäulen ruhten. Zwei Männer kletterten mit Fackeln hinab, die rote, fantastische Lichter zu der hohen Kuppel empor und in die Räume hin warfen. Wir gelangten durch schmale Gänge, da und dort über schmalste Felsensteige, an Klüften, an Grotten und Nischen vorüber, über Berge von Felsblöcken weg, unter Arkaden und säulengetragene Gewölbe. Auf einer Stelle wurden wir auf eine sickernde Nässe aufmerksam und ihrer Spur folgend, sahen wir es herabtropfen. Das Wasser schmeckte bitter, und erweichte den Fels. Ich nannte die Quelle: Thräne der Juden.

Weiterschreitend schien eine auf die Spitze gestellte Piramide unseren Gang hemmen zu wollen; sie war nur die Wand, hinter der wir wieder in andere Räume gelangten, wo kolossale Felsenblöcke gemeißelt da lagen, die mit denen, der Größe nach wenigstens, verwandt sind, die wir an der Tempelmauer und sonst in Jerusalem gesehen haben.

Wieder sahen wir andere Stellen, wo nach einer leicht eingemeißelten Contur der Schnitt in den Felsen begonnen und mitten in der Arbeit unterbrochen nicht vollendet wurde. Wir wanderten mühsam, bald in eine schwindelnde Höhe, bald in einen finsteren Abgrund gelangend, an zwei Stunden durch diese unterirdische Welt, die bisher nur Einzelnen, wie eine Sage bekannt war.

Unsere Fantasie war angeregt und wir fühlten uns wie Entdecker, die eine neue Welt betreten, berechtigt, ihr einen Namen beizulegen. Einen Felsblock, der ein länglich zugespitztes Dreieck an der Decke über uns bildete, nannten wir: die Davidsharfe; eine lange Felsengalerie: die des Gottfried von Bouillon; einen hohen Wall und einen Felsenthurm: Richard Löwenherz' Gefängniß; nicht fern eine Grotte, die des Sängers Blondell. Ein von einer Höhe den Absturz drohendes Felsstück wurde der Stein des Syfifos, und ein langer viereckiger Raum, in dessen Tiefe eine Nische sich befindet, die Kirche Leopolds des Glorreichen genannt. Vier Dome tauften die Consuln: Königin Victoriahaus, Abdul Medschids Moschee, Franz Josefs Palast, Napoleons Mausoleum.

Wir tranken, in die Vorhalle dieser unterirdischen Welt zurückkehrend, auf den Frieden Europa's, der eben durch die Zeitungen in Jerusalem bekannt geworden war. Feurige Toaste in einer Gräberwelt, im Lande der Wunder, der besiegten Könige und der verstummten Profeten!

Als wir die Flaschen und die Gläser unserer aus Mohammedanern und Juden bestehenden Begleitung reichten, tranken sie fröhlich Cognac und Wein, und als hätten sie die erhöhte Stimmung unserer Reden verstanden, schmetterten sie die Gläser an die

Felsen, daß es klirrte und im roten Fackellichte wie Sterne in der Finsterniß aufblitzte.

Einige Tage darauf besuchte ich diese Höhlen noch einmal mit dem gelehrten k. preußischen Consul Dr. Rosen, dem ich von unserem Gange erzählte und seine Wißbegierde rege gemacht hatte. Er sprach die Meinung aus, ob wir uns nicht in den „cavati sub terra montes“ des Tacitus befänden und ob nicht Verbindungen mit den unterirdischen Räumen des Tempelplatzes sich entdecken ließen? Eine nähere Untersuchung der Archäologen und Topographen, wie Robinson und Tobler, würde gewiß die Dunkelheit dieser unterirdischen Räume aufhellen.

Herr Endlicher versprach genaue Messungen vorzunehmen, und einen Plan dieser Höhlen, die wir als uralte, vergessene Steinbrüche erkennen mußten, zu entwerfen. Wir werden die Arbeit mit einer sachlichen Beschreibung der gelehrten Welt vorlegen.

Auf dem Blutacker.

Hebräische und griechische Inschrift. — Campo santo in Pisa. — Die Höhlen. — Verschiedene Meinungen. — Das Judenreich wieder hergestellt. — Seltsame Gedanken.

Durch den k. großbritannischen Consul Herrn Finn wurde ich auf Grabhöhlen in Hakeldama, dem Blutacker aufmerksam gemacht, in denen sich Schädel verschiedener Raçen gesondert und geschichtet befänden. Eingedenk des mir von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien gegebenen Auftrages, dem ich schon in Athen und auf dem Libanon genügen konnte, war mein Wunsch lebhaft, die Grabhöhlen zu durchforschen, und wohl auch ein Zeichen mitzubringen, daß ich in dieser Unterwelt gewesen sei. Als Herr Finn eines Tages mich einlud, mit ihm auf den Blutacker zu gehen, war ich durch Geschäfte verhindert. Seine freundliche Zuvorkommenheit machte mich später mit dem k. englischen Vizeconsul von Kaifa Herrn Roggers bekannt, der die Güte hatte, unter Begleitung eines Kawaß mein Führer in die interressante Gräberwelt zu sein.

Wir begaben uns zum Jaffathore hinaus und durch das trockene Bett des Kidron schreitend, gelangten wir in die Thalschlucht Hinnom, an einen schroffen, senkrecht, bis 40 Fuß hohen, lang gestreckten Abhang. Dieser ist voll Grabhöhlen, fast nur eine in viele Kammern getheilte Gruft. Die meisten Grabhöhlen sind mit Steinen und Schutt so verlegt, daß man ihnen nahe sein muß, um sie zu bemerken. Eines dieser Gräber hat da, wo

man eintritt, eine vierzeilige, mit hebräischer Quadratschrift geschriebene Inschrift; von denen nur fünf Worte leserlich sind. Die erste Zeile beginnt mit dem Worte למלכות, die zweite mit שנת in der Mitte der vierten Zeile sind die Wörter למלכות ש' und ein ש kaum sehr deutlich mehr zu lesen. Der fantastische Schilderer Jerusalems, Rabbi Hillel, will durch den letzten Buchstaben, der ein S ist, verleitet: Salomo lesen, und so das Grab bis in die Zeiten dieses Königs zurückversetzen. Die angeführten hebräischen Wörter bedeuten der Reihenfolge nach: „Tage" — „Jahr" — „Unter der Herrschaft des Königs und Herrn." — Leider ist das Wichtigste, die Jahrzahl verloren. In einem anliegenden Grabe wurden eigenthümlich sich ziehende im Gesteine befindliche Adern ebenfalls für jüdische Inschriften angesehen. An einigen anderen sind griechische Inschriften angebracht.

Ein neuerer, englischer Schriftsteller will diese Gräber, von denen schon Edrisi im zwölften, und Felix Fabri im fünfzehnten Jahrhundert als von alten Judengräbern sprechen, entdeckt haben. Sie scheinen dieselben zu sein, von denen Benjamin von Tudela berichtet. Auch wird von diesen Grabstätten, als denen, für gestorbene Pilger und Fremde gesprochen, in deren Räumen sich fromme Einsiedler, etwa wie die moslemitischen Marabu aufhielten.

Ich fragte, wann wir denn das Hakeldama oder den für die dreißig Silberlinge angekauften Blutacker erreichen würden? und erfuhr zu meiner Ueberraschung, daß wir uns eben auf demselben befänden. Der Raum des Blutackers ist nicht abgegrenzt und nur die Ueberlieferung bezeichnet seit Jahrhunderten eine gewisse Stelle des Bergabhanges als denselben. Ein langes, steinernes, überwölbtes Gebäude, das in Ruinen liegt, und nur den Blick in einen tiefen, kellerartigen Raum gewährt, ist das ehemalige Leichenhaus, durch dessen Oeffnung im Gewölbe die Leichen hinabversenkt wurden.

Ich erinnerte mich, daß ich zwanzig Jahre früher schon auf Erde vom Blutacker auf dem heiligen Felde in Pisa gestanden habe. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts lud man von dieser

Erde, die nach frommer Annahme Leichen in 24 Stunden verwesen machen soll, ungeheure Mengen als Ballast in Schiffe und brachte sie nach Italien.

Wir hatten um die Höhlenräume genauer untersuchen zu können, Kerzen mitgenommen; doch konnten wir sie in den Gräbern selbst erst anzünden, indem wir nur auf Händen und Füßen uns fortbewegend, hineingelangen konnten.

Aus einem in den Fels gehauenen Vorgewölbe sahen wir zur Rechten und zur Linken niedere Oeffnungen in den Felsen eingeschnitten. Eingetreten waren in allen offene Sargtröge, in denen Schädel, nur wenig sonstige Knochenfragmente und Ueberreste von Gewändern lagen, zerbröckelte und zerfaserte kleine Stücke. Nachdem wir in alle sechs Grabhöhlen getreten und wieder in das Vorgewölbe zurückgelangt waren, krochen wir in eine Oeffnung, welche dem Eingange gegenüber ist, und zwar nach abwärts. Hier lagen hunderte von Schädeln chaotisch durcheinander.

Die Bildung derselben nur in geringerer Anzahl kaukasisch, die meisten hatten den Negertypus; doch mag dieß zufällig in dieser Höhle so sein, denn schon in einer andern fanden wir das Verhältniß umgekehrt.

Von einer, wie ich in Jerusalem reden hörte, symmetrischen Aufschichtung derselben, wie die in der Schädelgruft zu Sedlec in Böhmen, sahen wir nichts; auch nicht eine Sonderung nach Raçen. Vielleicht war es ursprünglich so; aber jeder Gast mag wohl, wie wir selber gethan, um sie zu betrachten, Schädel von ihrer Stelle genommen haben, ohne sie genau wieder an dieselbe zurückzulegen. Mancher rollte uns auch unter den Füßen zu einer andern Höhle hinab. Ich nahm drei der Schädel mit.

Eine andere Gruft hat einen aus zwei Seitensteinen und einem Quersteine gemeißelten Eingang, welche Zierarten, zwei Kränze und geflochtene Brote wie das Grab des Kalba Zebua haben. Die Vorhöhle zeigt matte Spuren von blauer und roter Malerei.

Vor der Höhle erwartete uns Herr Dr. Neumann, der wegen seines stärkeren Körperbaues mit uns nicht in die niedern und

schmalen Oeffnungen schlüpfen konnte. Der Kawaß that die Schädel sorgfältig in einen Sack, um den im Interesse der Wissenschaft begangenen Gräberraub vor den Blicken eines uns etwa Begegnenden zu schützen. Juden, Christen und Mohammedaner würden gleich sehr unser Thun verurtheilt haben, wenn wir nicht gar uns einer gefährdenden Mißhandlung ausgesetzt hätten.

Als wir auf dem Rückwege allgemeine Weltzustände, die sich zunächst auf die Gestaltung des Orients durch den letzten Friedensvertrag bezogen, besprachen, und Herr Roggers wie über ein großes Thema geistvolle Variazionen sprach, richtete er in einer plötzlichen Wendung die Frage an mich: „Glauben Sie, daß die Juden wieder in das gelobte Land zurückkehren und hier herrschen werden?“

Nein, mein Herr!

„Die Profeten aber sagen es voraus?“

Auch den Besitz Israels verkündet sein patriotischer Feldherr weit größer, als er geworden ist.

„Eben darum müssen die Juden wieder zurückkehren in das Land ihrer Väter, um das Wort der heiligen Schrift zu erfüllen.“

Die Vorposten hier sind jedenfalls traurige Wiedereroberer. Sind sie Krieger? Sind sie Ackerbauer? Sind sie Handwerker? Ein Volk von Proletariern habe ich hier gefunden, das bettelnd die Hand nach Europa ausstreckt, und das, verzeihen Sie, mein sehr geehrter Herr! Ihre pietistischen Landsleute dem Glauben der Väter untreu zu machen bemüht sind, indem sie eben die wehrlose Armut der Juden als Enterhacken benützen.

„Nicht die Juden, die den Messias erwarten, sondern die, für welche er gekommen ist, werden das Wort der Profeten erfüllen.“

Wie aber, wenn ich Ihnen den Spruch eines Profeten entgegenhalten würde, der in der Verstreuung der Juden über die

ganze Erde und nicht in ihrer Vereinigung hier auf dem kleinen Lande ihre zu lösende Aufgabe, die Verbreitung der Gottesidee findet? Es ist einer mächtigen Fantasie eigen, und die der Profeten war eine solche, daß sie oft Entgegengesetztes ausspricht, und je nach der momentanen Stimmung Anschauungen hat, die mit einander im Widerspruch sind. Die Wahrheit und Ehrwürdigkeit der vollberechtigten erhabenen Stimmung sind aber nicht immer ewige Wahrheiten. Oder wollen Sie von Männern, zumal des fantasiereichen Morgenlandes, die in der Begeisterung in Bildern und simbolisch sprechen, dieselbe Consequenz wie vom verstandesklaren Parlamentsredner des nebelreichen Nordens, wenn er die Sache des Volkes vertritt? Und selbst im Talmud, den man das Produkt einer grübelnden Weisheit nennt; nicht einen Satz finden Sie, dem nicht ein anderer entgegenstünde. Sie können die Eine That aus ihm rechtfertigen und zugleich verdammen. Und ich muß stets lächeln, wenn ein Talmudkundiger Stellen zitirt, um seine Behauptungen zu beweisen. In solchen Fällen erbitte ich mir jedesmal die den Gegenbeweis führende Stelle.

„Aber war es nicht nahe, mein Herr! Wenn sich die Absicht des Kaisers Nikolaus erfüllt hätte, und das türkische Reich getheilt worden wäre? Die Theilung Polens, welche die große Kaiserin Maria Theresia weinend unterschrieb, es ist eben kein glorreiches, aber ein Beispiel für die kontinentalen Mächte. Wäre dann Egypten nicht Englands, Sirien Frankreichs, die Donau-Fürstenthümer Oesterreichs und weit mehr noch Rußlands geworden? Es sind Männer eigenthümlich strenggläubiger Art, die in unserem Parlamente sitzen. Mancher, seien Sie überzeugt, mein Herr! würde in einem solchen Momente, was er jetzt als nicht an der Zeit, als nicht praktisch erkennt und verschweigt, dann ausgesprochen haben: die Juden im gelobten Lande aus aller Herren Ländern zu sammeln und es zu einem jüdischen Griechenland etwa zu machen, oder Jerusalem zu einer Bundesfestung, wie das deutsche Mainz. Nennen Sie solche Redner Fantasten, mein Herr! Aber es gibt Menschen, zumal im altgläubigen Alt-England, die an die wörtliche Erfüllung der Profenworte glau-

ben, wenn sie noch so nüchtern sonst die Gemeininteressen des Landes vertreten.“ —

Es sind eigenthümliche Gestalten, die sich auf dem dreimal heiligen Boden der heiligen Stadt bewegen, und es ist, als strömte er einen unsichtbaren Hauch aus, der die Gemüter anders, als im dunklen Abendlande stimmt. Da faßt nicht selten die Fantasie die Zügel der Gedanken, und was vielleicht an einem anderen Orte seltsam, unklar erscheint, hier hat es ein Recht, ausgesprochen zu werden. Man befindet sich eben im Lande der Wunder.

Der Tempel.

Die Zahl 40. — Juden betreten das Heiligthum. — Ein Wahnsinniger zum Tode verurtheilt. — Mehmed Ali begnadigt. — Verbot des Talmuds. — Aszetik der jüdischen Fantasie. — Erherzog Ferdinand Max und Sir Moses Montefiore. — Wissenschaft und Glaube. — Engländer und Juden. — Eben Sch'tia. — Mohammedanische, jüdische und christliche Legenden. — El Aksamoschee.

Auffallend und wohl der Bemerkung wert ist, wie oft in den heiligen Büchern die Zahl vierzig wiederholt ist. Vierzig Tage und vierzig Nächte regnen die Gewässer der Sündfluth. Vierzig sind der Geschenke Jakobs an Esau; beider Alter, als sie heiraten ist vierzig Jahre. Vierzig Jahre weilt das Volk Israel in der Wüste, eben so viele Tage Moses auf dem Sinai. Nach vierzig Tagen kehren die Männer zurück, die das erobernde Land auskundschaften gingen. Vierzig Jahre dauert die Waffenruhe nach dem Siege über Kuschan Rischathaim und nach dem Siege am Berge Tabor durch Debora. Vierzig Tage stellte sich Goliat höhnend vor das Lager der Israeliten hin. Vierzig Jahre regieren die Könige David und Salomo und der Hohepriester Eli. Vierzig Tage war Jesus Christus ausgesetzt vor seinem Tode und vierzig ist die Zahl der altjüdischen Prügelstrafe. Vierzig ist die runde Zahl der heiligen Schrift, die beim Mangel einer bestimmten allgemein hin ausgesprochen wird.

Der Zufall fügte es, daß ich just vierzig Tage in Jerusalem verweilte und jeden Tag, um es ebenfalls in runder Summe zu sagen, vierzig moralische Streiche in die Seele empfing. Der schmerzlich wehmütigste war der vierzigste Tag meines Aufenthalts in Jerusalem.

Ich stand auf der Stelle des Allerheiligsten im Tempel Jehova's.

Wer würde sich nicht sehnen, diese Stätte zu betreten? Sie allein ist eine Pilgerreise nach Jerusalem wert. Der Erfüllung eines noch so heißen Verlangens von Hunderttausenden war stets das Verbot der Moslemin entgegen; dem jüdischen Pilger aber auch noch das der eigenen Glaubensgenossen. Seitdem der Tempel in Ruinen liegt und die Reinigungen durch die Asche der roten mystischen Opferkuh nicht mehr stattfinden können, betrachtet sich Israel als unrein. Kein Unreiner aber durfte nach der heiligen Schrift das Heiligthum betreten, und haftete der Fluch des Ausgerottetwerdens auf demjenigen Juden, der dem Verbote entgegen handelte. So hat es zur Zeit des unzerstörten Heiligthumes gegolten.

Nach der Zerstörung finden wir in dem „Itinerarium hierosolymitanum" vom J. 333 nach der christlichen Zeitrechnung folgende Stelle: „Es liegt ein Stein da" — wir werden diesen später auf dem Tempelplatze in der Omarmoschee sehen — „zu dem jedes Jahr die Juden kommen, sie salben ihn unter Wehklagen und Weinen und zerreißen ihr Kleid."

Ein Blutzeuge des alleinigen Gottes, Rabbi Akiba ging mit einigen Freunden auf den Tempelberg. Als sie emporstiegen und sprachen: „Unser Heiligthum, unser Ruhm, wo unsere Väter dich einst gepriesen haben, ist verbrannt und all unsere Herrlichkeit zerzört." Da, durchs verwüstete Gemäuer fuhr ein Fuchs auf und an ihnen vorüber und sie fingen über den Anblick zu weinen an. Rabbi Akiba aber lachte. „Wie kannst Du, Rabbi," fragten sie ihn befremdet, „lachen, wenn Du siehst, was profezeit wurde: „Auf dem verwüsteten Berge Zions ziehen Füchse einher." Und er antwortete ihnen: „Diese erfüllte Profezeiung ist mir eine Bürgschaft für die Erfüllung einer anderen, die da spricht: „Ich der Herr werde Zion erbauen und werde es mit einer Feuermauer umgeben."

Zur Zeit der egyptischen Eroberung Syriens im Jahre 1833, erzählte mir Herr Rabbi Schwarz, fanden die Moslems des Mor-

gens einen jungen Israeliten in der Moschee, der sich Nachts dahin eingeschlichen und thöricht Lampen und Geräte zerbrochen hatte. Man erkannte bald, daß er wahnsinnig sei, doch wurde er in einen Kerker geworfen.

Kein Jude durfte es wagen, sich in den Straßen sehen zu lassen, und der Wahnsinnige wurde vom hohen Rathe zum Tode des Verbrennens verurtheilt. Die Bestätigung des Todesurtheils mußte von Mehmed Ali eingeholt werden. Statt derselben erfolgte die frappante Entscheidung: Es seien die Wächter des Harams zu bestrafen, die ihres Amtes so schlecht gewaltet hätten. Die Strafe des lebendig Verbranntwerdens treffe aber nur die Unbeschnittenen. Der Jude darf zwar das Heiligthum nicht betreten, aber da er beschnitten ist, nicht verbrannt werden.

Die Erzählung dieser Begebenheit schien mir eine Warnung, denn der fromme Rabbi mochte, weil ich viel über den Gegenstand sprach, meine geheim-gehaltene Absicht doch gemerkt haben.

Die Sehnsucht die Tempelstätte zu sehen, war in meiner frühsten Jugend, wenn ich ihre und des heiligen Dienstes Schilderungen las, rege geworden. Meine Fantasie ruhte oft auf den geheiligten Zinnen und auf den entweihten Ruinen! sie beherrschte mich, als mir das ungehoffte Glück zu Theil wurde, nach Jerusalem zu pilgern, sie ließ mich in der heiligen Stadt nicht ruhen, und wuchs, seit ich aus des Pascha's Audienzsaal in den Tempelhof vom Oelberg über den ganzen Raum gesehen hatte, zu einer leidenschaftlichen Forderung der Seele heran, der ich nicht zu widerstehen wußte. Wenn ich in der Nähe des Haram ging, was täglich geschah, und die Zugänge zum Tempel offen sah, blieb ich jedesmal stehen und ich mußte einer fast unwiderstehlichen Gewalt gebieten, um nicht einzutreten und mich einer Todesgefahr auszusetzen.

In neuester Zeit wurde es dem Erzherzog Ferdinand Max, und dem Herzog von Brabant gestattet, den Tempelplatz zu besuchen. Der österreichische Consul, der die Erlaubniß einholte, benützte die Gelegenheit und ließ, da der Andrang groß war, um die Prinzen zu sehen, jeden der Theil nehmen wollte, mitgehen.

Die mohammedanische Bevölkerung gewöhnte sich so an den Anblick „Christenhunde“ die ihnen nach Mekka heiligsten Stellen betreten zu sehen, und weil auch dem Schech eine ansehnliche Rente aus dem Besuchen erwuchs, war es nicht mehr schwer, die Erlaubniß zu erhalten.

Der sehr fromme und strenggläubige Sir Moses Montefiore nahm keinen Anstand den Tempelberg zu betreten und bis an die Stelle des Allerheiligsten vorzudringen.

Er war denn nach wenigstens anderthalb Jahrtausenden der erste Jude wieder, der da stand, wo der Hohepriester nur am Versöhnungstage allein hineingehen durfte. —

Es war ein Sabbat. Ich wohnte der ersten Frühandacht, die in der Synagoge der neu gegründeten Lehranstalt gefeiert wurde, bei, um später, wenn sich die Juden in den großen Synagogen versammeln und keiner von ihnen in den Straßen zu sehen ist, mich in den Tempelraum zu begeben. Ich durfte den russischen und polnischen Juden keinen willkommenen Anlaß geben, mich mit dem Banne zu belegen, was auch zum Leide der Großgemeinde geschehen wäre.

Mich selbst aber hielt ich für genug rein gestimmt, um die heilige Stätte zu betreten, nicht aber gewillt, eine kostbarste Erinnerung nicht zu erwerben, weil irgend ein Talmudist den Zutritt untersagt hat.

Es ist charakteristisch am Judenthume, daß es jede sinnliche Anregung zur Andacht vermeidet, ja wie wir es eben sehen, bei einem durch die heiligen Schriften durch Tradizion und Geschichte unwiderleglich echten Monumente streng verbietet. Kein Erinnerungsmal, kein Bild, kein Klang stimmen und tragen die Andacht des Juden empor. Sein Gottesdienst ist asketisch und an den unsichtbaren Gott darf kein Zeichen mahnen; keine gemeißelte Gestalt, als fürbittender Wegweiser in die Ewigkeit, aufgestellt sein. Wie tief muß der fromme Glaube in Gemüthern leben, daß er ein unversiegbarer Quell Jahrtausende lang, wie oft auch verschüttet und vergiftet, immer wieder gesund und klar zum Lichte strömt! Und doch wirft man dem semitischen

Stamme eine überwiegende Verstandesschärfe vor, die allerdings durch die soziale Bedrückung zu allen Zeiten und in allen Ländern immer wieder zugeschliffen ward. Eine stets freie, ja gebotene Forschung in den heiligen und profanen Schriften, konnten der Glaubensseligkeit des Judenthums nicht die Schwingen lähmen, zum Aufschwung zu dem unsichtbar Einen, konnte ihm nicht die Kraft bändigen, für den Glauben der Väter, Schmach und Hohn und Tod in Demut zu ertragen. Es ist ein schlagender Beweis, wie Wissenschaft, Forschung und Erkenntniß dem echten Gottesglauben und der Frommheit des Gemüthes nicht schaden.

Wir dürfen es aussprechen, daß das verständigste, nüchternste Volk, das Volk der Kaufleute: die Juden und die Engländer die den religiösen Geboten am meisten huldigenden Völker der Erde sind. Dagegen bereiseten wir vor zwei Jahrzehenden ein Land, wo jede wissenschaftliche Forschung verpönt, die freie Entwicklung des Geistes nicht geduldet wird, und fanden es gerade in religiöser und sittlicher Verkommenheit. Und diese, auf Beobachtung der religiösen Observanz besonders aufmerksame Regierung, war in verhängnißvoller Zeit just die erste, gegen die sich die politische Empörung erhob.

Froh der günstigen Bewilligung des Pascha, begab ich mich um 8 Uhr Morgens, vom Kawaß des österreichischen Consulates begleitet, in den Haram.

Wir betraten im Hause des Pascha die Wachstube, die mit Flinten, Pistolen und Säbeln an den Wänden, wenn sie sonst reinlich gehalten gewesen wäre, ein genug stattliches Ansehen gehabt hätte. Der Wachekommandant lud mich auf den Divan, der mit einem zerrissenen Teppich bedeckt war, zum Sitzen ein. Den dargebotenen Tschibuk und den Kaffee lehnte ich unter schicklichem Vorwande ab, weil es Sabbat war und es den Juden nicht gestattet ist, Feuer zu berühren und daher auch Frischgekochtes zu genießen.

Nach einigen Minuten Ausruhens kam der Schech der Moschee,

eine hohe, starke, mit einem langen Stabe bewaffnete Gestalt, der Kawaß des Pascha's, noch einige bewaffnete und unbewaffnete Männer und ein syrischer Christ als Dolmetsch. Der Schech lud mich ein, ihm zu folgen.

Wir gingen durch einen dunkeln schmalen Gang und traten plötzlich in das volle Licht des Tempelplatzes hinaus.

Ich werde die Schilderung durch keinen Gefühlsausdruck unterbrechen, um dem Leser ein um so deutlicheres, ungestörtes Bild des Ganzen zu bieten.

Die Ebene des Berges Moria hat eine Breite von nahe an 1000, eine Länge von etwa 1600 Fuß und ist allseitig von massiven, nach innen etwa 15 Schuh hohen Mauern umgeben. Fünf Eingänge führen auf der Westseite, wo der Klageort der Juden ist, von der Stadt empor zum Tempelplatze.

An dieser Seite sind sarazenische Gebäude, Erker, Thürmchen, Bogen, Hallen, in denen sich einige „Medreschen", Schulen der Mohammedaner, Wohnungen für Derwische, für die Diener der Moschee und für Pilger befinden. Vor ihnen auf freiem Platze zwei überkuppelte Bäder. Gegen Morgen hochauf vermauert ragt das goldene Thor, oder wie es die Juden nennen: das Thor des Erbarmens, empor.

Auf dieser Ebene erhebt sich eine höhere Terrasse, zu der von allen Seiten breite Treppen emporführen. Wir stiegen eine derselben von Spitzbogen schön überwölbt etwa 15 Stufen hinauf. Diese Plattform ist 550 Fuß lang, 450 Fuß breit, mit buntem Marmor belegt und trägt den Richterstuhl König Davids und die Omarmoschee. Ehe wir die Stufen empor stiegen, mußte ich die Schuhe abthun, was den Gang durch die weiten, mitunter steinigen Räume sehr unangenehm machte.

Der Richterstuhl, wie ihn die Moslems benennen, ist eine auf hohen, schlanken Marmorsäulen getragene Kuppel, die mit den buntesten Marmorarten ausgelegt ist. Unter ihr befindet sich eine Betstelle, die, wenn sie der andächtige Moslem betritt, ihm den Blick [illegible] Mekka gewährt.

Die nahe anliegende Moschee Omars, im siebenten Jahrhunderte nach christlicher Zeitrechnung erbaut, stellt ein Achteck dar, dessen jede Seite siebenundsechzig Fuß mißt. Durch sechsundfünfzig, mit farbig brennendem Glase ausgefüllte Spitzbogen-Fenster fällt Licht in dieselbe. Die zwischen den Fenstern aufstrebenden Wandpfeiler sind mit schwarz, grün, rot und weiß glasirten Ziegeln belegt, während ringsum der untere Theil der Wandflächen mit verschiedenfarbigem Marmor geschmückt ist. Die mit Blei eingedeckte Kuppel funkelt mit einem goldglänzenden Ringe gekrönt. Soll er den Vollmond bedeuten? Marmorne Bogenhallen umgeben den Bau, zu dem von den vier Himmelsgegenden hohe Pforten führen. Eingetreten durch eine derselben befand ich mich in einem magischen Dunkel. Die brennenden Lichter der bunten Glasfenster waren durch die kühn gewölbte, lichtlos finstere Kuppel, die von vier schweren steinernen Pfeilern und zwölf korinthischen Marmorsäulen emporgehalten wird, gedämpft.

Unter dieser Kuppel, von rotem Damast überhangen, von reich vergoldetem Eisengitter umringt, ragt es wie ein unregelmäßig Gewaltiges, gerundet empor. Dies ist der Eben Sch'tia, „der Stein, auf dem die Bundeslade gestanden ist, aus welchem die Welt geschaffen wurde," wie es im Talmud heißt. Es ist ein Kalksteinfels, der wie ein auf die Fläche des Tempelplatzes herabgefallener kiklopischer Meteorstein daliegt und der Moschee den Namen Kubbet es Sukhrah, Kuppel des Felsens, gab. Zwischen dem den Riesen-Felsblock umgebenden Goldgitter und einem in der Runde sich hinziehenden Corridor, der von acht Steinpfeilern und sechszehn korinthischen Marmorsäulen gebildet wird, ging ich auf dem freigelassenen Kreise herum. Der Schech hob einigemal die schwere rote Damastdecke empor, um mich den Fels sehen zu lassen.

Die Wände der Moschee und die aus Gebälk kunstreich geformte Kuppel sind grüngolden, arabeskenhaft und mit Koransprüchen geschmückt.

Wir stiegen aus dem Prachtbau, der in seiner Ornamentik übrigens sehr vernachlässigt schmutzig ist, eine steinerne [illegible]

hinab unter den mit Teppichen belegten Estrich der Moschee und befanden uns in einem „die edle Höhle der Moslemin“ befindlichen Raume, in welcher der in der Moschee selbst aufragende Felsen sich fortsetzt, oder vielmehr beginnt und wurzelt. Hier ist er nackt zu sehen, unterhöhlt und mit Holzbalken gestützt. Dieser Raum ist nur von bedeutender Mannshöhe, aber von einem nicht unansehnlichen Umfange. Hinabgelangt machte mich der Schech auf zwei Gebetnischen aufmerksam, in denen die Könige David und Salomo einsam wachend ihr Herz vor dem Herrn der Welt aufgethan und zu ihm gebetet haben sollen.

Der Schech schlug mit seinem langen Stabe auf eine dem felsigen Boden eingefugte, metallene Platte, daß es einen dumpfen Klang gab, wie ein unterhöhlter Boden. Wirklich befindet sich unter der Platte ein leerer, tiefgehender Raum, der Brunnen der Seelen, den die Moslems Birraruah nennen und der Eingang zur Hölle sein soll. Hierher kommen diejenigen, die mit den Abgeschiedenen geheimnißvolle Zwiesprache halten wollen. Später, weil die Bösen dem kühnen Besucher manche Gefahr brachten, wurde die offene Mündung des Brunnens mit der metallenen Decke geschlossen.

Der Felsen selbst ist nicht nur von Mohammedanern, sondern auch von Christen für heilig gehalten. Letztere meinten im Mittelalter, es sei der Stein, auf dem Jakob schlief, als die Engel vom Himmel her zu ihm niederstiegen und auf dem später der Todesengel stand, der das Volk wegen der Sünde König Davids zu schlagen gesendet worden ist. Die Legende erzählt auch, dieser Stein sei unter dem Allerheiligsten im Tempel gelegen und verwahre noch jetzt die Bundeslade und heilige Geräte in seinem Innern. Den Moslems ist der Felsen, nach dem in Mekka, der heiligste auf Erden, er wird „einer von den Felsen des Paradieses“ genannt, wohl auch als jener bezeichnet, auf dem Abraham saß, ehe er an das Opfer seines Sohnes ging. Der Schech machte mich auf die eingedrückten Fingerspuren der Hand Abrahams aufmerksam.

Herausgetreten aus den geheimnißvollen Räumen, stiegen wir

wieder eine Treppenflucht herab auf die Moriafläche. Riesige, Jahrhunderte alte Zipressen ragen hier in den tiefblauen Himmel empor; ein marmornes Bassin ist von einigen Orangen- und Olivenbäumen überschattet.

Wir gingen der zweiten Moschee, welche sich auf der Südseite der Tempelarea befindet, entgegen, zur el Aksa. Diese Moschee wird für eine altchristliche, der Jungfrau geweihte Kirche gehalten; sie stellt ein Längenviereck dar, und imponirt durch eine achtfache marmorne Säulenflucht, welche mächtige Architrave trägt, von denen aus sich kühne Bogen spannen. Bedeutungsvoll und wichtiger für die Alterthumsforschung sind neben und unter der Kirche in den Fels hinein gegrabene Gewölbe, die durch Koloßpfeiler gestützt werden und Quaderstücke von gewaltigen Dimensionen. Der Schech erklärte mir, es seien dies Unterbaue des Salomonischen Tempels. Er schlug mit einem Steine einige Fragmente los und gab sie mir zum Andenken; was er auch am goldenen Thore that. Ebenso brach er von den Zweigen der Zipressen ab, um mir sie als „Kinder des Heiligthums“ zu verehren.

Ich legte wieder die Schuhe an und wanderte jetzt auf dem Tempelplatze umher, jedoch keinen Augenblick vom Schech und dem bewaffneten Gefolge verlassen. Einige Arbeiter, die mit Mauerausbesserungen beschäftigt waren, sonst befand sich Niemand auf dem weiten Platze.

Es war ein Schmerzwandeln in den stillen, sonnigen Räumen. Ueber die Mauern herein schaute der Oelberg mit seinen steinigten Flächen, aus denen graugrüne Olivenbäume emporragten, wie Pilger, die hinauf ziehend, stehen geblieben sind, um die Trauer der Landschaft, um die Stadt zu betrachten und die Zweigarme empor zu heben, um zu beten.

Unter meinen Begleitern erhob sich plötzlich ein Streit, indem Einer von ihnen von mir ein Backschiesch verlangte, während ich dem Schech, um auch die Uebrigen zu betheiligen, die ganze, früher bestimmte Summe übergeben hatte. Der Dolmetsch war nicht so

gefällig, mir die Ursache des Zankes zu erklären, doch konnte ich bemerken, daß der Schech gerne den größten Theil für sich behalten hätte. Es war mir ein Streit zwischen Arabern nicht das erste Mal hier vorgekommen, sonst hätte ich meinen müssen, daß die Männer nur blutig aus demselben hervorgehen würden; so heftig waren ihre Bewegungen, so blitzvoll die Augen, so gewaltig ihr Schreien. Und doch gingen sie nach wenigen Minuten wieder friedlich neben und hinter mir her.

Ich gewahrte im Weitergehen an der südlichen Seite der Stadtmauer eine Art Graben, zu dem keine Treppe hinabführte. und an dessen einer Seite eine weite Oeffnung zu einer Höhle zu führen schien. Als ich fragte, ob man da eindringen könnte, bejahten das die Männer und munterten mich auf, hinabzugehen. Mein fragender Blick an den christlichen Dolmetsch wurde zustimmend erwiedert und so kletterte ich, während meine Begleiter oben blieben, an der einen Wand der Grabenwand etwa drei Klafter tief, auf einzelne vorragende Steine, oder in Fugen tretend, hinab, indem ich mich an den anderen Steinen mit den Händen festhielt. Ich trat dann durch die Oeffnung in eine tiefer liegende und abwärts führende Höhle, tief unter der Fläche des Tempelplatzes und stand in Finsterniß. Allmälig dämmerte es um mich her, dann in immer weiterem Kreise und zur Höhe empor. Ich stand in einem weiten Raume, in welchem viereckige gewaltige Steinpfeiler aufstreben und mächtige Bogen tragen.

Der ganze Raum ist mit Steinen und Schutt, an manchen Stellen bis an die Bogen reichend, angefüllt; ich mußte mühsam klettern, um wieder einige Schritte vorzudringen und das bei genug spärlichem Lichte, das an der Seite, von der ich hereingekommen war, durch Löcher hereindringt, die sich zufällig in dem auch vor diesem unterirdischen Bauwerke aufgehäuften Schutte befinden.

Ich war von einem heftigen Staunen ergriffen und konnte den Bau nur mit dem unterirdischen tausend Säulenwerke nahe dem Almeidan in Konstantinopel vergleichen. Schmerzlich war es mir aber, daß es Forschern wie Robinson und Tobler nicht gegönnt war, wie überhaupt auf den Tempelplatz so auch nicht hier herab

zu gelangen, um ihre gelehrte Kritik und ihre scharfen Maße anzulegen. Völlig unvorbereitet und ohne jeden Apparat, wie ich war, konnte ich nur ein allgemeines Bild dem Gedächtnisse einprägen und glauben, daß ich mich, vielleicht hier, in dem „cavati sub terra montes“ des Tacitus befand; in jenen Höhlungen unter dem Tempelraume, in die sich zur Zeit der Belagerung durch Titus der letzte Kämpfer Jerusalems, Simon mit den Seinen zurückgezogen hat.

Ich war einer der Letzten, welche die ewig merkwürdige Stätte des alten Jehovatempels betraten; denn wieder ist es, seit Kiamil Pascha nicht mehr Gouverneur von Jerusalem ist, von moslemitischer Seite streng untersagt.

Der letzte Hohepriester.

Die stolze Zion ist gefallen,
Es liegt die Gottesstadt verheert.
Die kühnen Säulen, Marmorhallen,
Wo sonst des Opfers Düfte wallen,
In Schutt und Trümmerwerk verkehrt.

Des Tempels Priester sind erschlagen,
Die Leichen ruh'n in kalter Nacht;
Es stört das mitternächt'ge Zagen
Nur, wenn ein Bogen, kühn getragen,
Nachberstend durch das Dunkel kracht.

Ein Priester nur entging dem Morden,
Das Schwert reicht' nicht an ihn heran;
Und als es tiefe Nacht geworden,
Da legt, verbrämt mit Purpurborden,
Sein weißes Priesterkleid er an.

Auf seiner Brust ein helles Prangen:
Der Urim Tumim Feuerschein,
Und seine Silberlocken hangen
Um edle, tiefgefurchte Wangen
In seines Bartes Schnee hinein.

So schreitet er durch öde Gassen,
Der Nachthall nur begleitet ihn,
Die Trümmerwerke rings erblassen,
Wenn durch gejagte Wolkenmassen
Sie plötzlich Mondeslicht beschien.

Und auf des Tempels Quaderstücke
Steigt stumm der Priestergreis hinauf,
Getroffen tief von dem Geschicke,
Schickt er das Wort mit feuchtem Blicke
Zum schwarz umhang'nen Himmel auf:

„Du bist von Deinem Volk gewichen,
Dein heil'ger Tempel ist verheert,
Die hellen Schimmer sind erblichen,
Die durch des Tempels Dunkel strichen,
Mit Glanz des Ch'rubim Haupt verklärt.

Dein Zorn hat den Altar gespalten,
Als Opfer fiel der Priester Schaar;
Du hast uns würdig nicht gehalten,
Um Deinen Tempel zu verwalten,
Dein Volk ist todt und Dein Altar.

So nimm des Tempels Schlüssel wieder,
Ihn reich' ich bebend Dir empor!"
Und in die Kniee sinkt er nieder,
Von ferne tönen wilde Lieder
Und dumpfer Siegerjubelchor.

Wie betend so die Arm' erhoben,
Des Tempels greiser Pförtner kniet,
Reicht dunkel es herab von Oben,
Wie eine Hand aus Licht gewoben,
Die hoch empor den Schlüssel zieht.

Und die es sah'n von ferne flimmern,
Die hielten es für Blitzesrot.
Da rings im Tag die Höhen schimmern,
Liegt auf des Tempels Marmortrümmern
Der letzte Hohepriester todt.

Jerusalemitanische Legenden.

Das Feuer in der Bundeslade.

In Jerusalem ist es Brauch, daß der Synagogendiener am Freitagabend den Wein, wenn Kidusch gemacht ist, mit in seine Behausung nimmt und ihn wenn der Sabbat ausgeht, zur Hasdalah wieder hinein trägt. Das hängt mit einer merkwürdigen Begebenheit zusammen, die ich jetzt erzählen will.

An einem Freitagabend schlief der Diener der Talmud-Thora-Synagoge ruhig auf seinem Lager, als er plötzlich von Jemandem, den er nicht kannte, geweckt wurde. Der Fremde befahl ihm, ohne Zögern in die Synagoge zu eilen, denn im Heichel, in der Lade, wo die Thorarollen aufbewahrt werden, lodere ein blutrotes Feuer und es drohe Gefahr, daß nicht allein die Synagoge, sondern die ganze Gemeinde von ihm verzehrt werde. Der Diener eilte erschrocken in die Synagoge, öffnete die Bundeslade, wurde aber kein Feuer gewahr; doch bemerkte er im Dunkeln, daß die Flasche Wein, die er nach Kidusch, dem Freitagabend-Segen, hinein gestellt hatte, von ihrem Platze verrückt sei; was ihm sehr verdächtig vorkam.

Er hob die Flasche heraus und merkte sogleich beim schwachen Scheine des Ner thamid, des ewigen Lichtes, daß die Flasche vertauscht sei und als er vom Inhalte etwas ausgoß, erkannte er, daß es Blut war. Er vernichtete die Flasche und stellte eine neue, mit weißem Wein

gefüllt wieder in das Heichel, verschloß dasselbe und die Synagoge und legte sich wieder auf sein Lager und schlief.

Kaum hatte am folgenden Morgen der Gottesdienst begonnen, erschien der Pascha von Jerusalem, der Bischof des griechischen Klosters, mit ihnen viele Moslemin, Griechen, Pfaffen und Soldaten. Alle Juden wurden bleich, nur der Synagogendiener nicht; er wußte, daß das schreckliche Feuer im Heichel glücklich unterdrückt und gelöscht sei.

Der Pascha befahl seinen Dienern, alle Nischen und Winkel der Synagoge zu durchsuchen und da er nichts fand, was verdächtig gewesen wäre, wies ein Grieche nach dem Heichel und rief: „Dort müßt ihr suchen!" Die Diener öffneten das Heichel und fanden neben den Thorarollen alsbald die Flasche. Der Grieche schrie: „Das ist das Menschenblut von einem Christenkinde, das sie zu ihrem Gottesdienste abgeschlachtet haben."

Der Bischof nahm die Flasche und fragte den Oberrabbi: „Was enthält dieses gläserne Gefäß?" Ruhig antwortete der Rabbi: „Wein, den wir zum Segenspruche brauchen." Der Bischof nahm den silbernen Becher, der in der Lade stand und goß ihn aus der Flasche voll. Es war ein goldenroter, duftiger Wein, wie er aus der Rebe von Hebron gepreßt wird. Er reichte ihm dem Pascha und allen Anwesenden, daß sie sich davon überzeugen. Nachdem der silberne Pokal allen gereicht war und alle sich überzeugt hatten, bat der Bischof den Oberrabbi wegen der Störung des Gottesdienstes um Vergebung; ein Lügner, indem er auf den Griechen wies, habe ihn betrogen.

Der Pascha riß den Dolch aus dem Gürtel, um den Frevler zu tödten; da hielt ihn der Bischof mit den Worten ab: „Verunreinige nicht mit Verrätherblut ein Gott Vater geweihtes Heiligthnm." Als sie aus der Synagoge herausgetreten waren, glaubte sich der Grieche durch das reumütige Bekenntniß retten zu können, daß er eine Flasche mit Blut in die Lade gestellt habe und nicht begreife, wie sie wieder von dort weggekommen sei.

Der Pascha ergrimmte aber noch mehr und streckte ihn mit dem Dolche nieder.

Regen.

Es werden wohl 150 Jahre her sein, da war die Bevölkerung Jerusalems in banger Sorge, denn schon war es Spätherbst und noch immer zeigte sich keine Wolke am Himmel, die Regen verkündet hätte. Vom Herbstregen hängt aber nicht allein die Fruchtbarkeit des Landes ab, sondern auch die Füllung der Zisternen. Menschen und Thiere geraten, wenn die Zisternen nicht genug Vorrat haben, in den Sommermonaten in gar schwere Not und Verzweiflung.

Alle Zisternen, besonders die Terrassen, von denen das Regenwasser in jene abfließt, waren sorgfältigst gereinigt, Alles harrte des Leben bedingenden Regens und es wollte noch immer keiner vom Himmel sich ergießen. Juden, Mohammedaner und Christen beteten zum Himmel und fasteten und zogen zum Grabe Rahels, das gegen Bethlehem ist, zu dem Grabe des Nebi Daud und in die Grabeskirche; der Himmel blieb verschlossen und seine Schleußen wollten sich nicht öffnen.

Da sandte der Pascha zum Oberrabbiner von Jerusalem, zu dem frommen Greise Galanti, gesegnet sei sein Name! und ließ ihm drohen: ihn und alle Juden aus Jerusalem und aus Palästina zu vertreiben und ihr Eigenthum einzuziehen, wenn es in drei Tagen nicht regnen sollte; denn nur das böse Volk der Juden sei an der Unbarmherzigkeit des Himmels schuld.

„Ihr rühmt euch stolz“ ließ er ihnen sagen, „das auserwählte Volk Gottes zu sein und nennt ihn eueren Vater. Zeigt jetzt in der Zeit der Not, daß er euer Gebet erhört. Sonst thue ich, beim Leben des Profeten, wie ich gesprochen habe.“

Die jüdische Gemeinde war in Verzweiflung. Der Oberrabbi ordnete ein dreitägiges Fasten an und vor der Tempelmauer wurde es von betenden und weinenden Männern, Frauen und Kindern nicht leer.

Als am dritten Tage sich die Sonne dem Untergange näherte, ließ der Oberrabbi der ganzen Gemeinde befehlen, ihm noch auf das Grab des Rabbi Schimon des Gerechten, gesegnet sei sein Andenken!

das Geleite zu geben, um dort um Regen zu flehen. Jeder aber, Männer und Frauen, sollen sich mit Regentüchern, Mänteln und Schuhen versehen, denn der Heimgang vom Grabe werde unter einem gewaltigen Regengusse stattfinden.

Alle staunten über diese Vorhersage, thaten wie ihnen geheißen ward und folgten ihrem frommen Oberrabbi in andächtigem Zuge durch das nördliche Stadtthor Bab-el-Amud. Als der Kommandant der Wache den Zug erblickte, der so gekleidet war, als ob es heftig regnete, konnte er sich des Lachens nicht enthalten. Als man ihm von der Vorhersage des frommen Rabbi erzählte, die mit dem wolkenlosen Himmel im Widerspruch stand, ergrimmte er heftig und schlug dem greisen Rabbi ins Angesicht. Der Greis blickte ihm ruhig ernst ins Auge und zog mit seiner Gemeinde weiter, bis sie in das Thal Josafat zu dem Grabe Schimon des Gerechten kamen. Der Rabbi knieete an der Stelle nieder, wo das Haupt des Hingeschiedenen ruhte und um ihn her die Gemeinde. Sie erhoben lautes Wehklagen und Beten; der Rabbi aber soll, so erzählten Diejenigen wieder, die ihm zunächst knieeten, unhörbare Worte in das Grab gesprochen haben. Die Worte waren aber so mächtig, daß ihnen, wenn sie dieselben auch nicht hören konnten, doch das Herz davon erbebte.

Plötzlich erhob sich ein starker Wind, so daß die Olivenbäume auf dem Oelberge geschüttelt wurden, und der blauweiße Himmel umwölkte sich. Es fielen schwere Tropfen und immer inbrünstig und lautlos sprach der Rabbi in das Grab, bis es in Strömen vom Himmel floß und die Anwesenden sich in ihre Mäntel und Decken tief einhüllen mußten.

Der Kommandant der Wache lief jetzt heran, warf sich dem Rabbi zu Füßen und bat ihn demütig um Verzeihung für die ihm zugefügte Beleidigung. Dann hob er ihn auf seine Schulter und trug ihn bis zur Behausung.

In Jerusalem herrschte maßlose Freude. Drei Tage und Nächte hindurch ertönten alle Häuser von Zimbeln und Pauken, von Liedern und Händeklatschen und die Juden feierten Gastmäler und freuten sich, wie es drei Tage und drei Nächte ununterbrochen regnete.

Mohammedaner und Christen sprachen es unverholen aus, daß

sie nur den Juden den Regen zu verdanken hatten und sie erkannten beschämt, daß das Gebet der Juden einen bessern Eingang bei Gott gefunden habe, als das ihre.

Der Kommandant der Wache kam am vierten Tage zum Rabbi mit der Bitte, ihn in den Bund der Väter aufzunehmen und dann sein Knecht sein zu dürfen.

Drei Kabbalisten.

Der Rabbi Schalom Scharebi, der Rabbi Chajim del Rosa und der Rabbi Josef David Azulai waren sehr fromme und tief gelehrte Männer. Ihnen waren die Geheimnisse der Kabbala erschlossen und sie wußten von den Dingen der Erde und des Himmels mehr, als andere Menschen und sie freuten sich ihrer Wissenschaft und hörten nicht auf zu forschen Tag und Nacht. Sie betrübte nur Eines, daß die Juden noch immer in Sklavenbanden schmachten, verstreut auf der Erde leben und der Meschiach noch immer nicht kommen wolle. Faßten sie in einer heiligen Nacht den gewaltigen Beschluß, mit ihrer Geisteskraft, mit ihres Herzens Willen den Meschiach zu zwingen.

Sie fingen an sich zur Beschwörung vorzubereiten durch dreitägiges Fasten, das sie mit Unterbrechung eines Tages durch viele Wochen fortsetzten; sie geißelten gegenseitig ihre Leiber und als es, was in Jerusalem selten ist, schneiete, legten sie sich in den Schnee. Sie hielten sich während dieser Zeit fern von ihren Frauen, und beteten und forschten mehr, als sie je in ihrem ganzen Leben gethan.

Als sie sich genug geistig gereinigt glaubten, standen sie um die Stunde, in der man Chazos zu machen pflegt, auf, und gingen auf die hohe Terrasse der Synagoge und beteten jeder einzeln inbrünstig und heilig. Dann traten sie zusammen, sprachen geheimnißvolle, gewaltige Namen Gottes aus, welche sie noch niemals gewagt hatten, über ihre Lippen zu bringen und es zitterte ihnen das Herz dabei und ihre Kniee wankten.

Da ertönte durch die Luft das Bas kol, die Stimme eines Unsichtbaren: „Wenn ihr nicht ablasset von euerem inbrünstigen Denken und von euerem zwingenden Thun, muß die Welt aus ihren Fugen

weichen und zu Grunde gehen, denn ihr wollet beschleunigen, wozu es nach dem Rathschluß Gottes noch nicht Zeit ist."

Alle drei stürzten auf ihr Angesicht und hörten athemlos, was die Stimme weiter zu ihnen sprach:

„Einer von euch muß sich aus der heiligen Stadt entfernen, denn nur drei zusammen können den Meschiach zwingen."

Die Drei horchten noch weiter, aber die Stimme tönte nicht mehr und sie erhoben sich todtbleich von der Terrasse und wußten, was sie zu thun hatten. Jeder schrieb seinen Namen auf ein Pergamentblättchen, sie thaten diese in ein Buch, und bestimmten, daß Derjenige, dessen Name gezogen würde, Jerusalem sogleich verlassen müsse.

Noch an demselben Tage rüstete sich Josef David Azulai zur Abreise und Niemand in der Gemeinde konnte begreifen, warum er plötzlich die heilige Stadt verlasse und Allen that es um den frommen Rabbi leid. Er schiffte sich in Jaffa ein nach Livorno, wo er einen strengen Wandel führte, meist in schweigender Betrachtung sein Leben hinbrachte und als er gestorben war, den Ruf eines großen Kabbalisten hinterlassen hat.

Viele Jahre waren seit dieser Begebenheit vergangen, und Rabbi del Rosa lag, von seinen Schülern umgeben, zu sterben und er sprach zu ihnen: „Wenn ich todt sein werde, so tragt mich nicht aus dem Hause; ergreifet meine Beine und schleifet mich die Treppe hinab durch die Stadt, durch das Zionthor bis hinaus in das Thal Josafat und werft mich in die Grube." Die Schüler ergriff ein Grauen und sie fürchteten sich vor dem Sterbenden.

Als der Rabbi todt und die Leichenwaschung beendet war und die Todesklage anhob, da legten sie die Leiche auf eine Bahre und trugen sie auf ihren Schultern hinaus „in das Haus des Lebens", denn sie trugen Scheu den letzten Willen des Sterbenden zu erfüllen.

Als sie die Bahre hinsetzten, kamen Männer aus dem Dorfe Siluam, das oberhalb des jüdischen Begräbnißplatzes liegt, und fingen wegen einer nicht bezahlten Schuld mit den Juden Streit an. Die Juden, weil sie unbewaffnet waren, mußten fliehen und die Fellachim ergriffen, um ihr Schmach anzuthun, die Leiche bei den Beinen, schleiften

sie über die Grabsteine, so daß das Haupt zerschmettert wurde und warfen sie dann in die Grube.

Von Rabbi Schalom Scharebi habe ich nichts erzählen gehört und weiß nicht, welchem Tode er verfallen ist.

Die Hand.

Die Sonne stand noch am Himmel, als drei Mädchen auf einer Terrasse saßen, wo drei Mandelbäume mit roten Blüten standen. Die eine hieß, wie jenes schöne Mädchen aus Sunem, Abisag; ihre Wangen waren, „wie der Ritz am Granatapfel, zwischen schwarzen Zöpfen." Die zweite hieß Sultana, ihre Augen waren blau und man konnte sie wie die Sulamits Taubenaugen nennen; „ihr Haar glänzte schwarz wie die Ziegenheerden, die beschoren sind auf dem Berge Gilrad." Die dritte hieß Mirjam, ihre Lippen glänzten „wie eine rosinenfarbige Schnur" und alle drei waren lieblichen Ansehens.

Diese drei Mädchen saßen auf der Terrasse und sprachen allerlei heitere Reden, wie Mädchen pflegen und banden sich Blumen zwischen die goldenen Spangen an ihren Schläfen und in ihre mit goldenen Flittersternchen geschmückten Haare, die in vielen Flechten auf ihren Nacken bis an die Lenden fielen.

Um dieselbe Zeit saßen drei junge Schüler in der Jeschiba eines frommen Rabbi am Fuße des Berges Zion und sprachen von einigen schweren Fragen im Talmud und bemühten sich die Lösung zu finden. Einer von ihnen aber hörte nur scheinbar aufmerksam zu; seine Wangen waren bleich und eingefallen von vielem Nachtwachen und seine beiden Freunde warnten ihn schon oft getreulich nicht mit den Geistern anzubinden. Er aber wollte Macht über sie gewinnen und studirte die Kabbala. Seine Freunde waren jetzt zu eifrig in einen talmudischen Streit verwickelt und merkten nicht auf ihn, der in tiefster Gedankensehnsucht an Abisag dachte, die er mit verzehrender Glut, ohne Gegenliebe, liebte. Er träumte so mächtig von ihr und fühlte sich ihr so nahe, daß er sie zu zwingen meinte in leidenschaftlicher Trunkenheit.

Da ereignete sich etwas gar Seltsames unter den drei Mädchen auf der Terrasse. Die Sonne war im Untergehen; sie sahen, sich um-

schlungen haltend, dem schönen Sterben zu und sangen die liebliche Stelle aus dem hohen Liede: „Ich bin eine Blume in Saron, und eine Rose im Thal.“ Da zuckte es wie ein weißer Schimmer über ihnen es senkte sich eine feine, bleiche Hand herab und griff nach der Hand Abisag's und eine weichtönende Stimme sprach die Trauungsformel: „Hare at mekudeschet li“. Darauf erhob sich die bleiche feine Hand, wie eine Taube glänzend und verschwand.

Die Mädchen hatten inne gehalten im Liede und sahen und hörten schweigend, was eben sich zwischen ihnen ereignete. Nur war es seltsam, daß keine von ihnen über die wunderbare Erscheinung und die weichtönende Stimme erstaunte und sie sangen wieder: „Mein Freund ist weiß und rot, auserkoren unter vielen Tausenden. Sein Haupt ist das feinste Gold, seine Locken sind kraus, schwarz wie ein Rabe, seine Lippen sind wie Rosen, die von fließenden Myrrhen triefen.“

Bald nach dieser Begebenheit wurde Abisag von ihren Eltern einem Manne verlobt. Da erschien ihr ein Jüngling mit eingefallenen Wangen und drohte ihr, sie zu verklagen beim Besdin, denn sie sei bereits ihm angetraut seit jenem Abend, wo er ihr die Hand gereicht und die bindende Trauungsformel gesprochen.

Abisag war sehr erschrocken und ging zum Oberrabbi von Jerusalem und erzählte ihm, was ihr widerfahren sei. Der Oberrabbi mit seinem Besdin erkannte aber die Verlobung mit der Hand, als zu Recht bestehend an und verschob die Verheiratung mit der Hand auf ein volles Jahr.

Die Eltern des Mädchens hörten nicht auf diese Entscheidung und bauten einen Trauhimmel auf und führten unter Zimbelklang und Paukenschall ihre Tochter Abisag dem harrenden Bräutigam zu. Siehe da wieder die feine bleiche Hand und eine weichtönende Stimme sprach: „Wenn es mir nicht gegönnt ist, daß Du mein Weib seiest, so will ich einen Kuß von Dir haben.“ Die Umstehenden sprachen: „Auch zwölf, wenn Du willst.“

Der Unsichtbare küßte, so daß man es hören konnte, die junge Braut und sie sank von dem Kusse getödtet, lautlos zu Boden.

Eine Familienmegilah.

Es war zur Zeit des Königs Saragasanus im Jahre 5167, der in Saragossa seine Residenz hatte, in welcher auch viele Juden lebten, die in zwölf prächtigen Synagogen beteten. Es herrschte die uralte Sitte, daß wenn der König das Judenviertel betrat, ihm sogleich die ältesten Rabbinen jeder der zwölf Synagogen mit den heiligen, pergamentenen Thorarollen, die in geschmückten Kästchen verwahrt waren, entgegen gingen. Ihnen schloß sich die ganze Gemeinde an, und während die Rabbinen den beim Anblick des gekrönten Hauptes üblichen Segen sprachen, rief die ganze Gemeinde: Amen!

So war es seit alten Zeiten her. Einmal aber fühlten einige sehr fromme Rabbinen ein Bedenken, ob es denn nach talmudischen Grundsätzen keine Entweihung sei, jedesmal sechsunddreißig Thorarollen dem Könige grüßend entgegen zu tragen? Da beschlossen sie, wenn der König wieder in das Judenviertel käme, aus jeder Synagoge nur drei leere, mit kostbaren Stoffen behängte Kästchen zu nehmen und ihm entgegen zu gehen. So geschah es auch, und sie gingen dem Könige viele Jahre lang mit diesen leeren Kästchen entgegen.

Damals lebte am Hofe des Königs Saragasanus ein reicher Jude, der sein begünstigter Liebling war und Chajim Schamai hieß. Der fiel aber vom heiligen Glauben seiner Väter ab, und hieß dann Markus; wodurch er ein noch größeres Vertrauen am königlichen Hofe gewann, und wie die Abtrünnigen alle, ein größerer Hasser und Verläumder seines Volkes wurde, als die im christlichen Glauben Geborenen.

Als der König Saragasanus wieder einmal im Judenviertel erschien, und ihm in der althergebrachten Weise gehuldigt wurde, pries er, des Abends auf seinem Throne sitzend, in Gegenwart des versammelten Hofes die Anhänglichkeit der Juden an ihren König, und rühmte die fromme Sitte, den König mit ihrem Theuersten, mit dem Worte Gottes zu begrüßen. Da trat Markus auf und

sprach also: „Nicht glaube, o Herr, daß die Juden wirklich so treu an ihrem Könige hängen. Die schön gezierten Kästchen, die sie Dir entgegentragen, sind leer, und enthalten nicht die ihnen heiligen Thorarollen.“ Der König und alle Anwesenden erstaunten Solches zu hören, Saragasanus erzürnte sehr, und ordnete an, daß sein ganzer Hofstaat schon am folgenden Morgen bereit sei, mit ihm wieder ins Judenviertel zu ziehen und schwur, wenn sich die Wahrheit dessen, was Markus sagte, bewähre, alle Männer tödten, die Weiber und Kinder als Sklaven verkaufen zu lassen und alles Gold und Eigenthum der Juden solle des Königs werden.

Während der König also ergrimmt redete, schlief der Diener einer der zwölf Synagogen, der fromme, tugendhafte Greis Ephraim Baruch, ruhig auf seinem Lager. Er erwachte plötzlich, und sah einen Mann, majestätischen Ansehens, mit langem Barte, einen ledernen Gurt um den Leib gewunden, vor sich stehen, und er erkannte den göttlichen Profeten Elijahu, der ihn also anredete: „Du schläfst? Mache Dich eilends auf, gehe in die Synagoge, setze in jedes der drei leeren Kästchen die Thorarolle, komme dann zurück und lege Dich wieder, um zu schlafen. Zu Niemandem aber rede, daß ich Dir erschienen bin, sonst bist Du des Todes.“ Erschrocken stand der fromme Diener vom Lager auf, und that, wie ihm befohlen war, und legte sich wieder, um zu schlafen.

Dieselbe Erscheinung hatten die Diener der eilf übrigen Synagogen, die ebenfalls dem Auftrage getreulich nachkamen, und jeder von ihnen glaubte, daß die Erscheinung nur ihm geworden sei.

Der verhängnißvolle Tag brach an: es war der 17. des 11. Monats Schebat, im 13. Jahre der Regierung des Königs Saragasanus, das 5180. Jahr nach der Zerstörung des zweiten Tempels; da erschien, kaum daß noch die Morgenröthe die schwarze Nacht zu verscheuchen begann, plötzlich der König Saragasanus im Judenviertel. Zu seiner Rechten ging der Verräther Markus; es folgten alle Großen des Reiches, eine Menge bewaffneten Kriegsvolkes von 300 Männern mit blanken Schwertern, um, wenn der König ihnen winkte, Alles niederzumachen.

Die Juden waren sehr überrascht, eilten von ihrem Lager, um den König zu begrüßen und ihm zu huldigen, die Rabbinen zogen ihnen mit den 36 Thorarollen voran. Da sprach, als sie sich dem Könige näherten, Saragasanus zu ihnen: „Ich will einmal die Gesetzrollen Eures Profeten Moses, in dessen Namen Ihr mich segnet, sehen." Todesangst überfiel die Juden, und die Rabbinen sprachen unter sich: „Weh uns! welches Unglück hat Gott über uns verhängt." Sie ahnten nicht, wie väterlich der Herr seine Frommen geschützt hatte. Die Diener des Königs Saragasanus ritten heran, und öffneten die Gehäuse der Gesetzrollen. Wie waren Alle erstaunt, als sie dieselben sahen, und den 44. Vers des 26. Kapitels im 3. Buche Moses aufgerollt fanden: „Aber auch so, wenn sie sein werden im Lande ihrer Feinde, werde ich sie nicht verwerfen und sie nicht verschmähen, sie zu vernichten, meinen Bund mit ihnen zu brechen, denn ich bin der Ewige, ihr Gott." Und so fand es sich in allen 36 Kästchen.

Der König Saragasanus, als er sich so von der Verläumdung des Markus überzeugt hatte, war er sehr gnädig, dankte den Juden für ihre Anhänglichkeit, und erließ ihnen, als Zeichen seiner Huld, für drei Jahre alle Abgaben und Steuern. Den Verläumder Markus aber ließ er augenblicklich hängen, den Leichnam den Hunden vorwerfen und die Ueberreste verbrennen.

Die Gemeinde feierte ein Dank- und Freudenfest für die ihr gewordene, wunderbare Rettung und setzte für ewige Zeiten fest, daß der 17. Tag des Monats Schebat ein gottgeweiheter bleibe, ein Fast- und Bettag, an welchem die Armen reich bedacht werden sollen. Der Abend dieses Tages aber, wo diese Begebenheit gelesen wird, sei der Freude, Gastmälern und Gesängen geweiht.

Noch heute, nach 436 Jahren, lebt in Jerusalem eine aus Saragossa stammende Familie, welche die auf Pergament geschriebene, uralte Megila besitzt am 17. Schebat liest und mit einem Freudenmahle feiert.

Der leblose Lebendige.

Der berühmte Kabbalist Schalom Scherebi aus Jemen, der im Jahre 5525 nach Erschaffung der Welt Oberrabbi von Jerusalem war, saß eines Morgens in seiner Jeschibah, angethan mit weißem Ornate und darüber den weißen Taleth mit grünen Streifen. Um den linken Arm und das Haupt trug er die Tephilim geschlungen. Sein Diener trat ein und meldete ihm, daß in der Mikweh, im Frauenbade, auf dem sogenannten Batrak in der Patriarchenstraße, nicht das vorschriftmäßige Maaß Wassers enthalten sei. Der fromme Rabbi stand von seinem Sitze auf und nahm sich nicht einmal Zeit Talith und Tephilim abzulegen und folgte seinem Diener um die Mikweh zu untersuchen.

Als sie zu dem Batrak kamen, stand da ein junger Mohammedaner, dem die grünen Streifen am Talith des Rabbi, als eine Verhöhnung vorkamen, weil die grüne Farbe den Mohammedanern heilig ist, und nur die Abkömmlinge des Profeten grüne Turbanen tragen dürfen. Er zog den Dolch, den er im Gürtel trug, und zückte ihn gegen den Rabbi; aber seine Hand war plötzlich starr und konnte den Rabbi nicht erreichen.

Der eilende Rabbi bemerkte die Absicht des jungen Moslem nicht, ging in das Bad, um es zu untersuchen, und als er es vorschriftmäßig fand, ging er wieder, auf einem andern Wege in sein Haus zurück.

Der junge Mohammedaner aber stand an der Stelle, wo er des Rabbi ansichtig wurde, fest gewurzelt und erstarrt; die Hand ausgestreckt, so wie er sie zum Todesstreiche erhoben hatte, und in ihr den blitzenden Dolch. Er war anzusehen wie eine Statue aus Stein, die mit bunten Farben bemalt ist.

Die Leute, die vorüberkamen, konnten die fremdartige Erscheinung nicht begreifen, dann redeten sie dieselbe an, aber sie glotzte mit weit offenen Augen, die Lippen bewegten sich nicht zum Reden und doch konnte man merken, daß die Gestalt, wenn auch leblos, doch lebendig sei. Die Kunde von ihr durchdrang die ganze Stadt,

die Bewohner eilten schaarenweise herbei, und es entstand ein gar gewaltiger Tumult. Es kamen auch die Eltern, und sahen erschüttert ihren jungen Sohn, den sie bei seinem Namen, aber vergebens riefen. Er regte und bewegte sich nicht.

Die Menge staunte, fragte, und konnte das, was sie sah, nicht begreifen; bis einer zu erzählen anfing, wie er den Jüngling den Dolch gegen den Oberrabbi der Juden habe zücken sehen; der Rabbi sei ruhig weiter gegangen, während der Jüngling erstarrt stehen blieb. Nun war die Sache Allen klar, und man wußte mit einem Mal woran man sei und was man zu thun habe.

Die Eltern eilten zum Oberrabbi, und fielen ihm zu Füßen, und baten ihn, ihren Sohn aus der Erstarrung zu erlösen. Jetzt erst erfuhr der Rabbi, in welcher Gefahr er gewesen und wie ihn Gott der Heerschaaren gerettet habe. Er weigerte sich aber den Jüngling zu retten; da versprachen die mohammedanischen Bewohner der Stadt, die alle den unglücklichen Eltern zum Hause des Rabbi gefolgt waren, daß keinem Juden fortan ein Haar gekrümmt werden dürfe. Der Rabbi hieß sie einen Eid schwören, daß sie die Juden nicht mehr verhöhnen und kränken würden, und sie schwuren ihn mit lauter Stimme.

Der Rabbi ging jetzt, wo der versteinerte Jüngling stand und sprach in Gegenwart der lautlos horchenden Menge zu der Menschenstatue:

„Senke den Arm mit dem blitzenden Dolche.“

Der Jüngling ließ den Arm sinken.

„Sieh mit den Augen.“

Und die Augen fingen an sich zu bewegen und weich zu glänzen.

„Rede mit Deinem Munde.“

Und der Jüngling sprach: Gelobt sei Allah, Mohammed ist sein Profet und die Menschen alle sind seine Kinder.

„Geh!“

Und der Jüngling ging.

Die Menge erhob ein Jubelgeschrei, und zwei Männer faßten den Rabbi, hoben ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn, von

der Bevölkerung der ganzen Stadt begleitet nach seiner Behausung.

Die Juden aber standen, so lange dieser Fromme lebte, im größten Ansehn und Jeder fürchtete sich, sie durch Wort oder That zu beleidigen.

Rabbi Kolonimos.

Im Jahre 5480 nach Erschaffung der Welt lebte Rabbi Kolonimos als Oberrabbiner der aschkenasischen Gemeinde in Jerusalem. An einem Sabbat vor Tagesanbruch stand der Rabbi von seinem Lager auf, und ging, wie er jeden Morgen that, zur Westmauer des Tempels, um in einsamem, inbrünstigem Gebete seine Gedanken zu Gott zu erheben. Er hatte kaum die Schuhe abgelegt und die Stirne träumend an einen Stein der Mauer gelehnt, da stürzte der Synagogendiener todtbleich zu ihm heran, und meldete ihm zitternd, daß die Gemeinde in der größten Gefahr schwebe, indem die Mohammedaner bewaffnet das Judenviertel umlagern, schon das Thor der Synagoge erbrechen, und drohen, die ganze Gemeinde nieder zu metzeln, wenn der Oberrabbi ihnen nicht ausgeliefert wird. „Warum verlangen sie aber nach mir?“ fragte der Rabbi. „Herr, ich wage das Entsetzliche nicht zu wiederholen.“ Der Rabbi aber erwiderte: „Man fand einen gemordeten Knaben vor der Synagoge liegen, und die Wüthenden sagen, ich hätte ihn erschlagen.“ Der Synagogendiener antwortete, staunend woher dem Rabbi die Kunde gekommen: „Du hast es ausgesprochen, o Herr!“ Der Rabbi redete in ehrwürdiger Ruhe weiter zum Diener: „Bewahre mich der Himmel, daß ich Menschenblut vergieße. Sie reden Lügen, eitel Lügen, und die Wahrheit wird an den Tag kommen.“

Während er dies sagte, stürmte eine tobende Menge schon heran, mit gezückten Schwertern und geballten Fäusten dem Rabbi drohend. Sie ergriffen und schleppten ihn zum Gerichtshause vor den Kadi, und riefen: „Wir bringen Dir den Mörder!“

Im Gerichtssaale lag auf dem Teppich die blutige Leiche des gemordeten Knaben, seine Augen waren offen und aus seiner Brust quoll Blut hervor.

Der Kadi fragte ernst: „Warum hast Du diesen Knaben gemordet?“ Eine lautlose Stille entstand plötzlich im Saale, um die Antwort zu vernehmen.

Der Rabbi antwortete: „Ich habe nicht gemordet.“

Da begann das Toben der Menge wieder, Schreie und Flüche wurden laut, und Einige stürzten gegen den Rabbi los, um ihn zu tödten. Der Kadi gebot Ruhe, und fragte den Todbedroheten: „Wie willst Du Dich von dem Verdachte des Mordes reinigen?“

Der Rabbi erwiderte: „Lasse mir Dinte, Papier und Feder reichen, und der Todte soll Dir selbst den Mörder nennen!“

Als man ihm Dinte, Papier und Feder brachte, schrieb er geheimnißvolle Buchstaben auf das Papier, und legte es an die Lippen des ermordeten Knaben. Und da war es entsetzlich anzusehen, wie die Leiche sich emporrichtete, und sitzend mit offenen Augen die Menge anstarrte, dann aber plötzlich aufsprang, auf einen Mohammedaner losstürzte, und mit einer die Herzen zerschneidenden, fürchterlichen Stimme schrie: „Dieser hat mich erschlagen!“ Nach diesen Worten stürzte der blutige Knabe wieder als Leiche auf den Teppich zurück.

Der Mörder bekannte, entsetzt über die Erscheinung, seine blutige That und wurde vor dem Gerichtshause durch den Diener des Kadi sogleich gehängt.

Die Eltern des Knaben stürzten jetzt zu den Füßen des Rabbi hin, und baten ihn, den Knaben durch seine geheimnißvolle Macht lebendig zu erhalten. Der Rabbi antwortete ihnen: „Das darf ich nicht. Mir war es nur gegönnt, die Gemeinde Gottes zu retten.“

Der fromme Rabbi aber vollbrachte fortan sein Leben in Buße und Fasten, denn er hatte durch Schreiben den Sabbat entweiht. Er lebte noch viele Jahre und Alle hatten große Ehrfurcht vor ihm. Sterbend befahl er, daß hundert Jahre lang jeder, der

an seinem Grabe vorübergehen werde, einen Stein auf dasselbe werfe, weil in alten Tagen derjenige, der den Ruhetag entheiligte, gesteinigt wurde.

Und so geschah es volle hundert Jahre nach seinem Tode, bis vor vierzig Jahren der letzte Stein nach seinem Grabe geschleudert wurde. Am südöstlichen Abhange des Oelberges ist aber noch jetzt der Steinhügel sichtbar, unter welchem der wunderwirkende Rabbi Kolonimos begraben liegt.

Aberglaube.

Wenn in Jerusalem, der die Zisternen füllende Regen lange ausbleibt, und Sorge darüber entsteht, und zu dieser Zeit ein Rabbi stirbt, gibt man dem Todten, ein von dem Sterbekleide abgeschnittenes, naßgemachtes Leinwandstück in die Hand, damit er nicht vergesse, wenn er jenseits anlangt, um Regen zu bitten.

Wenn innerhalb eines Jahres in einem Hause sich zwei Todesfälle ereignen, wird, wenn Männer gestorben sind, ein Hahn geschlachtet, wenn aber Weiber, eine Henne. Kopf und Füße müssen begraben, das Fleisch an Arme vertheilt werden.

Ein Geiziger verschluckte sterbend seine Perlen und Diamanten, sein Diener bemerkte das und grub die Leiche aus, um sie zu berauben. Die Leiche aber sprach zu ihm: „Ich bin ein Rabbi gewesen, den Geizigen, den Du suchst, haben die Geister fortgetragen, weit von hier in mein Grab. Mich aber brachten sie in sein Grab, um mich für meinen frommen Lebenswandel zu belohnen, durch ein Grab im gelobten Lande unserer Väter."

Die Geister haben Hühnerfüße, sind bald sehr groß, bald sehr klein, und alle schwarz.

König Salomos Asmodai, den er in seinem Siegelringe gefesselt hielt, ist nicht mehr; jetzt herrscht dessen Sohn Daniel.

Zur Zeit des Asmodai hatte ein Mann eine Wasserkanne vorsichtig genug hingesetzt, und fühlte plötzlich Schmerz in seinem

Fuße. Ein Chacham sah in das Wasser der Kanne und sprach hinein: „Was hast Du dem Manne da gethan?" Asmodai, der Geist antwortete aus dem Wasser heraus: „Siehst Du nicht, daß er das Gefäß auf meinen Fuß gesetzt hat?" Und der Chacham sprach entgegen: „Du kannst als Geist den Mann, er aber Dich nicht sehen." Der Wasserträger bat hierauf, indem er die Kanne aufhob, den Geist um Verzeihung, und der Schmerz in seinem Fuße hörte auf. Der Stelle aber, auf der die Kanne stand, war es wie die Spur eines Hühnertrittes eingedrückt.

Es gibt Häuser in Jerusalem, wo Männer und Frauen nicht zusammen wohnen können, die Schedim, die bösen Geister, erlauben das nicht, und so wohnen nur Weiber darin.

„Ajin rah" das böse Auge ist auch in Jerusalem sehr gefürchtet. Wenn sie ein Haus frisch übertünchen, malen sie eine Hand mit ausgestreckten Fingern — „Chamsa" fünf — an die Wand. Kindern binden sie ein silbernes oder goldenes Händchen an den Kopf. Wenn Jemand unwohl ist und glaubt, es durch das Ajin rah zu sein, läßt man den „Absprecher" und die „Absprecherin" holen, diese fahren mit einem Kamm, oder stiellosen Messer über den Kopf des Unpäßlichen und sprechen dabei die Namen der Erzväter Abraham, Isak und Jakob, und den Namen Moses des Lehrers aus. Eine alte sepharedische Frau und ein junger Sepharedi haben als Absprecher und Absprecherin in Jerusalem ein gutes Einkommen.

Die Geister stahlen des Nachts ein Kind, weil Niemand bei der Wöchnerin wachte; ein Frommer ging eben in die Synagoge, sah das Kind von den Geistern tragen und nahm es ihnen ab.

Gesegnete Frauen messen mit einem Seidenfaden die Westmauer des Tempelplatzes, und winden ihn um den Leib, um den Segen nicht zu verlieren, oder sie hängen ein, an einer Schnur befestigtes Schlößchen um den Hals, dessen Schlüssel sie wegwerfen. Unfruchtbare Frauen rupfen das Gras aus den Ritzen der Westmauer, kochen es, und trinken den Abguß.

Indulke ist eine abergläubische, sogenannte sympathetische Heilungsart, und muß in Fällen eines heftigen Schreckens, oder einer

Gemütsbewegung angewendet werden. Denn da beherrscht ein böser Geist den Menschen. Man muß daher dem Geiste schmeicheln, „indulgere" daher Indulke, damit er vom Menschen ablasse.

Die Indulke ist eine doppelte: eine neun- und eine vierzigtägige.

Bei der kleinen Indulke muß der Kranke von einer pulverisirten, in Zuckerwasser aufgelösten Mumie drei Nächte hintereinander trinken, jedesmal ein Loth. Der Kranke wird früher gewaschen, in weißes Leinen gehüllt und in ein weißes Bett gelegt. Die Frauen im Hause dürfen nicht ihre Weiblichkeit haben, sonst schaden sie dem Kranken und sich selbst. Der Kranke bleibt allein, keine Thiere, namentlich dürfen sich keine Hühner im Hause befinden. Jeder Geruch von Knoblauch, oder Zwiebel muß sorgfältig vermieden werden. Der Kranke darf während der neun Tage nichts anderes als Milch, Butter und Brot genießen.

Ein Rabbi ging an dem Fasttage Schiweaßer be Tamus mit drei seiner Kollegen, weil der Tag sehr heiß war, in einen kühlen Zisternenraum, um sich abzukühlen; da sah er im Wasser einen Schatten, über welchen er sehr erschrack. Die Indulke war sofort angezeigt. Am neunten Tage aber entstand im Hause ein Knoblauchgeruch, die Wirkung war gestört, und man mußte die vierzigtägige Indulke anwenden.

Zwei Frauen gingen zu einundvierzig säugenden Müttern — so viele müssen es sein — und während die eine ein tiefes Schweigen beobachtend, jede Säugende „mölkte," erzählte die andere von den Leiden des kranken Rabbi. Als man ihm die Milch brachte. trank er sie, ohne den üblichen Segensspruch zu sagen und lag dann, als sich die Frauen entfernt hatten, schweigend und allein hin. Da kam surrend und golden ein Bienenschwarm an die Gardinen seines Bettes, und sog, ohne den Mund anzulegen an dem Kranken, und die Milch aus seinem Leibe, etwa wie Bienen, nur den Duft und nicht den Honig, aus einer weißen Blume ziehen. Er gerieth, während er dem Flattern der schönen Thierchen zusah in einen heftigen Schweiß, schlief ein, und da er erwachte, war er genesen.

Wenn Kinder erschrecken, streut man von ihrem Bette Zucker, bis zur Zisterne. Der Geist folgt, genäschig wie er ist, der Spur und stürzt ins Wasser.

Die Juden in Afrika schlachten am Schlusse der Indulkekur auch noch einen schwarzen Hahn und glauben den Geist getödtet zu haben.

Als ich dem Rabbi, der mir die große Indulke, als an sich selbst erlebt, erzählte, bemerkte: daß ich einmal, ich wisse nicht mehr wo, in einer vergilbten Pergamentrolle den Spruch gelesen habe: „Du sollst keinem Aberglauben huldigen!" da ließ er sich von meiner Ironie nicht irre machen, und erwiderte: „Du hast Recht. Der Aberglaube, als ein Lügenhaftes ist verboten; die Dir mitgetheilten Dinge sind aber wahr!"

Abschied.

Beim Pascha. — Zündhölzchen als Bibliothek. — Gegengeschenk. — Freiherr von Bruck. – Preußische Legazionen. — Strenge Mautbeamte. — Priestersegen. — Dankadresse an Frau von Herz-Lämel. — Ein Gedicht.

Meine Aufgabe war glücklich gelöst. Ich rüstete mich zur Abreise, reicher geworden an Erlebnissen eigenthümlicher Art, aber von jener Wehmut erfüllt, die ein unglückliches Glück in der Seele eines Dichters ist. All' die Gesänge, die ich dem heiligen Lande und seinen profetischen Gestalten geweiht hatte, hier wären sie niemals in meiner Seele empfangen, und vom Geiste großgezogen worden.

Ich begab mich mit dem Grafen Pizzamano zum Effendi Abdala Wasi Nakib d. h. Richter, wenn zwischen den Grünbeturbanten, den Abkömmlingen des Profeten ein Streit entsteht, zum reichen Suleiman Ibn Dschari und zum Pascha von Jerusalem um Abschied von ihnen zu nehmen.

Wir fanden den Pascha Kiamil diesmal in seiner Wohnstube, die mit violettem Biz als Zelt tapezirt war; in einer Ecke befand sich ein sehr breiter erhöhter Divan, der als Schlafstelle dient, in der Mitte des Zimmers war ein Tisch, auf dem einige Schreibrequisiten und ein auf Pergament geschriebener Koran, rot gebunden mit Goldschnitt lagen.

Nach den üblichen Höflichkeitsformeln, Tschibuk und Kaffee fragte mich der Pascha wiederholt, wie er mir dienen könne? Ich dankte ihm für seine freundliche Gnade und die Auszeichnungen, die er mir erwiesen und überreichte ihm 100,000 Stück — Zündhölzchen als Geschenk. Sie waren in Etuis, die Bücher darstellten, zierlich verpackt aus der Fabrik des Herrn Pollack in Wien und verbreiteten, wenn man sie anzündete, einen angenehmen Wohlgeruch. Ich ließ dem Pascha durch den Dolmetsch sagen: nachdem ich in Jerusalem eine Schule gegründet habe und ein Schriftsteller sei, hoffe ich, werde er es nicht ungnädig aufnehmen, wenn ich eine Bibliothek voll feuriger Gedanken in seiner Wohnung anlege, die ihm wohl duftend sein möge!

Er nahm das, mehr humoristische als wertvolle Geschenk äußerst freundlich auf und erwiderte es noch an demselben Tage durch einen kostbaren mit Gold und Seide geschmückten Tschibuk.

Er trug mir die wärmsten Grüße für Se. Excellenz des Freiherrn von Bruck auf, nach welchem ich überhaupt im Oriente aller Orten mit vieler Theilnahme gefragt wurde. Sein Name lebt, namentlich in Konstantinopel wie eine Zauberformel in der Erinnerung. Er ist der einzige österreichische Staatsmann, der während einer nur kurzen Wirksamkeit den Namen Oesterreichs höher hob als viele seiner Vorgänger, die ein ganzes Leben im Oriente zubrachten; er bewirkte dies durch seinen in sich ruhenden Charakter, durch eine würdevolle imposante Persönlichkeit, durch glänzende Großmut.

Ich begrüßte noch einmal den Chacham Baschi, die angesehensten Rabbinen, die Herren Finn, von Barrere und Dr. Rosen, dem ich zu besonderem Danke für manche heitere Stunde und geistvolle Belehrung mich besonders verpflichtet fühlte. Es ist charakteristisch, daß die meisten Männer der preußischen Legazion im Oriente Männer der Wissenschaft waren und sind. Dr. Schulz, von Wildenbruch, Dr. Otto Blau, Dr. Wetzstein, Dr. Rosen, sie alle, der orientalischen Sprachen, trotzdem sie keine munifizente Aka-

demie wie in Oesterreich darin unterstützt, vollkommen kundig, haben sich einen Namen auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft gemacht und zur Kunde des Morgenlandes reichlich beigetragen.

In meiner Wohnung sah es bunt, wie auf einem Jahrmarkte aus. Gegenstände aller Art, die ich als Pilgerspenden in die Heimat bringen wollte, lagen bunt umher: Erde aus dem Thale Josafat, Wein von Hebron, Oel vom Oelberge, Thonpfeifen und Seife aus Jerusalem, Rosenkränze und Kreuze aus Betlehem, Photographien heiliger Orte und Monumente, Flaschen mit Jordanwasser, Rosen von Jericho, Steine vom todten Meere, Blumen von Zion und den Gräbern der Könige, der Grundstein für den neuen Tempel in Wien, Schofar und Ezchajim, Amulete, Bruchstücke von der Tempelmauer, Pergamentrollen und Bücher, Schädel vom Blutacker, Beduinenmäntel, barbarisch gestickte Arbekanfot u. s. w. u. s. w.

Rabbi Motche Schnitzer der Steinmetz und Zauberformler bewältigte dieses Chaos in wunderbarer Weise. Er sang während er Alles verpackte halblaut Lieder mit eigenthümlicher Melodie und ich glaube, daß es geheimnißvolle Beschwörungen waren, denn Alles kam unversehrt in Wien an.

Noch sollte ich einen besseren Begriff von dem Mautamte in Jerusalem bekommen, das mich an die strenge Untersuchung in Konstantinopel erinnerte, und freilich durch die Art und Weise in Damaskus und in Jaffa wieder vernichtet ward. Um in Jaffa die wohlverpackten Kisten nicht wieder öffnen zu müssen, wollte ich sie mit dem Jerusalemer Mautzeichen versehen lassen. Zwei Mautbeamte kamen zu mir in die Stube, und wollten, ehe sie die Kisten versiegelten, den Inhalt sehen. Bei der sorgfältigen Verpackung der Hunderte von kleinen Gegenständen, die einen vollen Tag in Anspruch nahm, war dies unmöglich, und so verweigerten sie, die vielleicht nur einen flüchtigen Blick in die Kisten gethan hätten, die Versiegelung, weil der Form nicht genügt werden wollte. Weder der österreichische Consul, noch später der Dragoman des Pascha's, der eine schriftliche Deklarazion der Gegenstände von mir unter-

zeichnet vorlegte, vermochten das sonst so berüchtigte Pflichtgefühl türkischer Mautbeamter zu beugen. Endlich versicherten sie, daß eigentlich ihre Siegel nicht nützen würden beim Einschiffen der Kisten in Jaffa. Ich erspare vielmehr zweimal siegeln zu lassen.

Herr Philibert in Jaffa an den ich Kreditbriefe hatte, und dem ich manche Freundlichkeit schuldig wurde, ließ als ich in Jaffa ankam, meine Kisten, ohne daß sie irgend einen Anstand gefunden, oder eine Durchsuchung erfahren hätten, auf das Schiff bringen, das mich nach Egypten führte. In Alexandrien vollbrachte ein ganz kleines Backschiesch, was consularische Gewalt und Paschawillkür nicht vermochten.

An demselben Tage erhielt ich vom Chacham Baschi die diesem Kapitel in worttreuer Uebersetzung angefügte Dankadresse an Frau Elise von Herz-Lämel und ein Gedicht an sie.

Am 6. Juli, einem Sonntage, wartete vor meiner Thüre der mir von Grafen Pizzamano empfohlene Führer und Dolmetsch, der arabische Christ Matthia mit zwei Pferden, einem Maulthiere, dem mein Gepäcke aufgeladen wurde und mit einem Esel für den begleitenden Diener. Ich theilte unter die angesammelten jüdischen Bettler Geld aus und ging mit den beiden Doktoren Fränkel und Neumann langsam zum Jaffathore. Hier baten die Thorwächter um Backschiesch und dankten für eine kleine Gabe in höflichster Weise.

Vor dem Thore wartete ein Mann aus dem Kreise der Kohanim, der Priester, und sprach mir den üblichen Segen nach: „Es segne Dich Gott und behüte Dich; er lasse leuchten sein Angesicht über Dich und sei Dir gnädig. Es wende Gott sein Angesicht zu Dir und bringe Dir den Frieden.“

Ich nahm von den beiden Freunden wehmütigen, herzlich gefühlten Abschied. Ich bin ihnen für geistige Unterstützung, für mit mir getheilte Sorgen und gemeinschaftlich empfundene Kränkungen,

für Gastfreundschaft und Theilnahme jeder Art für immer verpflichtet geworden.

Ich schüttelte den Staub Jerusalems stark von meinen Füßen und in den Sattel geschwungen ritt ich rasch die Höhe empor und oben das Pferd wendend, heftete ich noch einen langen Blick auf die Stadt, auf Moria, auf Zion, auf den Oelberg — ich setzte dem Pferde die Sporen ein, Jerusalem war verschwunden.

An Frau von Herz=Lämel in Wien.

„Der Herr, der Gott der Heerschaaren, sei mit uns!

Die Herrscherin der Frauen mit edlen Sitten und Frömmigkeit begabt, Frau Lipet Herz, von der edlen Familie Lämel; ihr Namen sei gesegnet, ihre Leuchte erlösche nie, dem milden Lichte des Mondes und dem siebenfachen Lichte der Sonne vergleichbar! So sei der Wille des Ewigen!

Nach dem Gebete für Dein Lebensglück und Deinen Seelenfrieden flehen wir, mit zum Himmel emporgehobenen Händen und sehnsüchtigen Blicken, zu ihm, der in Zion thront, und an Jerusalem Wohlgefallen hat, daß Deine Tage und Jahre lange dauern mögen, Du freudvoll blühen mögest, wie die Rose, behütet und beschützet vor allem Bösen!

Der heutige ist ein Licht verkündender Tag für die Juden, denn es nahete uns mit leuchtenden Blicken Seine Herrlichkeit, der erfahrene Arzt, der glänzende Dichter, der treue Abgesandte, der mit Geist begabte Herr L. A. Frankl. Er kam mit der Botschaft der Milde nach der heiligen Stadt, von Dir gesendet mit Liebe und Erbarmen sich der kleinen Kinder von Jerusalem anzunehmen, und das Banner der heiligen Thora für sie zu entrollen und aufzurichten; ein Lehrinstitut zu errichten für kleine arme Kinder, zum Heil der Seele Deines edlen seligen Vaters, Simon Edlen von Lämel, bis zur Zeit der Messiaserlösung!

Der Abgesandte war glücklich in seiner Sendung und er gründete mit aller Macht und Kraft das erwähnte Lehrhaus. Nach verrichtetem Gebete nähern sich die Kinder dem königlichen Tische, um, nach eines jeden Maaß, zu essen und zu trinken, und gleich darauf bis zur Mittagszeit im Zelte der göttlichen Lehre zu verweilen. Zur Mittagsstunde nach eingenommenem sättigenden Mahle kehren sie wieder zum Unterrichte der Thora, der Profeten und der heiligen Schriften mit Andacht zurück, um die Worte des Herrn erklären und deuten zu können, jeder nach seinem Fassungsvermögen! Gott fügte es, daß wir zwei tüchtige, gottesfürchtige Lehrer gefunden haben, die auch im Schönschreiben zu unterrichten befähigt sind. Ebenso ist auch für die Bekleidung der Entblößten gesorgt, zweimal im Jahre, und es wacht täglich ein befähigter Arzt über den Gesundheitszustand der Kinder. Mit den Namen Deines edlen Vaters geziert wird diese Lehranstalt blühen und gedeihen; auch ist sie so verzeichnet im Gedenkbuch der Gemeinde der Sepharedim.

Am Tage der Einweihung dieses Hauses waren wir, die Rabbinen, Chachamim und Vorsteher und Leiter der heiligen Gemeinde, versammelt, sprachen das andächtige Gebet für das Seelenheil Deines seligen Vaters und den Segen für dessen fromme Tochter, für Dich, edle Herrin! sowie für die hochherzigen Vertreter der israelitischen Wiener Kultusgemeinde und alle Großen der Erde, für Jeden mit seinem Namen.

Am Neumond Tamus (Parschat Chukat) des Jahres 5616 (1856) wurde die fromme That ins Leben gerufen und der Schulunterricht begonnen. Gott verleihe der Anstalt ewige Dauer zum Andenken des frommen Mannes, des Herrn von Lämel, bis zu den Tagen des Messias!

Wir unsererseits loben mit Freudigkeit Gott den Herrn, der uns einen Retter und Helfer zugewiesen: ein Lebenshaus, ein Haus der göttlichen Lehre zu gründen, die unschuldigen Kinder zu erleuchten und zu belehren, auf deren Unschuld, nach dem Ausspruche der Weisen, die Welt gegründet ist. Möge Alles zum Seelenheil Deines edlen Vaters gereichen, auf daß seine unsterb-

liche Seele in Eden unter dem Schutze des Allgütigen der ewigen Wonne sich erfreue, daß jeder ein Loblied anstimme, von Deinen hochherzigen Handlungen durchdrungen, mit den Worten der alten Weisen: „Heil, der Dich gezeugt!" Dein Name, edle Frau! wird die weihevolle Stadt mit Segenswünschen für und für ob Deiner Thaten verherrlichen. Hienieden und in einer bessern Welt, Jenseits, wird Dein Ruhm ewig blühen! Segen sei der Abglanz, die Lichtspur Deiner Milde! Gott erfülle Dir alle Deine Wünsche! Mit seiner Rechten reiche er Dir langes Leben, mit seiner Linken irdische Güter, Reichthum und Herrlichkeit! Wir, die Erwählten von Deinem verehrten Bevollmächtigten, Dr. L. A. Frankl, wir weihen Dir den schuldigen Tribut des Lobes und der innigsten Anerkennung, Dir gelobend, das Wohl der Anstalt nach Kräften zu fördern und zu heben.

Jerusalem, Remand Tamus 616.

Chaim N. Abulafia,
Chacham Baschi.
Chaim David Chazan,
Stellvertreter des Oberrabbiners von Jerusalem, Inspektor und Vorgesetzter der Lehranstalt.
Dr. Simon Fränkel,
Direktor des Montefiore'schen Dispensatory.
Mordechai Chajim Mejuchas,
Vorgesetzter und Inspektor der Lehranstalt.
Dr. Bernhard Neumann,
Direktor und Arzt des Rothschild'schen Hospitales.
Meir Rafael Panigel,
Mitglied des Besdins, Vorsteher und Inspektor der Lehranstalt.

Am Tage nach der Einweihung der Schule übergab mir ein Mann ein Gedicht, welches Frau Elise von Herz-Lämel feiert und darum schon von besonderem Interesse ist, als es von einem Porisch herrührt und zeigt, wie selbst im Kreise dieser fanatischen Gemeinde, einzelne die Wohlthat der gegründeten Lehranstalt empfanden. Wir theilen den Schluß des Gedichtes in freier Uebersetzung hier mit:

An Frau Elise von Herz-Lämel

am Einweihungstage der Lehranstalt am 23. Siwan 5616.

„Wie die Morgenwolke die Sonne umhüllt und ein frischer Windhauch sie verjagt, daß das Licht des Tages hell stralet, so wird auch Dein Werk hervorleuchten.

Wenn einem Baum, an Gewässern gepflanzt, auch die Krone abgeschnitten wird, er behält dennoch die Kraft der Wurzel, er stirbt nicht ab und grünt und blühet frisch hervor.

Eine echte Glaubensflamme, wenn auch durch einen Sturm niedergedrückt, ihre in der Asche fortglimmenden Funken brechen wieder hervor und werden dem Hause Jakobs zur Feuersäule, so daß sie leuchtet auch in finsterer Nacht.

Die Flamme, die den Geist Jochannan ben Sakai's belebte, als er nach der Zerstörung nur eine Schule gründen zu dürfen sich erbat, sie lebt als Funke in Deinem edlen Herzen wieder auf.

Du erhebst Dich als eine Mutter in Israel und pflanzest einen Baum des Lebens auf Zion. Du hast so Jeruschalaim zum Siegelringe Deiner Rechten gemacht.

Die Kinder der heiligen Stadt werden in die von Dir gegründete Anstalt wallen und die Gotteslehre in ihren jungen Seelen empfangen.

Du hast ein Haus der Tugend hergestellt, eine Schöpfung, ein Denkmal Deiner Milde. Ein Mann herrlichen Geistes voll ist Dein Bote, um das Haus an der Stätte des Glaubens aufzubauen.

Auf, ihr lernbegierigen Kinder! auf, ihr Väter und Kinder, segnet und danket der Frau Lipet Herz, aus der edeln Familie der Lämel.

Ihr Andenken wird segenvoll blühen für die Wohlthat, die sie euch erwiesen hat, die fortdauernd für euch wirkt. Sie hat ihren Namen eingezeichnet in der Stadt des Ewigen."

Fort.

Einfache Begleitung. — Tennen. — Bunte Bilder.

Das Schiff, das mich nach Egypten bringen sollte, legte erst in vierzehn Tagen in Jaffa an und ich benützte diese Zeit, um die Städte Palästina's und das Land der alten Phönizier zu bereisen.

Am 6. Juli 1856, wie ich bereits berichtet, ritt ich von der heiligen Stadt fort. Nicht wie über den Libanon in stattlicher Karawane, diesmal nur von einem Dolmetsch und einem Diener begleitet und zwei Maulthieren, welche mein Gepäck trugen, gefolgt. Ich hatte, um die Kosten zu sparen, weder Zelt noch Küchengeräte mitgenommen und war somit jeder zufälligen, oder auch sich verweigernden Gastfreundschaft preisgegeben. Aber der vom Grafen Pizzamano mir empfohlene Dragoman Matthia war verlässig, aller Wege genau kundig.

Wir haben den Weg von Jaffa nach Jerusalem bereits gesehen, die Erscheinung ist dieselbe geblieben, nur an den wenigen Dörfern, wo wir vorüberkommen, wird das Getreide gemäht und liegt um kleine offene Plätze, wie Wände und Hügel aufgeschichtet. Auf dem kreisrunden Platze mitten inne werden von einem Manne, oder einem Weibe zwei, auch drei Ochsen im Kreise herumgetrieben, um die Aehren auszutreten. Wenn wir an solchen Tennen vorüber-

kommen, laufen uns Kinder mit irdenen Krügen zu und bieten laues Wasser zum Trinken an.

Wenn wir uns von diesen Stätten entfernen, ist es wieder einsam, die Felsen und die Flächen sind kahl und das Gebirge von Juda wirft blendend und heiß die Stralen der Sonne zurück.

An mir ziehen die Erscheinungen und die Erlebnisse der letzten Wochen bunt und wirr noch einmal vorüber. Meine Seele ist bewegt und ich fange an Gedanken und Gefühle, die in Jerusalem in mir einzeln auftauchten, zu ordnen und zu formen. Je nach ihrem Inhalte setze ich, fast unbewußt, als wollte ich ihnen entfliehen, zuweilen das Pferd in Galopp, dann lasse ich es wieder langsam über Felsen seinem eigenen Willen folgen und es schlägt auf den Steinblöcken gleichsam den Takt zu den wunderlichen Rhythmen in mir, die hart und schroff wie das Gebirge selbst sind, das mich einsam umgiebt.

Es füllten sich einige Blätter meines Tagebuches mit einem Klageliede auf Jerusalem.

An Jerusalem!

„Wie geht das zu, daß die heilige Stadt
zur Buhlerin geworden ist?"
Jesaia 1, 21.

Ich schüttle ab den Staub von meinen Schuhen
Und pilgre fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, in dem Profeten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar stand.

„Wer weilen dürfte an den heilgen Stellen!"
War meiner Jugend Wunsch und früher Traum.
Es sehnt der Hirsch nach frischen Wasserquellen,
Wie nach Jerusalem mein Herz, sich kaum!

O hätt' ich niemals deinen Grund betreten
Und dich geschaut nur mit der Sehnsucht Blick.
Was führte, günst'ger mir als dem Profeten,
Mich in das Land der Väter das Geschick?

Gebälk von Zedern sah ich stolz sich heben,
Musik der Psalmen tönte wunderbar —
Und schöner, als es jemals war im Leben,
In Glorien stellte sich dein Bild mir dar!

Ich kam — o nur die Berge sind geblieben,
Zu Gräbern ausgehöhlt, bis hoch empor,
Drin ruhn, vom Zorn Jehova's aufgerieben,
Sein Volk, die Könige, der Priester Chor.

Wo sind die Palmen, wo die duft'gen Blumen?
Und der so lang um Zions Fall geweint,
Und Spiegel war von seinen Heiligthumen,
Der Kidron selbst, er ist versiegt, versteint.

Unsterblicher Genoß! dein muß ich denken,*
Den auch hierher geführt der Sehnsucht Pein,
Mit Thränen diesen heil'gen Staub zu tränken
Und an das Herz zu drücken jeden Stein.

Wie eine Harfe in des Sängers Händen,
In Sehnsucht zitterte, wie mir, dein Herz.
Wenn Königskronen sich ums Haupt dir wänden,
Du würdest sie hinschleudern hier im Schmerz.

Und als du sahst die Hunde hier, zerfleischen
Dein Volk, den edlen königlichen Leun,
Gehört die Hungerbrut der Raben kreischen,
Die, Adler zu verzehren sich nicht scheun:

Da haben Zorn und Gram dein Herz bezwungen
Und auf Ruinen weinend vor dem Thor,
Hast du dein schönstes, ew'ges Lied gesungen,
Es brach, wie Wasser rauscht vom Fels, hervor.

Ein Reiter sprengte da von Zion nieder
Und warf die Lanze funkelnd dir ins Herz,
Und auf den Lippen noch das Lied der Lieder
Verging dein Geist in wehem Doppelschmerz.

Juda Halewi, der berühmteste spanisch-hebräische Dichter starb im zwölften Jahrhun-
vor den Thoren Jerusalems.

Gleicht auch mein Lied nicht deiner Zionide,
Juda Halewi hieß mein Vater auch,
Und Zions Untergang im Klageliede
Besing auch ich, umweht von Gräberhauch.

Doch meinen Namen nennet ein Jahrhundert
Dem andern nicht, wie deinen stolzen Ruhm.
Warum traf mich, wenn nicht gleich dir bewundert
Auf Zions Schutt ein größres Martirthum?

Ein Lanzenstoß hat dir das Herz durchstochen,
Mir gingen tausend durch die Seele hier;
Ein fremder Feind hat dir das Herz gebrochen,
Der Stammgenosse und der Bruder mir!

Du Glücklicher! vom Feind sahst du getreten
Dein Volk; ich aber wie es selbst sich schlägt
Und in der Stadt des Herrn und der Profeten
Zur Schau die geistigen Ruinen trägt.

Zerbrochne Säulen und geborstne Quadern,
Was sind sie wert noch, denen Gott gegrollt!
Wenn dem, der um sie weint, nicht in den Adern
Der rote Strom der echten Liebe rollt!

Sie kommen in Jerusalem zu sterben
Und auszuruhn im Thale Josaphat —
Es starb auch mein Herz, als ich diesen Erben
Von Gottes heil'gem Königreich genaht.

Ich sah auch sie, die neuen Zionswächter,
Den Reigen tanzen um das goldne Kalb,
Von Ismael verachtete Verächter,
Sind halb des Glaubens sie, des Wahnes halb.

Jehova's Witwe seit uralten Tagen,
Legt sie den Schleier ab, getröstet schon?
Seh ich das Heiligste zu Markt sie tragen,
Scheint sie vielmehr das Weib von Babilon!

Und wenn es noch nicht in Ruinen läge,
Das dreimal heilige Jerusalem,
Jetzt müßten es zerschmettern Gottes Schläge,
Zerbrechen ihm das Stralendiadem.

Wohl leben zehn Gerechte unter ihnen —
Von welchem Volk? zu sagen wär' es schwer!
Wie stürzte sonst sich über die Ruinen,
Vertilgend nicht ein neues todtes Meer!

Doch ist der Tempel Gottes nicht mehr deiner,
Du weine nicht mein Volk an seiner Wand!
Wird doch in ihm verehrt, wie einst, nur Einer,
Der unsichtbar der Welten Kreise spannt.

Ich schüttle ab den Staub von meinen Schuhen,
Und pilgre fort aus der Verheißung Land,
Vom Boden fort, wo die Profeten ruhen,
Wo opferhell Jehova's Altar stand.

Arabische Gastfreundschaft.

Hanna Ajub. — Betende Mönche. — Schmuck und Schönheit. — Sultanin von Oesterreich. — Schwarze Bedienung. — Ein Fächer.

Nach neunstündigem Ritte erreichten wir Ramleh und kehrten im Hause des österreichischen Consularagenten ein, das sich aus der Ferne durch die auf dem Dache aufgehißte weiß=rote Flagge ankündigte, bei Herrn Antonio Ajub, einem syrischen Christen, dem ich empfohlen war.

Wir traten in den schönen Hof des Hauses, wo unter dem Schatten von blühenden Mandelbäumen zwei Negerinnen messingene Geschirre blank scheuerten. Eine von ihnen unterbrach das Geschäft und kehrte bald mit Limonade und Tschibuk für mich zurück, während ein Neger mir das Waschbecken brachte, um mir Gesicht und Hände vom Staube zu befreien. Die Negerin ließ von zwei Mägden Polster herbeischleppen und sie auf den blanken Fliesen des Hofes für mich zu einem Divan bereiten. Die schwarze Sklavin that all dies aus eigenem Antriebe; doch hatte sie nicht das Recht, mich in die Gemächer des Hauses zu führen, weil ihr dies von ihrem Herrn noch nicht befohlen war.

Ich freute mich der Ruhe, des Schattens und des Nargileh's in dem stattlich schönen Hause, da kam Matthia mit der unangenehmen Nachricht, daß wir fort müßten, um die Gastfreundschaft des Franziskanerklosters in Anspruch zu nehmen, denn Herr Ajub

sei mit seinem Sohne verreiset und die Dame des Hauses könne uns nicht beherbergen in diesem Falle. Ich erklärte Matthia, daß ich der Dame doch den Brief mit den Grüßen der Gräfin Pizzamano, übergeben wolle und da sie sich zu Besuch bei einer Freundin befand, sendete ich ihr das Schreiben durch eine der Sklavinnen.

Matthia rüstete nichtsdestoweniger zum Aufbruche, denn es sei gegen alle Sitte, daß wir im Hause bleiben. Ich zögerte absichtlich, um die Rückkehr der Sklavin zu erwarten und zu hören, wie orientalische Gastfreundschaft sich gegen mich benehmen würde. Sie täuschte mich nicht, denn schon nach kurzer Zeit kam ein Verwandter des Hauses, um mich im Namen der Frau zu begrüßen und sich des Gastes zu freuen. Ich wurde in das erste Stockwerk, durch Flügelthüren in einen schönen, von elf Fenstern beleuchteten Saal geführt und bedeutet, daß ich der Herr des Hauses und mir Alles zu dienen bereit sei.

Matthia sagte mir: „Das habt Ihr unserem Consul zu danken, der in so großem Ansehen steht, daß die Frau des Hauses das Auskunftsmittel fand, Euch dennoch beherbergen zu können.“

Werden wir sie selbst nicht zu sehen bekommen?

„Das wäre ein großes Wunder!“

Matthia wurde abberufen, kehrte aber bald wieder zurück mit dem Auftrage mich zu fragen, was ich speisen wolle? Ich erbat mir Milch und Reis. Der Oheim der Hausfrau kam und lud mich ein, den Sonnenuntergang auf der Terrasse anzusehen und mich der Abendkühle zu erfreuen.

Es war ein wunderbarer Anblick: die Ebene von Saron im Halbkreise vom Gebirge Juda weit hinaus umschlossen, im Abendgolde leuchtend. Ihm gegenüber in unabsehbarer Ferne der rote Ball der Sonne ins Meer sinkend und um mich her in nächster Nähe die üppigsten Gärten, kleine Waldungen von Orangen-, Zitronen- und Olivenbäumen und da und dort eine Palme über den phantastischen Häusern, Kuppeln, Minareten und Thürmen.

Matthia brachte, kaum daß die Sonne untergegangen war, mir meinen Mantel, denn mit der Dunkelheit tritt im Oriente gleichzeitig eine empfindliche Kühle ein, die leicht Fieber erzeugt,

wenn man ihr unverwahrt ausgesetzt bleibt. Er theilte mir ganz befremdet mit, daß die Dame des Hauses sich von ihren Sklavinnen schmücken lasse, um mich auf der Terrasse zu begrüßen. Wirklich erschien sie bald, nachdem von einer Negersklavin für sie ein Teppich auf der Terrasse ausgebreitet und mir ein Blumenstrauß übergeben worden war.

Frau Hanna Ajub ist eine Dame von 33 Jahren, die schon elfjährig vermählt und durch ihren siebenzehnjährigen Sohn bereits Großmutter war. Sie muß von wundervoller Schönheit gewesen sein. Ein roter Feß mit goldener Quaste, von Perlen und Smaragden umwunden, bedeckte ihr edles Haupt, von dem schwarze Haare mit seidenen, goldflittergezierten Schnüren durchflochten, lang den Nacken herabfielen. Um den Hals an einer Perlenschnur hing eine goldene Cilinderuhr, die sich im bunten Gürtel verbarg, während an diesem zwei edelsteingeschmückte Täschchen hingen, in denen sich Talismane befanden, trotzdem, daß an der Stirne ein diamantenes Kreuzchen vom Feß herabhing. Die Gewänder waren von bunter, schwerer Seide, die Pantoffeln rot und goldgestickt.

Ich war aufgestanden, als die Dame auf die Terrasse kam; sie nahm auf dem für sie ausgebreiteten Teppich Platz und grüßte mich dann, indem sie die rechte, von Ringen funkelnde Hand an Stirne, Herz und Lippen legte.

„Ich preise mein Haus“, ließ sie mir durch Matthia sagen, „daß ein Hadschi, ein Pilger aus Jerusalem, unserem Hause die Ehre anthut, in ihm auszuruhen.“

Ich betrachte Dein Haus als ein Asyl für diese Nacht und Du bist das heilige Bild der Tugend und Schönheit in ihm.

Die Dame hörte diese Huldigung ruhigen Blickes, als eine ihr vollkommen gebührende an, wie denn in ihrem ganzen Wesen eine durch Anmut gemilderte Feierlichkeit herrschte, während die Bewegung der Arme und das Neigen ihres Hauptes etwas von königlicher Huld hatte.

Frau Hanna ließ viele Fragen über die Sitten und Gewohnheiten meines Landes an mich richten, wobei sie es nicht an feinen Bemerkungen, an Lob und Tadel fehlen ließ.

„Ist eine Kirche des Abendlandes so groß und prächtig, wie die des heiligen Grabes?“

Viele sind größer und prächtiger, die St. Peterskirche in Rom würde zwei solche Kirchen, wie die des Grabes in Jerusalem, einschließen.

„Hast Du sie gesehen?“

Ja.

„Und der heilige Vater rühmt sich eine schönere Kirche zu besitzen, als das heilige Grab?“

Ich suchte ihr das Bedürfniß der Kunst, der Religion zu dienen, zu erklären und wie der Papst eben durch das Prachtwerk seine tiefste Verehrung ausdrücke.

„Flattert auf der Burg in Wien auch eine weiß-rote Flagge, wie diese hier auf unserem Hause?“

Das nicht, aber das Wappen ist überall mit Farben gemalt und aus Metall geformt, zu sehen.

„Wie viele Millionen Piaster ist der Schmuck der deutschen Sultanin wert?“

Man könnte zehntausend Ernten von Palästen für ihn kaufen.

„Ist sie schön?“

Ich schilderte die Erscheinung der Kaiserin von Oesterreich zu Pferde.

„Mein ganzes Haus fühlt Ehrfurcht und Freundschaft für den deutschen Sultan.“

Nicht fern der unseren erschienen auf einer Terrasse mehrere Franziskanermönche; ich erkannte jetzt erst das Kloster wieder. Es war fast Nacht geworden, ein Glöcklein erscholl und die Mönche knieten im Gebete nieder, über ihnen wiegte eine Palme die Blätter im Abendhauche.

Die beiden Negersklavinnen kamen, jede mit einem papiernen Fanale, um uns zur Tafel einzuladen. Frau Hanna Ajub schritt voran, ich folgte ihr in eine im Hofe kühl gelegene Halle, wo ein langer Tisch, reich mit Silber gedeckt und seltsamer Weise nur von einer Wachskerze erhellt war.

Mir wurde, wie ich es gewünscht hatte, Milch, die rosen-

duftend war und Reis mit kaltem saueren Rahm übergossen, in zwei silbernen Näpfen vorgesetzt; die Dame und ihr Oheim aßen aus eigenthümlich aussehenden Schüsseln, ohne mich einzuladen mit ihnen zu essen, denn mein Wunsch nach Milchspeisen galt ihnen als Befehl des Gastes.

Nach der Tafel, von der sich die Dame, ein Gebet sprechend, ohne Gruß entfernt hatte, wurde ich in eine große lichte Stube geführt, in der ein treffliches, mit feinstem weißen Schleier überhangenes Bett mich aufnahm.

Die Sonne schien bereits in die Stube hinein, als ich am andern Morgen erwachte. Ich stand rasch auf und begann, mich anzukleiden.

Es wurde dies wahrscheinlich bemerkt, denn es traten sogleich die beiden Negersklavinnen und ein Neger ein. Jene trugen ein silbernes Waschbecken und eine Kanne. Die mit dem Becken kniete vor mir nieder, während die andere mir Seife bot und aus der Kanne Wasser über meine Hände goß. Nachdem ich mich gewaschen hatte, trat der Neger, dem ein gold- und blumengesticktes Handtuch über die Schulter hing, an mich heran und reichte mir es zum Abtrocknen. Die drei schwarzen Menschen, die eigenthümliche Art mich zu bedienen, wirkten komisch auf mich, ich hatte Mühe mein Lachen zu unterdrücken und ernsthaft drein zu sehen.

In einer Vorhalle des großen Saales erwartete mich die Dame des Hauses und ihr Oheim zum Frühstück: schwarzer Kaffee, in Zucker eingesottene „Lilien von Saron,“ Ziegenbutter, Käse, Kaktusfrüchte, feines Brot waren auf einem niedrigen Tischchen in zierlicher Ordnung aufgestellt.

„Hast du schöne Träume gehabt?“ ließ mich die Dame fragen,

Mir träumte von einem prächtigen Hause, in welchem ein Engel der Gastfreundschaft wohnt.

„Wäre Antonio Ajub, mein Herr und Gatte zu Hause gewesen, er hätte dich mehr ehren können, als seine arme Frau. Er wird trauern, den Gast versäumt zu haben.“

Die Sklavinnen brachten uns jetzt Nargilehs und wir fingen, wie die Araber sich ausdrücken, Tabak zu „trinken“ an; bis Matthia kam, um zu melden, daß die Thiere gesattelt seien. Er reichte mir meine Reitgerte, die mir der weibliche Dolmetsch serbischer Märchen in Wien, zur Reise durch die Wüste mitgegeben hatte. Durch einen leichten Druck entfaltete sich aus der Gerte ein grüner Fächer und sie erfüllte so einen doppelten Zweck. Frau Hanna Ajub bewunderte zu meiner Freude die hübsche Vorrichtung und ich ließ sie ihr mit den Worten reichen: „Lasse diese Wolke dir für die Sonne deines Antlitzes gefallen.“ Ich reichte ihr die Hand zum Abschiede, die sie herzlich, wie eine Freundin im Abendlande thun würde, ergriff; doch duldete sie nicht, daß ich ihre Hand küsse.

Schluß der Tragödie.

Kameelritt. — Blutrache. — Löwin und ihre Jungen.

Ich befand mich seit Monaten im Oriente und war bereits so vielen Karawanen von Kameelen begegnet, ohne noch dies fantastische Thier bestiegen zu haben.

Ich gab Matthia den Auftrag, mir eines für den nur dreistündigen Ritt bis Jaffa zu mieten, um mich auf der Ebene, für das Reisen in der Wüste einzuüben. Das Kameel beugte demüthig seine Knie, ich kletterte in den hölzernen, mit einem Teppich weich belegten Sattel und mich an demselben festhaltend, fühlte ich mich, als das Thier aufstand, wie empor geworfen. Es gewährt eine eigenthümliche Empfindung, sich plötzlich so hoch über der Umgebung und nur der Willkür eines, wenn noch so geduldigen Thieres preisgegeben zu fühlen. Kein bändigender Zügel leitet das häßliche Ungeheuer, das neben seiner weitschrittigen Bewegung auch eine nach beiden Seiten wiegende hat, die bei leicht reizbaren Magennerven die Erscheinung der Seekrankheit aufkommen läßt. Ich fühlte mich völlig wohl, und erst an die fort und fort vorwärts fallende Bewegung meines Körpers gewöhnt, fing ich an, ein angenehmes Behagen zu empfinden, und ließ mir den Tschibuk reichen. Später versuchte ich es auch, aus Langeweile, da das Thier den Reiter durchaus nicht beschäftigt, zu lesen. Matthia mit den Maulthieren, die einen schwachen Trab gingen,

hatten Mühe, mit meinem pflegmatisch und langsam schreitenden Kameele gleichen Schritt zu halten.

Gegen zehn Uhr Morgens erreichten wir Jaffa.

Als wir durch die üppigen Gärten, schon nahe der Stadt gekommen waren, sahen wir eine zahllose Menge von Menschen. Wir konnten bemerken, daß eine freudige Bewegung durch die Massen ging, aus der einzelne Jubelschreie und die Musik von Pfeifen und Handtrommeln zu vernehmen waren.

Wir hielten, uns durchwindend, endlich nahe am Thore, um zu sehen, was es sei, das diese Menschenwogen so bewege?

Es ging mitten in der Menge eine weiß verschleierte Frau langsamen Schrittes, ihr zur Rechten und Linken ein fünfzehn- und ein etwa zwölfjähriger Knabe. Beide weiß beturbant, trugen lange Flinten über den Schultern. Es ist eine Mutter mit ihren Söhnen und ihr gelten die freudigen Zurufe, ihr der Jubel, ihr die Klänge der Musik.

Es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit dem Aufzuge.

Der Leser dieser Blätter erinnert sich noch der wilden Szene in jener Nacht, da wir im Kloster zu Ramleh übernachteten. Ein türkischer Bauer wurde von drei Beduinen, die mit Kameelen sein eben eingeheimstes Getreide stehlen kamen, erschossen. Zwei nahmen mit den beladenen Kameelen die Flucht, der Mörder fiel in die Hand der Bewohner von Ramleh, und wurde dem Gerichte übergeben. Nachdem er vierzig Tage im Gefängnisse zugebracht hatte, wurde er von vier Bewaffneten nach Jaffa eskortirt.

Das kam der Familie des Ermordeten bedenklich vor, denn eigentlich hätte der Mörder nach Jerusalem, vor das Gericht des Paschas geführt werden müssen. In Jaffa konnte er sich vielleicht durch Bestechung retten, oder die Flucht ergreifen. Die Wittwe ging mit ihren Söhnen nach Jaffa, um die strafende Gerechtigkeit nicht schlafen zu lassen. Der Mörder ritt zwischen den Bewaffneten ruhig hin und wußte nicht, daß der Tod mit ihm ziehe.

Zwischen den Gärten von Jaffa, die von hohen Kaktuswänden eingehegt sind, erschallen, wie auf ein gegebenes Zeichen

zwei Flintenschüsse zugleich. Der Mörder stürzt vom Pferde, in Haupt und Herz getroffen, und die Bewaffneten sprengen davon.

Der fünfzehn- und der zwölfjährige Sohn haben den an ihrem Vater begangenen Mord gerächt. Sie brechen hinter den Hecken hervor, und rühmen sich vor der zusammen geströmten Menge ihrer That, die jeder begreift und jeder preist.

„Die glückliche Mutter!“ ruft es aus der Menge. „Seht die Mutter zweier Helden!“ — „Seht die Löwin, die zwei Junge hat!“ Und wieder Jauchzen, Zimbeln und Trommeln.

Nach Khaifa.

Ungarn und Palästina. — Der Engel des Windes. — Die Seekrankheit. — Jüdische Gemeinde.

Ich kehrte wieder bei meinem braven Landsmann Platner ein und fand die freundlichste Aufnahme. Fast zugleich mit mir traf ein Webermeister, Herr Elbe aus Hamburg ein, den Sir Moses Montefiore nach Jerusalem sandte, um die jüdische Jugend, die Lust zur Weberei hätte, in derselben zu unterrichten. Es war ein ältlicher, müder Mann mit einer jungen Frau und schien mir in seiner wenig energischen Weise kaum geeignet, Lust und Liebe zum Handwerk erwecken zu können.

Ich theilte Herrn Platner meinen Plan mit, auf den Karmel zu gehen. Er sah nach der See und meinte: „Der Wind ist sehr günstig; ich rathe Ihnen, ein Boot mit einem Segel zu nehmen, es trägt sie in sieben bis neun Stunden an den Fuß des Karmel nach Khaifa."

Mein Entschluß war rasch gefaßt und Matthia beauftragt, ein Boot zu mieten.

Frau Platner fing aber mit ihrem Töchterchen ein tapferes Kochen an, und sie setzte einen besonderen Ehrgeiz darein, die Seefische nach heimisch ungarischer Weise mit Paprika und vom

edelsten Schöpse Palästina's, Guljaschhusch zu bereiten und Reis mit feinstem Knoblauchdufte zu versetzen. „Sie sollen glauben" sagte sie, „daß Sie sind in Ungarn. Was sind die Fisch aus dem Meere, gegen die aus der Theiß! und Ochsen, wo hat man hier Ochsen? Da muß man nur in Ungarn leben. Ich sage Ihnen dieses Erez Jisroel, Land Israel, ist Ungarn, und Ungarn ist eigentlich Erez Jisroel."

Ein treffliches Mahl stand bald in einer gegen die See offenen Halle, und ich rathe jedem Reisenden, bei Herrn Platner einzukehren, um gut und reinlich zu wohnen, vortrefflich zu speisen und sich unter herzlichen, deutsch redenden Menschen zu befinden.

Matthia kehrte zurück und meldete, daß unser Boot nach der Mittagsglut bereit sein werde, in See nach Khaifa zu gehen.

Frau Platner packte einen Korb voll Speisen für uns, um wenigstens für drei Tage auszureichen. Braten, Fische, Eier, Käse, Rhum, Wein, Zucker und Kaffee, Oliven, Kuchen, Brot; jedenfalls war ich besser versehen, als meine Urahnen, da sie aus dem Lande Mizrajim zogen und nur ungesäuertes Brot mitnehmen konnten. Dafür hatte ich wieder keine goldenen und silbernen Gefäße wie sie mitgenommen.

Mein Gepäck hatte ich in Jaffa zurück gelassen, und nur mit einem kleinen Reisesacke, in meinem Beduinenmantel vom Libanon und meinen Waffen trat ich, ohne weitere Begleitung als Matthia, die Reise durch Palästina an. Mussa Mustafa hieß der Rais unseres genug kleinen Bootes, über dem ein weißes Segel, frisch geschwellt glänzte. Er war ein schöner ernster Mann, der zwei Ruderern gebot.

Wir fuhren fröhlich die Küste entlang. Mir war diese wieder neue Art zu reisen, von besonderem Interesse, und „ehe der Mond aufgeht" sagte Mussa Mustafa, „sind wir in Khaifa." Die See lag glatt und blau, wie ein stählerner Spiegel, und die Dünenhügel des Gestades zogen rasch an uns vorbei. Denn es wehte der frischeste Wind und wir lagen ganz behaglich unter

dem Segel vor der brennenden Sonne geschützt. Unsere Freude währte nur zwei Stunden. Der Wind legte sich und unser Segel hing schlaff herab; die Ruderer brachten das Boot kaum vorwärts. Der Rais wurde bedenklich und meinte, wir könnten jetzt allenfalls vierundzwanzig Stunden und länger auf der See liegen. Es war diese Mittheilung doppelt unangenehm, weil meine Reise Tag für Tag vorgezeichnet war, wenn ich rechtzeitig wieder in Jaffa sein sollte, um mit dem anlandenden Schiffe zu gehen. Endlich fing ein Schwindel an, mir den Kopf einzunehmen, und war der Vorbote einer heftigen Erkrankung. Sie blieb mir und Matthia nicht lange aus; wir wurden elend.

Der Rais kochte Kaffee und goß zur Hälfte Rhum und ziemlich viel Pfeffer hinein. Ich trank ein starkes Glas davon, und fühlte ein Brennen im Magen, und eine Betäubung, die mich bald vom heftigsten Uebel befreite.

Plötzlich erwachte ich; der klarste Mond und prächtig groß zitternde Sterne hingen über mir. Die See plätscherte sanft an die Planken des Bootes, das sich nicht vor- nicht rückwärts bewegte, und nur sanft wiegte. Vom Gestade her warfen Felsen, an denen die See laut brandete, Schatten, und um mich her war es vollkommene Ruhe. Der Rais lag in seinen Mantel gehüllt, die beiden Ruderer saßen auf den Bänken und schliefen; die Ruder waren ihren Händen entglitten. Matthia regte sich nicht. Die Szene und die Gruppen waren genug eigenthümlich, um meine Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Ich sah nach der Uhr, es war Mitternacht und die Sorge legte sich mir schlaflos ans Herz, jede Stunde der Zögerung könnte meinen Reiseplan verderben. Ich fühlte mich sehr schwach und betäubt.

Ein Rauschen weckte mich, ich schlug wieder die Augen auf; da war es heller Tag um mich, das Segel flatterte, und der Rais ließ mir Glück wünschen, denn „der unsichtbare Engel des Windes“ sei wieder mit uns. Das Vorgebirge des Karmel erhob sich vor unseren Augen. Die Ruderer unterstützten den leichten Wind, der sich in das Segel legte, und ich hatte, während Matthia

für uns Kaffee braute, Zeit, über das seltsame Wesen der Seekrankheit nachzudenken.

Ich habe auf früheren und späteren Seereisen an mir wahrgenommen, daß ich oft bei bewegter See vollkommen gesund, und bei spiegelglatter, wie diesmal, so krank wurde, wie kaum im Sturme. Es hängt, da das Individuum dasselbe war, entschieden von der jedesmaligen Nervenstimmung ab, ob der Seefahrende erkranke oder gesund bleibe. Wenn der Magen vollkommen gesund am Menschen und mäßig gefüllt ist, wird ihm die See weniger anhaben, als wenn er schwach und überladen ist; wiewohl er bei vielen blos durch die Geruchsnerven, wenn sie durch den Aushauch des Thrans oder der See gereizt werden, erkrankt.

In neuerer Zeit wurde das Einnehmen von Chloroform empfohlen, das wohl unmerkbar nützt, aber dadurch es selbst die Symptome der Seekrankheit auch auf dem Festlande zu erzeugen pflegt. Daß eine Betäubung durch ein geistiges Getränk nützt, wenn ihm zugleich ein, den Magen stark reizendes und erwärmendes Mittel beigegeben ist, habe ich an mir selbst erfahren durch das derbe Mittel Mussa Mustafa's. Ich habe es später auf der langen Reise von Egypten nach Europa wieder versucht, und wenigstens an mir als wirksam erprobt. Ich rieth es da einer sehr erkrankten, zarten Dame, und erreichte den Erfolg, daß die heftigsten Symptome einhielten, und ein viele Stunden andauernder Schlaf erfolgte. Ob die heftigen Kopfschmerzen beim Erwachen ein Symptom der Krankheit, oder eine Folge des Mittels waren, ließ sich natürlich nicht unterscheiden. Wenn man es anwendet, dabei den Unterleib mit einer breiten Binde fest zusammenschnürt, sich auf dem Decke in der Mitte des Schiffes, wo die Schwankung am wenigsten empfunden wird, horizontal auf den Rücken legt, so glaube ich, daß die Krankheit wenigstens nicht jenen entsetzlichen Grad erreicht, wo der Mensch lieber zu sterben wünscht, als weiter solche Qual zu dulden. Daß der Seekranke, wenn er das Land betritt, plötzlich gesund und hungrig sei, ist geradezu nicht wahr. Im besten Falle ist der Kopf noch lange eingenommen.

Um neun Uhr Morgens nach einer Fahrt von einundzwanzig Stunden, die sonst in sieben Stunden vollendet wird, erreichten wir den kleinen verwahrlosten Hafen von Khaifa, und durften den Wind segnen, daß er uns nur einen halben Tag verließ. Der Rais erzählte mir, daß er schon zuweilen, von Jaffa nach Khaifa fahrend, drei Tage auf dieser See gelegen habe.

Wir gingen in der Nähe des Hafens in ein genug stattliches Kaffeehaus, wo die Tische von weißem Marmor, Divane schwellend gepolstert waren. Ueber uns war keine Decke, nur das Holzwerk des Daches schaute kahl herab. An den Wänden waren viele hundert Flaschen mit geistigen Getränken angebracht. Der Wirt, ein Grieche, mochte mir die blassen Folgen der Seekrankheit ansehen, denn er setzte mir, statt des üblichen Kaffees geglühten Cyperwein vor.

Matthia ging, um meinen Brief an den österreichischen Consularagenten, Herrn Skopovich, und meine Karte an den englischen Vizeconsul Herrn Roggers abzugeben, denselben, mit dem ich in Jerusalem das interessante Gespräch über ein gewiß künftiges Judenreich in Palästina hatte. Ich unterhielt mich unterdessen mit einem spanischen Juden, der in das Kaffeehaus gekommen war, um mir seine Dienste als Dragoman anzubieten.

Ich fragte ihn um die Zahl und Zustände der Glaubensgenossen und erhielt folgende wenige Nachrichten von ihm: „Wir bilden blos eine kleine Gemeinde, die kleinste fast im gelobten Lande. Sie zählt nicht mehr als 100 Seelen. Wir leben ärmlich nur vom Handel und an uns denkt Niemand, während unseren Glaubensgenossen nach Jerusalem, Hebron, Safet und Tiberia aus aller Welt reiche Unterstützung zufließt. Und zu was benützen sie das viele Geld? Um gut zu essen und zu trinken, und zu Müssiggang, den sie nur durch Gebet unterbrechen. Gott schenkt dem Menschen nichts, wenn er noch so viel betet, er muß arbeiten, dann hilft ihm Gott. Unsere Synagoge ist klein und elend, unsere Kinder haben keine Schule und

lernen nichts. Das Handwerk ist ihnen versperrt, weil wir sie zum Türken nicht in die Lehre zu geben wagen dürfen. Besser Armut, als Laster."

Matthia kehrte zurück mit der Nachricht, daß die beiden Herren nicht anwesend seien, und daß die Pferde bereit stehen, die uns zum Kloster auf den Carmel bringen werden.

Auf dem Carmel.

Giovanni Batista. — Die Bibliothek. — Die Profeten. — Berggottesdienst. — Flora. — Das Denkbuch.

Wir ritten zum Thore von Khaifa hinaus, vor welchem sich mehrere Tennen befanden. Die Art das Korn zu erhalten, war von der verschieden, die wir in der Ebene von Saron gesehen haben. Hölzerne Bohlen zu einem Quadrat zusammengefügt, welches etwas über eine Klafter im Geviert hatte, lag auf den in einem größeren Kreise zusammengelegten Aehren. Ein Ochsenpaar war vor die Bohlen gespannt, und wurde von einem auf ihnen stehenden Manne gelenkt. So wurden sowohl durch den Tritt der Thiere, als durch die schwere, nachlastende hölzerne Tafel die Aehren von den Körnern befreit.

Wir zogen zwischen Oelbäumen, darunter sehr alten, bald empor; uns zur Rechten Felder, die uns vom brandenden Meere trennten, und durch welche der alt-biblische Bach Kison zum Meere fließt. Auf dem steilen gebahnten Wege, der uns führte, haben wir zur Linken schroff abfallende Felsen, in denen sich da und dort eine Höhle schwarz aufthut. Oelbäume und üppiger Lorber bedecken grünend den Berg, an dessen Spitze wir nach einer halben Stunde anlangen.

Matthia ging in das weitläufige stattliche Kloster, vor dessen Pforten wir hielten, um uns zu melden. Er kehrte bald mit einem jungen Carmeliter zurück, der mich freundlich willkommen hieß, und

eine lichte, breite Treppe empor, in einen großen Saal führte mit Divanen und der Aussicht auf das Meer, das an 600 Fuß tief unter uns an den Felsen schlägt. Bald darauf erschien der Prior-Stellvertreter, ein Malteser, und fragte, aus welchem Lande ich komme? Als er hörte, aus Oesterreich, beklagte er sehr, daß der Erzherzog Ferdinand Max nicht das Bergkloster besucht, und nur in Khaifa verweilt habe. Der französische Consul wollte nicht gestatten, daß die französische Flagge, unter deren Schutz das Kloster steht, eingerefft, und dafür die österreichische aufgehißt werde. „So haben wir den Besuch eines, wie wir hören, geistvollen Fürsten und er selbst eine schöne Erinnerung eingebüßt." Der Prior fragte nach meinen Wünschen, und als ich ihm sagte, daß ich noch von der See unwohl sei, rieth er mir, in einem der anstoßenden Gemächer mich zur Ruhe zu begeben, und wenn ich erwacht sein würde, es ihm melden zu lassen, weil er mich selbst an die heiligen Orte führen wolle.

Ein Schlafgemach, das durch eine blanke Reinlichkeit anmuthete, und dem alle anderen, in gleicher Reihe liegenden, glichen, nahm mich auf. Auf dem Nachttische lag eine Bibel in sirischer, und eine Geschichte des Klosters in italienischer Sprache. Ich ahnte nicht, als ich im Jahre 1838 in dem schönen Frascati bei Rom lustwandelte, und im Jahre 1841 in Wien, einen dort geborenen schlichten Carmeliter am Stefansthurme vorübergehen sah, dem ich einen Artikel in meinen „Sonntagsblättern" widmete, daß ich in dem von ihm neuerbauten Kloster auf dem Berge Carmel einst ausruhen sollte.

Giovanni Batista war der einzige Mönch, der sich aus der Zerstörung des Klosters durch die Franzosen und später durch die Türken, retten konnte. Er flüchtete nach Rom, von wo aus er im Jahre 1819 wieder nach dem Carmel gesendet wurde, um das Kloster herzustellen, ohne Begleitung, ohne Geld. Als Abdalah Pascha von dem Plane des Mönchs hörte, ließ er die Ueberreste des Klosters mit Pulver zersprengen, weil er fürchtete, die Mönche könnten, da eben die griechische Revolution ausgebrochen war, von dem Vorgebirge aus, dem türkischen Feinde,

wenn er hier durch's Meer zog, Signale geben. Im Jahre 1826 erwirkte der Carmeliter persönlich in Konstantinopel einen Ferman zum Wiederaufbau des Klosters. Er eilte zurück auf den Carmel und zwischen Ruinen sitzend, entwarf in er seinem Geiste, und dann mit dem Reißblei den Plan eines großartigen Gebäudes. Er hatte nicht über 100 Francs zu gebieten, und die Ausführung seines Planes nahm, nach seiner Berechnung, deren 400,000 in Anspruch.

Giovanni Batista ist ein Beispiel dessen, was ein Glaubenstarker Wille, und eine nicht ablassende Thatkraft vermögen, wenn ihnen ein weiser Sinn zur Seite steht. Auf seinen Wanderungen zwischen dem Carmel und Nazaret hatte er am Kison zwei verlassene Mühlen bemerkt, sie in Stand setzen, und vom Ertrage den Bau zu beginnen, war sein erster Gedanke. Die Mühlen gehörten einer Drusenfamilie, die es für ein Verbrechen hielt, einem Christen Grundbesitz zu verkaufen; doch ließ sie sich herbei, die Mühlen zu verpachten. Ein dem Mönche befreundeter Mohammedaner lieh, ohne Zinsen, ein kleines Kapital, und so unternahmen drei Männer, jeder einer anderen Religion angehörend, die Wiederherstellung der Mühlen, von der die Grundsteinlegung eines christlichen Klosters abhing.

Giovanni Batista reiste durch alle Länder Asiens, um bei seinen Glaubensgenossen Geld zu sammeln, mit dem er immer wieder auf den Carmel zurückkehrte, um zu bauen. Der mehr als sechzigjährige Greis ermüdete nicht, und ging später noch nach Europa, und sammelte in seinem Hute für den uralt heiligen Berg Carmel in Palästina, Almosen. Ihm wurde das Glück zu Theil, das großartige Werk zu vollenden.

Der Prior erschien nach einigen Stunden wieder, und hatte die Güte, mich durch die überall lichten Räume des Klosters, und viele Stufen hinab, zur Kirche zu führen, die in die Grotte gebaut ist, in welcher der Profet Elia geweilt haben soll.

Die Kirche ist eine mäßig große Rotunde, die aus der Kuppel Licht empfängt. Die Wände sind marmorartig gemalt, der Fußboden von schwarzem und weißem Marmor blank. Aus der Rotunde führen einige Stufen zu einem tiefen, in den Felsen hineingehauenen Raum, wo sich ein Altar befindet, der von Lampen beleuchtet ist.

Der Prior kniete nieder und betete.

Ich hielt es, da ich ruhig stehen blieb, für meine Pflicht, ihm zu sagen, daß ich kein Christ sei.

„Du bist ein Pilger nach Jerusalem," erwiederte er, „und das ist genug, um den Mönchen auf dem Berge Carmel ein willkommener Gast zu sein. Ohne die Hülfe eines Nichtchristen stünde vielleicht dieser zur Ehre Gottes aufgeführte Bau nicht."

Der Bibliotheksaal, wo in vier großen Kasten meist religiöse Bücher in lateinischer, italienischer und spanischer Sprache aufgestellt sind, empfing uns mit einem feuchten, modrigen Dufte, was wohl daher zu kommen schien, daß er selten betreten werden mag. Ich erlaubte mir die Büchersammlung mit meinen „Hebräischen Elegieen", die der Dichter Letteris so trefflich in's Hebräische übersetzte, zu vermehren, was der Prior sehr freundlich aufnahm.

„Es ist das einzige Buch, das wir jetzt besitzen, und das vielleicht seit einem Jahrtausende das Kloster besitzt, welches in der heiligen Sprache geschrieben ist, in welcher der Profet weißsagte, den wir hier verehren."

Die echt tolerante Anschauung des ehrwürdigen Priors, wie aller Mönche, die ich später auf dem Carmel kennen lernte, war eine sehr wohlthuende, und stach gar seltsam zu der Abweisung eines Juden ab, die wir von den Franziskanermönchen in Ramleh zu erzählen hatten.

Ich benutzte die späteren Nachmittagstunden und den Abend zu Spaziergängen auf dem Berge. Ein weisbärtiger, spanischer Mönch, und ein Belgier, der etwas deutsch sprach, waren meine Begleiter. Das ganze Gebirge Carmel, vor allem aber sein Absturz hier in die See ist seiner reichen Flora wegen berühmt. Von den aromatischen Kräutern des Berges mußte in früheren Jahrhunderten den Königen von Frankreich gesendet werden; sie wurden für besonders heilkräftig gehalten. Die Pflanzenwelt hat hier einen dreifachen Charakter: der Berge, der Thäler und des Seegestades, und bietet eine reiche Mannigfaltigkeit dar. Ueber dem Kloster empor erhebt sich der Berg noch über tausend Fuß, und ist mit einer kleinen Eichengattung, Quercus crinita bewachsen, deren Eicheln eßbar sein sollen. Zahlreiche Insekten von bunten Farben flogen und sprangen um uns her, und Vögel sangen ihr lustiges Lied.

Als wir die Höhe des Berges erreicht hatten, that sich die großartigste Welt auf. Vor uns ist das blaue Meer, weithin aufgerollt und von weißen Segeln bedeckt, seine Brandungsdonner schlagen gedämpft empor. Wir sehen die weitgeschwungene Bucht, an deren fernem Ende sich das fantastisch darstellende, alte Ptolemais mit seinen Mauern, Thürmen, Zinnen und Kuppeln erhebt. Wir wenden uns und sehen die schneebedeckten Berge des Libanon im Sonnenglanze leuchten.

Wenn man auf dieser Höhe steht, begreift eine leicht anregbare Fantasie, wie von uraltesten Zeiten her, profetische Dichter und begeisterte Volksredner den Carmel, der in hebräischer Sprache „fruchtbares Feld" bedeutet, so oft als Bild benutzen, wenn sie Pracht und Segen schildern wollen. Wenn Jesaias im Schwunge der Rede, selbst der Wüste Blütenthum verheißt, so ruft er aus: „Sie wird blühen und fröhlich stehen in aller Lust und Freude, denn die Herrlichkeit des Libanon ist ihr gegeben, der Schmuck Carmels und Sarons". Im Liede der Lieder weiß der begeisterte Liebessänger nichts schönres der Braut zu sagen, als: „Dein Haupt steht auf dir wie Carmel!" Jeremias verspricht dem Volke wenn es an Jehova halten wird, „daß er es wieder heimbringen

wird zu seiner Wohnung, daß es auf Carmel und Basan seine Heerden weide.“ Wenn Amos dem Volke traurige Zeiten verkündet, und das Strafgericht des Herrn, so läßt er „seine Stimme aus Zion hören, daß die Triften der Hirten trauern, und Carmels Haupt vertrocknet.“ Hier fiel alles Volk auf das Angesicht, als Elias das Feuer vom Himmel erflehte auf den geopferten Farren, „und es fraß Brandopfer, Holz, Steine und Erde, und leckte das Wasser auf in den Gruben.“

Es ist ein durch die frühen Entwicklungsepochen der Völker gehender Zug, daß sie gern auf Anhöhen beteten und sich mit empor gestreckten Armen, wie Statuen von Piedestalen, gerne erhoben. Den Völkern sind die Berge heilig. Auf Moria baut der Patriarch einen Altar, auf Horeb erscheint Gott Moses im brennenden Dornenbusche und übergiebt ihm unter Gewitter auf dem Sinai die Tafeln des Gesetzes. Die Bedeutung des Berges Tabor ist in den Richtern verzeichnet und auf der Höhe von Mizpa richtete Samuel das Volk. Auf dem Gebirge Arrarat ruhte die Arche, der Libanon ist heilig. In der Urgeschichte eines jeden Volkes fast, ragen die Berge, als die ersten, von der Natur gegründeten Säulen seiner Tempel empor, und König David singt: „Gott hat Lust auf dem Berge zu wohnen.“

Die ursprüngliche Bergverehrung der Cananiter scheint nicht ohne Einfluß auf den Gottesdienst der Juden gewesen zu sein. Der Carmel diente übrigens vielen Göttern: er war ein Heiligthum des Zeus, Tacitus nennt den Berg selbst einen Gott, der seinen eignen Altar trug. Die Phönizier verehrten keinen Gott, sondern die Gottheit überhaupt auf dem Carmel, die sich in der Natur majestätisch offenbart. Pythagoras soll lange in einsamer Selbstbetrachtung auf dem heiligen Carmel gelebt haben, ehe er seine Lehre verkünden ging.

Alle die Völker sind vergangen, ihre Geschlechter sind Staub, vom Staube nicht mehr geschieden. Ich stieg mit dem Stolze, der Sohn eines Volks zu sein, das alle andern überdauert, von dem Berge nieder, der ihm heilig war.

Als wir den Berg herab wieder vor das Kloster gekommen waren, wandelten die Mönche einzeln und paarweise in dem Garten, der zum Theil eine Fortsetzung der Terrasse ist, und zum Theile von Felsen niederhängt. In der Mitte des Gartens, der schöne Weinlaubengänge, Mandelbäume, Granaten und Zipressen hat, erhebt sich eine steinerne Piramide, unter welcher die hier im Kampfe gefallenen Franzosen ruhen.

Es waren zwölf Mönche, die das Kloster bewohnen, und jeder gehört einem anderen Vaterlande an; das meine war durch einen Laienbruder Johann Zwittlinger, aus Hohenfurt in Böhmen, vertreten. Er ist ein Tischler, frommer Sinn führte ihn nach Rom, wo er nach siebenjährigem Aufenthalte hierher gesendet wurde, und seitdem fromm und heiter im Kloster sein Handwerk übt. Er lag am Fieber darnieder. Ich stattete ihm mit einem Mönche, der Arzt und Apotheker ist, einen Besuch ab. Der Mönch hörte gar aufmerksam zu, als ich mit ihm die Sprache unserer Heimat redete, welche er früher niemals vernommen hatte.

Abends hatte ich noch eine Besprechung mit Matthia über den Plan der Reise. Es war ein lebhafter Wunsch in mir, Nablus zu besuchen, das vor einigen Monaten im Aufstande war, weil ein Missionär das Unglück hatte, einen mohammedanischen Bettler zu erschießen. Der österreichische Generalconsul in Beyrut wollte mir, als ich über Nablus nach Jerusalem reisen wollte, die Reise nicht gestatten. Ich fragte bisher aller Orten um die Zustände der Stadt, auch die Mönche, und erhielt die Auskunft, daß die Stadt wieder beruhigt, jedoch kein Vertreter einer europäischen Macht noch dahin zurückgekehrt sei.

Matthia meinte, wir könnten sicher dahin gehen, um so mehr, als ich mich völlig fränkisch kleide. Dieser Grund war mir nicht klar, worauf er mir auseinandersetzte, daß sich alle Jene im Oriente, wenn nicht gefährden, doch nicht nützen, wenn sie arabische Tracht anlegen. Der Orientale meint, dahinter

stecke die Absicht, nicht erkannt werden zu wollen; während er an die Erscheinung eines Franken gewohnt ist, der das Land und seine Ruinen zu sehen kommt. Zu dem weiß der Einheimische sogleich, daß er es mit einem Manne zu thun habe, der unter dem Schutze einer europäischen Macht reist.

Ich war entschlossen, die alten Samaritaner zu besuchen. Matthia theilte unsere Reise genau nach Tagen ein, und erzählte mir, daß in Khaifa ein aus dem Feldzuge zurückkehrender Baschi Bozuck mit drei Pferden angelangt sei. Seine Meinung war, die Thiere zu mieten, und dadurch gleich den gut bewaffneten Mann als Bedeckung zu gewinnen.

Ich freute mich des gefaßten Entschlusses, und entließ den Laienbruder, der noch gekommen war, um nach meinen Wünschen zu fragen, mit einem zufriedenen: Gute Nacht!

Um fünf Uhr Morgens waren unsere Pferde gesattelt. Auf dem Tische im Saale war ein treffliches Frühstück vorbereitet. Der Prior kam, um mir glückliche Reise zu wünschen, und reichte mir einen Strauß getrockneter Feuernelken, die kleinblätterig so blaupurpurn glänzten, daß sie unwillkürlich an die berühmte Purpurschnecke des nahen Sidons mahnten, und ein berühmter Schmuck des Berges Carmel sind. Er reichte mir zugleich das Fremdenbuch des Klosters, das erst seit dem Jahre 1841 geführt wird. Ich fand von mir bekannt gewesenen Oesterreichern nur den General von Pott, den Consul Craigher, der ein Buch über seine Reise im Oriente herausgegeben hat; beide gehören nicht mehr den Lebenden an. Ein Oesterreicher, Dr. Carl Ridlinger, aus Gmunden, war mit einem hübsch geformten Gedichte eingezeichnet.

Ich schrieb, gedrängt wie ich war, denn unsere Pferde waren bereits gesattelt, folgende Verse ein:

Das Feuer Gottes fiel auf Opfer nieder,
Geschlachtet wurden Priester hier des Baal,
Groß angewachsen wieder ist die Zahl!
Profete du des Herrn! wann kommst du wieder?

St. Jean d'Acre.

Schöner Ritt. — Jüdische Gemeinde. — Ein Feigenbaum. — Süße Rast.

Wir schieden des Morgens um 6 Uhr vom Kloster Carmel, ritten den Berg hinab, wieder durch Khaifa und dann hart am Seegestade fort, so nahe, daß uns die heranrollenden Wogen oft weiße Schäume unter die Füße unserer Pferde gossen. Die See war etwas bewegt und schlug breite, grüne Wogen von jener donnernden Musik begleitet, welche die durch den Anblick des Meeres höher gestimmte Seele mit wonnevollem Schauer erfüllt. Zu unserer Rechten lagen kahl und traurig unfruchtbare Sandhügel; über die nur selten eine Palme, die gern im Sande gedeiht, emporragte. Ein kühler Hauch von der Flut her milderte das strömende Feuer der Sonne. Die See bildet hier einen halben ungeheuren Bogen, an dessen beiden sichtbaren Enden, wenn wir nach rückwärts schauten, der majestätische Carmel mit seinem Kloster aufragte und vor uns weiß funkelnd mit Zinnen und Mauern, Kuppeln und Minareten das alte Ptolomais lag. Und über dem großartigsten Bilde wehte der Himmel wie eine blaue Siegesfahne, auf die der silberstrahlende Glanz der Sonne gestickt war. Welche Erinnerungen lassen sich auf dieser Szene, bald wie Adler wild, und wieder friedlich wie Tauben, nieder und fesseln die Gedanken, und entzügeln die Fantasie.

Zwischen Meer und sand'gen Dünen,
Ich und mein Genoß,
Reiten auf dem flüchtig, kühnen
Beduinenroß.

Da und dort auf einem Hügel
Ragen Palmen schön,
Wehen wie Profetenflügel
Zu des Himmels Höh'n.

Und Geschichte und Legenden,
Längst schon todt geglaubt,
Funkeln mir, den Blick zu blenden,
Kronenhaft um's Haupt.

Unter meines Rosses Füße,
Huld'gend vor mir her,
Silberteppiche als Grüße
Gießt das stolze Meer.

Und so zieh ich, eh ich sterbe
Wie ein Prinz mit Glanz,
Als ein nachgeborner Erbe
Dieses Wunderlands.

Es hatten sich zwei Herren zu Pferde angeschlossen, Männer aus St. Jean d'Acre und führten mit Matthia ein lebhaftes Gespräch. Ich ritt ihnen immer vor, um in meinen Betrachtungen nicht gestört zu sein, und hielt nur dann, wenn die See, wie ein kleiner Fluß in die Dünen hineinspülte, und wir ihn zu durchsetzen hatten.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährte mir fort und fort das Spiel der Seespinnen, die von der Größe einer Maus mit jeder sich heranwälzenden Woge auf den Sand des flachen Ufers gespült wurden und mit unglaublicher Gelenkigkeit ihrer langen Beine wieder in die See der sich zurückziehenden Woge nachliefen, bis sie nach einigen Secunden wieder auf dem Trockenen waren.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir die Mauern der in alter und neuer Zeit historisch merkwürdigen Stadt.

Sie trägt noch die deutlichen Spuren der letzten Kriegsereignisse. Zerbrochenes Mauerwerk, umgestürzte Säulen, verfallene Häuser gewähren einen traurigen Anblick. Der Bazar war eben nicht am Besten ausgestattet, ich sah mich vergebens nach einer Reitpeitsche um. Viele Läden waren geschlossen. Ein Chan, dessen Hofraum ein Längenviereck bildet, zu dessen beiden Seiten je zehn marmorne korinthische Säulen sich erheben, war das schönste Gebäude, das ich sah. Die Straßen sind wie die einer jeden orientalischen Stadt, eng, schmuzig, wenige von ihnen belebt.

Wir hielten mitten in der Stadt vor einem Kaffeehause, das dargereichte Wasser schmeckte lau, und die Mühe Matthia's war vergebens, eine Zitrone zu einer Limonade aufzutreiben; dafür wurde mir ein fad süßer Abguß von Zibeben gereicht.

Mein Aufenthalt war zu flüchtig, um nähere Erkundigung über die Juden von St. Jean d'Acre einzuholen; ich erfuhr nur, daß deren 120 hier leben, die sich mit Fischfang, Gewerben und Handel ernähren. Sie besitzen eine Synagoge.

Nach einer Stunde verließen wir wieder die Stadt, um vor derselben in dem einfachen Garten eines Bewohners von Aka unsere eigentliche Mittagsrast zu halten. So angenehm der Aufenthalt hier war, hätte ich doch gewünscht, in der Stadt selbst geblieben zu sein. Aber Matthia versicherte mich, ich hätte vor den Bettlern von St. Jean d'Acre nicht Ruhe zum Essen gehabt.

Wir kamen in einen Hofraum, in welchem neben einem elenden Wohngebäude sich ein Schöpfbrunnen in der primitivsten Form, und ein wild verwachsener Garten befand. In der Mitte desselben ragte ein riesiger Feigenbaum auf, der seine Aeste überhängend bis zur Erde senkte, so daß er eine breitblätterige, große Laube bildete. In dieser breitete der Herr des Gartens eine Strohmatte aus, auf die er mich zum Sitzen einlud. Er rupfte ein Büschel Majoran aus, und brachte es mir, „damit mir der Aufenthalt in seinem Garten ein angenehmer sei.“ Dann brachte er mir grünen Lauch und Zwiebel und versicherte mich, daß sie vortrefflich schmecken.

Ich hatte seit Jaffa kaum etwas gegessen, und die Nachbetäubung der Seekrankheit hatte mich erst während des schönen Morgenrittes an dem Seegestade verlassen. Und so pries ich die Sorgfalt meiner Gastfreunde in Jaffa, die mir einen so bedeutenden Vorrath an Speisen mitgegeben hatten. Nach dem unvermeidlichen, aber stets willkommenen Kaffee überfiel mich ein so tiefer Schlaf, aus dem Matthia mich vergebens zu wecken versucht hatte. Weil aber die Zeit drängte, mußte er es doch thun; er bemerkte, ich hätte so tief und fest geschlafen, daß mir Gott, wie dem ersten Menschen aus meinen Rippen hätte ein Weib schnitzen können. Vielleicht rief der schöne Feigenbaum mit seinen halbreifen Früchten den biblischen Vergleich in ihm hervor.

Ich fühlte mich, wie seit lange, nicht so gestärkt und reisemutig.

Rame.

Weißes Dromedar. — Drusen und Juden. — Gott und Sultan. — Dämonen der Nacht.

Wir erreichten nach einem zweistündigen Ritte durch die fruchtbare Ebene Sahel Aka, das schöne Dorf Berue und einen Bergrücken. Ueber steinigte Wege empor, sahen wir zur Rechten in fruchtbare baumbepflanzte Thäler hinein, und wenn wir uns im Sattel zurückwendeten, das Meer. Wir stiegen dann in ein reizendes schmales Oliventhal Schahur. Die Bäume sind den sanften Hügeln angepflanzt, welche ein Thal bilden, zwischen ihnen und unserem ebenen Wege, liegen Getreidefelder, in denen Feigen und Granatäpfelbäume stehen. Mais und Tabakpflanzungen werden immer üppiger und auf einem Berge uns entgegen grüßt eine im Sonnenscheine weißglänzende Stadt, die je näher wir kommen, wie jede orientalische Stadt, ihren Zauber einbüßt, es ist das Dorf Masd el Krum.

Im Dorfe ist lebhafte Bewegung, die Bevölkerung zeigt sich mannigfach thätig in Feld- und Gartenarbeit. Matthia wollte hier übernachten, da aber die Sonne hoch stand, bestimmte ich das nächste Dorf zur Nachtruhe, um am folgenden Tage vor Mittag in Safed anzulangen. Wir labten uns an einem frischen Brunnen des Dorfes und setzten unsern Weg fort.

Das schöne Thal, durch das wir gekommen sind, zieht sich weiter hin, bis sich nach einer Stunde die Oelbäume allmälig ver-

lieren, und wellige Hügel uns zu langsamerem Reiten zwingen. Wir sehen zu unserer Linken ein kleines Dorf. Nach einer zweiten Stunde schimmert von der roten Abendsonne beleuchtet, auf einem Berge, ein festungartig angelegtes, von gezackten Mauern theilweise umgebenes Dorf, es ist Rame.

Eine lange Strecke vor dem Dorfe schon begann ein sehr steinigter Weg, hinter welchem uns wieder reiche Baumpflanzungen aufnahmen. Hier kamen wir an eine Quelle, wo Weiber Wasser schöpften, und auf dem Kopfe die Krüge den steilen Berg empor-trugen. In der Mitte der Anhöhe war eine Tränke für Thiere, mit ungeheueren Steinen eingefaßt, die durch die Zeit glatt polirt, seit undenklichen Tagen da liegen mögen. Ein Neger tränkte ein schneeweißes Dromedar, das erste, das ich in Palästina sah. Wir stiegen von den Pferden, nahmen ihnen die Zäume ab und ließen auch sie vom kühlen Wasser schlürfen.

Mit dem Sonnenuntergang hatten wir die Höhe erreicht und kehrten in dem Hause des Christen Daut Jaub, was David Jacob bedeutet, ein.

Wir lagerten uns in einer hohen, flach überdachten Vorhalle, die eigentlich wie ein breiter und ziemlich langer Thorweg sich ausnahm. Es standen da zwei Kameele, Esel, Ziegen, zwischen denen Flügelvieh durchlief und flatterte. Die Frau des Hauses war mit dem Melken des Kameeles beschäftigt und brachte mir eine irdene Schüssel voll der Milch. Ich schmeckte zum ersten Male davon, ohne ein besonderes Behagen zu empfinden; doch zwang ich meinen Gaumen sich an das Getränk zu gewöhnen.

Es war die Dunkelheit rasch eingetreten, und der Hausherr geleitete mich in eine der geschilderten Vorhalle nahe weitläufige Stube. Ein hohes und regelmäßiges Viereck bildend, war sie vom platten Lehmboden bis zur halben Höhe der Wände mit schwarzen, roten und gelben Streifen bemalt. In einer Ecke war ein Kamin mit Arabesken aus gebranntem Thon geziert. In diesen Raum fiel von einem breiten überwölbten Fenster, das durch eine kleine steinerne Säule in zwei längliche Bogen getheilt war, Licht. Ueber diesem Fenster im Stein war ein durchbrochenes Kleeblatt.

Dieses Fenster, das keine Scheiben hatte, war blos durch hölzerne Läden zu schließen, zu ihm hinauf gelangte man aber nur über eine hohe Stufe, die so breit war, daß das Fenster eigentlich einen Erker bildete, in welchem sich niedere Divane befanden.

Als ich Matthia aufforderte, unseren Speisevorrath aufzutischen, legte der Hausherr zuerst einen Teppich in die Mitte des Zimmers, dann stellte er einen nur einen Schuh hohen runden Tisch auf denselben, und bedeckte ihn zuerst mit den Speisen, die seine Frau zubereitet hatte: Reis in Ziegenmilch gekocht, reichlich mit schwarzem Zucker bestreut, saure Milch, rohe Quarkklößchen in Oel getunkt und Gurken, Oliven und Brot.

Nachdem ich, um den Wirt nicht zu beleidigen, etwas von den seltsamen Speisen genommen und heimlich in meine Rocktasche gesteckt hatte, brachte Matthia Fische in Essig und Braten mit Kuchen, die wir von Jaffa mitgenommen hatten.

Schon während der Tisch vorbereitet wurde, fanden sich mehrere Besuche ein, die bis auf zwölf angewachsen, sich alle gekreuzter Beine hinsetzten und uns schweigend zusahen, wie ich und Matthia auf dem Teppich um das niedere Tischchen lagernd, aßen.

Ich ließ durch Matthia die Herren einladen, mit uns zu essen; was sie annahmen, indem jeder auf ein Stück Brot irgend einen Bissen sich von Matthia reichen ließ.

Ich knüpfte mit ihnen ein Gespräch an: „Wie viele Mohammedaner und Christen bewohnen Rame?"

Hier leben nur Christen und Drusen.

„Bekennen sich denn die Drusen nicht als Mohammedaner?"

Sie sagen zwar, daß sie an Gott glauben, aber in Wahrheit ist dem nicht so. Sie nehmen nicht an, daß die Menschheit von einem Paare abstamme, sondern von vielen zugleich. Denn wie konnte ein Menschenpaar zugleich weiße und schwarze Kinder erzeugen. Sie glauben auch nicht an die Sündflut.

„Und lebt Ihr mit Menschen, von denen Ihr sagt, daß sie an keinen Gott glauben, in Frieden?"

Es sind brave tapfere Männer, denen das gegebene Wort heilig ist, es sind hülfreiche Nachbarn und ihre Weiber sind keusch.

„Kommt ihr zuweilen nach Safed zu den Juden?"

Dieses Volk ist verflucht, weil es Christum gekreuzigt hat und nicht an die heilige Dreieinigkeit glaubt.

„Sie glauben aber an Gott und sollten Euch höher gelten, als die Drusen."

Aber sie verachten uns als Götzendiener.

Das voranstehende Gespräch hatte ich mit einem Greise; ein jüngerer Mann gab ihm eine andere Wendung:

„Jetzt wird die Welt bald für alle Menschen gleich sein!"

Meinst Du im Reiche des Sultans?

„Was hast Du gehört vom Hat Humajum? Wir zweifeln daß er gegeben ist, denn wir spüren nichts davon."

Ich merkte, wie schon früher bei ähnlichen Anläßen und durch das eben angeführte Gespräch angeregt, daß den Menschen im Morgenlande namentlich den Bergbewohnern Alles eindringlicher und klarer war, wenn es irgend mit religiösen Anschauungen verknüpft wurde und so erwiderte ich dem Manne:

Gott, welcher mächtiger ist als der Sultan, und mächtiger als alle Sultane der Erde, hat die Welt auch nicht plötzlich erschaffen. Ihr wißt, daß er dazu sieben Tage brauchte. Und der Sultan soll mit einem Male seinem ganzen Reiche eine andere Ordnung geben?

„Du bist ein weiser Frangi!"

Gott der Herr hat gute und böse Geister, und wenn sein Wille auch heilig ist und doch erfüllt wird; so suchen ihn die bösen Geister doch zu stören und seht, das ist Gott, der mächtigste Herr der Welten. Der Sultan hat auch gute und böse Minister.

„Die mächtigsten Sultane von England und Frankreich sollen seine Minister sein."

Sie sind seine Freunde.

„Warum rathen sie ihm aber, wenn sie gute Christen sind, daß unsere Kinder gleich denen der Türken Soldaten werden müssen."

Ihr wolltet in Allem den Türken gleich sein, und doch nicht gleich ihnen, heilige Pflichten erfüllen? Was nützen Euch Freiheiten, wenn ein Feind kommt und Euer Land erobert, weil Ihr es nicht mit euerem Blute vertheidigen wolltet.

Ich habe absichtlich dieses Gespräch hier angeführt, weil es die Anschauung und Stimmung der ganzen christlichen Bevölkerung in Syrien und Palästina ausdrückt, wie ich ihr aller Orten begegnet bin. Alle trösteten sich mit dem Gedanken, daß ein Loskaufen vom Militairdienste in jedem Falle möglich sein werde.

Es war spät geworden, ich ließ der Gesellschaft Kaffee und Aquavit reichen und ihr gute Nacht wünschen; worauf sie sich, wie mir Matthia sagte, erst entfernen würden. Denn zu gehen, ehe ich es ihnen nicht erlaubt, wäre eine Unhöflichkeit.

Matthia warnte mich, die mir zum Schlafen angebotenen Polster anzunehmen und brachte meinen Sattel, breitete eine hirschlederne Decke aus und reichte mir meinen Mantel zum Einhüllen. Es währte aber nicht lange, nachdem er mit dem Lichte aus der Stube fort war, daß die Quälgeister aus dem Lehmboden stiegen, sich auf Flügeln, die eitel Stacheln waren, von der Decke auf mich niedersenkten. Ich zündete rasch eine Kerze an und wie alle finstern Dämonen, flohen auch die in Rame vor dem Lichte.

Als ich erwachte, war es hell um mich her, die Kerze war niedergebrannt, der volle Mond hing prächtig über der weiten Landschaft; aber mein ganzer Körper brannte, als wäre ich nackt in Brennesseln gelegen. Ich ging vor das Haus an den Brunnen und hüllte mich in ein immer frisch befeuchtetes Linnen, bis es Morgen wurde.

Ich weckte Matthia und Achmed; die Pferde, die wie jedesmal uneingestallt, an einen Ring festgebunden im Freien blieben, wurden gefüttert, der Hausherr bereitete uns Kaffee und Nargileh.

Um fünf Uhr saßen wir zu Pferde und ritten die Höhe von Rame hinab. Mehrere Frauen waren in der Morgenkühle vor den Häusern schon thätig. Es fiel uns ihr besonderer Kopfschmuck auf.

Zwei trugen ein hohes silbernes Horn, wie wir es schon auf dem Libanon gesehen haben, während die andern das übliche Stirnband, aus aneinander gereihten Silbermünzen von beiden Schläfen herabhängend am Kinn gebunden hatten. Sie sahen wie die metallenen Sturmbänder an einer Pickelhaube aus.

Ein dichter Olivenwald nahm uns auf, nach einer Stunde führte uns ein Berg hinan, wo durch eine Leitung ein schöner Wasserfall uns mit einem kühlen Tranke labte.

Wir waren an demselben gleichzeitig mit einem Knaben, der einen beladenen Esel ritt, eingetroffen. Sein Anzug, mehr noch die Schläfenhaarbüschel verriethen mir den gazilisch-jüdischen Landsmann. Er hieß Herrschel, der völlig verwaist im Dienste eines jüdischen Krämers in Rame stand. Es war dies der einzige Fall eines in Palästina isolirt ansässigen Juden.

Die Berge waren von Gesträuchen grün; in einem Einschnitt sahen wir das Dorf Betanan und über demselben am Gipfel des Berges ein zweites Dorf Farada. Endlich tauchte der schöne Kegel des Berges Tabor und ein funkelndes Stück des galiläischen Meeres auf.

Nachdem wir die Berge überschritten hatten, sahen wir zu unserer Linken das Dorf Samoi in ein tief geschwungenes, grünendes Thal hinabgehen und jenseit desselben, einen Bergabhang nieder, lag weithin gestreckt Safed.

Als wir auf die Thalsohle gelangten, erblickten wir zu unserer Linken in den Bergen hoch liegend Marun, das sich durch eine weiß schimmernde Grabüberwölbung ankündigt. In derselben liegt der Verfasser des Sohar begraben, zu dem die Juden Palästina's und Syriens, wohl auch Pilger aus andern fernen Ländern Asiens und Afrika's Lagbeomer wallfahrten und drei Tage und Nächte unter Zelten mit heitern Genüssen, Gesängen und Musik zubringen. Ich hörte mannigfache, meist heitere Legenden, die sich an diese Grabstätte knüpfen, erzählen.

Der Weg, der uns wieder emporführte, wurde so felsig und steil, daß wir eine Stunde lang die Pferde hinter uns am Zügel

führen mußten, bis wir auf eine abgemähte Getreideebene hinan-kamen, und, schmachtend in der Glut des Tages nach mehr als fünfstündiger Reise die Ebene tief hinab, und wieder einen kahlen Berg empor, vor Safed anlangten; ein und eine halbe Stunde später, als wir es zuerst erblickt und schon nahe geglaubt haben. Vor Safed, zur Rechten, sahen wir noch ein kleines Dörfchen, Ein Masatum.

Safed.

Magenheilige. — Geschichte und Gegenwart. — Die jüdische Bevölkerung. — Perkyin. — Synagogen.

Ich kehrte bei einem galizischen Juden Herrn Schmul Barner aus Zombor ein, der vor 37 Jahren mit seinem Vater in Safed einwanderte, jetzt eine Weinschänke hält, und Fremde beherbergt. Aus einem reinlichen Vorhofe gelangte ich in eine mäßig kleine Stube, aus dieser in eine zweite, deren Einrichtung auf Wolhabenheit schließen ließ, und deren Reinlichkeit einen wolthuenden Eindruck machte.

Bald war ein erquickendes Mahl für mich auf dem Tische bereit, zu dem ich Matthia einlud. Er weigerte sich zu essen, und als ich in ihn drang, bemerkte er kurz und bestimmt: „Ich esse bei dem Volke der Juden nicht.“ Jetzt erst fiel es mir auf, daß er auf der ganzen Reise nichts von den aus Jaffa mitgebrachten Fleischspeisen genossen hatte. Unser Baschi Bozuck dagegen ließ sich um so besser das Hammelfleisch schmecken, als er vor seinen Augen das Thier von einem Juden schlachten sah, und es gewiß nicht berührt hätte, wenn es aus einer christlichen Fleischbank gekommen wäre.

Wir waren denn drei wunderliche Magenheilige!

Es war bald in Safed bekannt, daß ich angekommen sei, und mein Wirth hatte Mühe die sich vor dem Hause ansammelnde

Armen fern zu halten. Es mochte dem alten Lot, die Abwehr nicht so schwer geworden sein, als die Sodomiter sein Haus stürmen, und die bei ihm eingekehrten Männer heraus haben wollten.

Ich ließ der Menge sagen, daß ich, abreisend eine Summe für sie dem Vorsteher der Gemeinde zur Vertheilung übergeben, jetzt aber durchaus kein Almosen vertheilen würde.

Ich hatte jetzt fünf Rabbinen von Safed zu empfangen, von welchen drei der sepharedischen und zwei der askenasischen Gemeinde angehörten. Sie leiteten ihr Gespräch sogleich mit der Schilderung der Armut in Safed ein.

Einer von ihnen sprach: „Wir haben durch Krieg, durch Plünderungen im Frieden, durch Erdbeben und Pest schwer gelitten. Das Sterben ist uns gleichgültig geworden, aber wir können nicht leben. Wir möchten arbeiten, Fabriken errichten, das Feld bebauen, Schulen einführen. Wer aber hilft uns dazu?"

Es kommen doch Gelder aus aller Welt, um Euch zu unterstützen?

„Es kommt Geld, viel Geld; Gott segne die menschenfreundlichen Spender! aber es wird verbraucht, damit die Leute nicht Hungers sterben. Alle Theilnahme wendet sich Jeruschalaim zu; und nur Jeruschalaim?"

Das ist unser aller heiligste Stadt; Safed ist in der heiligen Schrift nicht erwähnt, und es ist ungewiß, ob unter dem Namen Zeph in der Chronik des Josephus eure Stadt gemeint sei.

„Das Elend der Gegenwart, und nicht der Glanz der Vergangenheit entscheidet ob uns unsere Brüder helfen sollen. In Safed in Tiberia wäre leichter Gutes zu wirken, denn in diesen heiligen Städten sind wir, Askenasim und Sepharedim vereint und nicht in Gemeinden getrennt, und keine Feinde unter einander. Unsere Brüder im Abendlande sollten sie nicht auch an Safed denken, wenn sie Anstalten errichten? Weißt Du nicht, was die Christen für die Geistlichen thun, und der Jude hat ja ein besseres Herz!"

Die Geistlichen sind nur einzelne Männer, sie vermehren sich nicht.

„Durch sich selbst nicht, aber es kommen immer mehr in's Land."

Ein einzelner Mensch braucht nicht so viel, wie eine Familie.

„Wir sind mäßig und eine jüdische Familie mit vielen Kindern ißt und trinkt nicht auf, was ein Geistlicher.

Meinen Gästen gesellte sich jetzt ein Chirurg Herr Diamant aus Lemberg zu, der in der türkischen Armee diente, und nunmehr hier seine Kunst übt. Er hatte einige Kenntnisse von der Vergangenheit Safeds und theilte mir Folgendes mit: „Es ist kein Zweifel daß Safed schon früh von Juden bewohnt worden ist; es finden sich Grabsteine, die an 1200 Jahre alt sind und vielleicht sind sie nicht die ältesten; denn manche Inschrift ist nicht leserlich, mancher Stein mochte, nach alter Sitte, auch keine gehabt haben. Der jüdische Pilger aus Tudela fand keine Juden in Safed. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts sind Juden ununterbrochen hier angesiedelt. Ein Jahrhundert später besaßen sie schon siebenzehn Synagogen und eine Buchdruckerei."

Herr Rabbi Schwarz in Jerusalem erzählte mir daß sich auf der Hofbibliothek zu Wien, eine Vertheidigungschrift des Werkes More Nebuchim von Meimonides befindet, das von Safed ausging.

„Es ist ein wahres Glück" erwiederte Herr Diamant, „daß diese Ehre den Bewohnern von Safed in alter Zeit wiederfahren ist; die heutigen Chassidim möchten das Werk sammt dem Verfasser verbrennen."

Herr Mordachai Segal aus Polen, den ich schon in Beyrut kennen gelernt hatte, nahm das Wort und erzählte von den Erdbeben, welche die Bewohner von Safed getroffen haben. Vor 100 Jahren, durch welches 200 Juden ihr Leben und alle ihre Häuser einbüßten, und zwölf Synagogen zu Grunde gingen. Ein halbes Jahrhundert später wüthete die Pest und die Bewohner flohen. Mehr aber als Pest vernichtete die Empörung der Araber gegen Mehmed Ali's Sohn Ibrahim im Jahre 1834. Ihnen verbanden sich die Beduinen und es begann eine furchtbare Plünderung. Wer sich dieser wiedersetzte wurde, erschlagen, es fielen Szenen vor, vor denen die Menschlichkeit sich entsetzte. Ein Araber erschlug

seine Mutter, weil sie ihm seine Grausamkeit gegen die sonst guten Nachbarn vorwarf. Es waren alle Gräuel entfesselt, bis der Emir Beschir vom Libanon, durch Ibrahim Pascha aufgefordert, mit den Drusen anrückte und dem Verderben Einhalt that. Die jüdische Bevölkerung war nun arm und hülflos, bis sie ein neues Verderben von einem qualvollen Dasein erlöste. Im Jahre 1837 begrub ein Erdbeben 1500 Juden in wenigen Secunden unter ihren Häusern, und ein Jahr darauf verheerten die von Ibrahim Pascha abgefallenen Drusen die Stadt, die sie vor wenigen Jahren zu schützen gekommen waren. Hat eine Stadt der Erde noch so grausame Schicksale erlebt? Schreit unser Elend nicht zum Himmel? Die Menschen hier brauchen nicht zu weinen und zu flehen, für uns spricht das Unglück."

Dem ehrwürdigen Manne rollten die Thränen über die Wangen, und die übrigen Rabbinen ergriffen die Schaufäden an ihren Gewändern und küßten sie.

Es ist ein eigener Zug im Menschenherzen, der ihn immer anlockt zur Stätte seiner Väter, zu seiner Heimat auf Erden zurückzukehren. Die Erde bebt, es schlagen Flammen aus Bergen, alles liegt in Ruinen, nur das nackte Leben ist gerettet, und die Menschen kehren dahin zurück, um ihre Hütten auf dem Boden zu erbauen von dem sie wissen, wie treulos er ist. Sind es vielleicht seine begrabenen Schätze, ist es die Macht der Gewohnheit, die unsterbliche Erinnerung an den Schauplatz seiner Jugend die den Menschen immer wieder dahin ziehen, wo er Verderben und Untergang erlebte? Wer weiß es zu sagen!

Auch in Safed tritt uns eine solche Erscheinung entgegen. Wieder leben 2100 Juden dort; davon sind 800 Sepharedim, 1300 Aschkenasim; von den letztern sind 400 aus Galizien und Ungarn, 900 aus Rußland. Von allen haben nur 41 ein Gewerbe, und zwar sind: 4 Maurer, 2 Tischler, 5 Blechner, 7 Schneider, 4 Schuhmacher, 15 Krämer, und 4 Schreiber.

In der Nähe von Safed, erzählten sie mir, im Dorfe Perkyin lebt ebenfalls eine sepharedische Gemeinde, die nur 50 Seelen

zählt und eine kleine Synagoge hat; sie ernähren sich ausschließlich vom Ackerbau und von der Viehzucht.

Auf meine Frage warum die jüdischen Bewohner von Safed dieses gute Beispiel nicht nachahmen, erhielt ich eine ungenügende verlegene Antwort.

Es war gegen Abend, die Zeit zum Gebete. Die Glut des Tages hatte sich abgekühlt, und ich bat meine Gäste, mich in ihre Synagogen zu führen.

Wir traten zuerst in die älteste des „Raw Ari" auf deren Ruinen im Jahre 1855 der reiche Kaufmann Jizchag Queda in Triest einen schönen steinernen Bau aufführen ließ. Eine Steintreppe herab, gelangten wir in einen geräumigen viereckigen Hof, aus diesem in eine Halle mit gemalten hölzernen Galerien an den Wänden für Frauen. Unter diesen weg stiegen wir noch eine Anzahl steinerner Stufen hinab, und wir waren in einer großen Bogenhalle. Ein schön geschnitztes, hölzernes, hohes Thor verschloß die Thoralade, zu der man auf drei Stufen emporsteigt, es wurde Tags zuvor von Damaskus gebracht, und von allen bewundert. „Herr Queda zahlte 6000 Piaster für dasselbe, und für 2000 sollte noch Gold daran verwendet werden. Das ganze Gebäude, das in seiner massiven Ausführung 70000 Piaster in Anspruch nahm, macht einen schönen, würdigen Eindruck und ist wohl geeignet, wenn es ein Erdbeben nicht zerstört, dem frommen Gründer ein sichtbares Andenken für Jahrhunderte zu bleiben. Der Fußboden ist mit schönen Fließen gepflastert, die von Triest hieher gesendet worden waren. Zu beiden Seiten der Eingangstreppen befinden sich zwei Zisternen, an denen sich die Eintretenden die Hände waschen, wohl auch an Festtagen, wo der Gottesdienst viele Stunden dauert, trinken, wenn die Glut des Tages zu drückend wird.

Die Synagoge „Stambuli" ist klein, auf vier Bogen ruhend. Der Almemer aus Holz, der Vorhang der Thoralade ohne Inschrift, an einem schlechten Luster aus weißem Blech einige Lampen.

In diese Synagoge gehen alle Juden, die aus Konstantinopel kommen, beten, daher ist ihr Name.

Die Synagoge „Jizchak Abiat“ deren Dach auf vier Bogen ruht, deren Fenster theils völlig offen, oder holzvergittert sind, machte einen ebenso ärmlichen Eindruck. Als ich bemerkte, daß in der Lampe vor der Thoralade das ewige Licht nicht brenne, sagte ein Rabbi: „Du siehst Herr! daß unser Licht erloschen ist.“

Im Vorhofe blühte ein schöner Baum, statt rings um ihn heiter zu sitzen, befanden sich in einer dunklen Halle 40 Kinder, die zusammengedrängt kauerten und deren einige, immer aus einem Buche laut lesend und singend sich vor- und rückwärts neigend, durch einander schrieen. Solche Abrichtungstuben fürs Lesen unverstandener Gebete giebt es in Safed fünf.

Die Synagoge des Zadik Rabbi Joseph unterscheidet sich vor der eben geschilderten nur dadurch, daß im Vorhofe, wo ein Feigenbaum und Mais gepflanzt ist, sich das weiß übertünchte Grab des Gründers befindet.

In dem Bet Hamidrasch, „Maranembet Josef“ im Jahre 1850 ebenfalls von Herrn Queda erbaut, und „Bet din“ befinden sich kleine Büchersammlungen; doch weder ältere Druckwerke, noch Manuskripte. All dies ging in den mannigfachen Verheerungen, die Safed trafen, unter.

Die bisher genannten Synagogen gehören den Sepharedim; die folgenden den Aschkenasim:

Die Synagoge des Rabbi Eisik befindet sich in dem verwahrlosesten Zustande; die auf dem Vorhange der Thoralade gestickten Rosen von roter Seide konnten leider die entsetzliche Unreinlichkeit nicht überduften, und die beiden gestickten Löwen, die eine Krone in ihrer Pranken emporhalten, erinnerten nur daran, daß, wie das Licht erloschen, auch die Krone vom Haupte Israel gefallen ist. Als ich die russisch-polnischen Glaubensgenossen auf den unsagbaren Schmutz aufmerksam machte, verstanden sie mich nicht, hier haben die sumpfigen Ströme polnischer und orientalischer Unreinlichkeit sich vereinigt.

Die Synagoge „Chewra“ ist größer und weniger schmutzig;

ebenso eine dritte, die auch von Ari gegründet sein soll. Mit der letzteren ist ebenfalls ein Bet-Hamidrasch verbunden.

Als wir aus den verschiedenen Gebäuden herausgetreten waren, war die Sonne bereits hinter den Bergen untergegangen und es lag ein Friede und eine Versöhnung über dem mit allen Arten von Bäumen reich bepflanzten Thale, als hätte die Erde sich dem Menschen hier immer fromm und mit Segen dienend erwiesen, als müßte dem Würgengel über den schönen Anblick ein Hauch des Erbarmens durch die Seele gehen!

Zum galiläischen Meere.

Ein entsetzliches Lager. — Die Steine der Christen. — Kapernaum. — Magdala. — Szenen und Gestalten.

Ich habe die blanke Reinlichkeit im Hause des Herrn Barmer zu früh gelobt, hinter ihr lauerten die Dämonen der Nacht. Sie krochen als Insekten an mich heran, sie legten ihre verfluchten Lippen an mein Leben, sie verjagten den Engel des Schlafes und des Traumes. Mir war, als hätte man mich auf Skorpionen gebettet, ich sprang empor und legte mich auf die kühlen Fließe des Vorhofes, wo auch Matthia und unser Begleiter Achmed schliefen. Mein Kommen weckte den Letzteren, er stand auf, unsere Pferde zu füttern.

So brachen wir früher als sonst auf, um drei Uhr Morgens und genossen einer angenehmen Kühle und des allmälig sich entfaltenden Tages, der durch dünnere Wolken, als im Abendlande, sich leichter Bahn zu brechen schien.

Wir ritten den steinigten Berg, auf dem Safed liegt, zwischen Oelbäumen hinab, ein tiefliegendes grünendes Thal zu unserer Rechten und dann einen Bergrücken wieder empor. Ein ferner runder Berg erhob sich in schattenhaften Umrissen, es war der Tabor, eine graue Fläche, wie geschmolzenes Blei, weit hinaus und tief unter uns, es war das galiläische Meer; von den Bergen, die uns in der Nähe umgaben, floß es licht herab, es war die aufgehende Sonne.

Der Weg führte uns wieder abwärts durch Olivenbäume, zwischen abgemähten Feldern, in eine grüne Schlucht zur Quelle Ainkale. An ihrem Rande lagerten wir nach zweistündigem Ritte um zu frühstücken. Nicht ferne derselben stand einsam ein steinernes Haus, vor welchem die Bewohner thätig ab- und zugingen. Hinter demselben erhoben sich schroff aufragende, kahle Felsen von rötlicher Farbe, die sich mehr als eine Stunde hinziehen.

Nach einer angenehmen Rast, ritten wir wieder die Schlucht empor, über einen Bergrücken hin. Vor uns lag jetzt in vollem Sonnenglanze das langgestreckte galiläische Meer, das wir, bald in Klüfte hinab und wieder empor reitend, noch zweimal verloren und wieder sahen. Eine urweltlich zerklüftete Felsenmasse wie Steinbrüche, aus denen Jahrtausende lang die Menschen die Steine zu ihren Tempeln, Palästen und Piramiden geholt zu haben schienen, ohne die Brüche zu erschöpfen, lagerten sich zu unserer Rechten. An ihnen vorbei gelangten wir endlich über Abhänge, die mit Krüppeleichen bewachsen sind, an das Ufer des Meeres, an dem wir fortan bis Tiberia reiten sollten.

Matthia sagte mir: „Seht ihr dort den Felsen? Christus hat dort mit fünf Broten und zwei Fischen die Hungrigen gespeist. Christliche Pilger verehren hier die ihnen heilige Legende, indem sie betend an einigen Steinblöcken, die Broten gleich geformt sind, niederknieen an den Hadscher el Noazra, wie die Araber „die Steine der Christen“ nennen.

Jenseit des Sees machte er mich auf Kapernaum aufmerksam, und auf das Ufer, wo die wildesten Beduinen, unzugänglich fast, ihre alte nomadische Freiheit behaupten. Kahle Berge hoch und schroff ziehen sich die meilenlange See hin. Auf ihr selbst ist kein Schiff, kein Boot, kein Leben sichtbar. Auf dem Wege, den wir reiten, sind wir dem Meere bald ganz nahe, bald durch grünes Wiesenland und Felder von ihm getrennt. Grünes Gesträuch, rotblühende Oleanderbäume geben ihm ein heiteres Aussehen. Diese Flächen, die der See, wenn ihn ein Sturm bewegt, mit seinen Wogen überfluthen mag, gewähren einen angenehmen Anblick. Auf ihnen sind uns, die wir nach mehrstündigem

Ritte durch den alten Erbbesitz des Stammes Naftali keinem Lebenden begegnet sind, die kleinen, da und dort weidenden Schaf- und Ziegenheerden willkommene Erscheinungen. Ein Hirte bläst auf einer Rohrpfeife, und so barbarisch die Töne sind, die er ihr entlockt, uns ist es ein angenehmes Schallen.

Wir kommen an weidenden Kameelen vorüber, und die auf unserem Wege zu Tausenden liegenden runden, porösen, schwarzen und braunen Steine, von der Größe einer Melone, bis zu der eines Taubeneies, fesseln unsere Aufmerksamkeit und lassen uns nicht vergessen, daß wir im eingesunkenen Riesenkrater urweltlicher Vulkane uns befinden, die ihrem ungeheueren Sturze nachsinnend, zuweilen noch vor der Macht erbeben, die sie hinwarf.

Es begegnete uns eine eigenthümliche Gruppe. Ein Knabe führt ein Kameel am Halfter, das zu beiden Seiten einen großen Korb hängen hat, in deren jedem eine Frau sitzt, die bei unserem Nahen sich verschleiern.

Der Weg führt uns jetzt steinigt empor, wir sind über zwanzig Klafter über dem Spiegel des Sees. Achmed, wahrscheinlich von dem Flötenspiel des Hirten aufgemuntert, hat schon lange einen entsetzlich schreienden Gesang angehoben, der mir fast eine Marter ist aber ihm viele Freude zu machen scheint. Wir wollen ihn nicht stören, und geben unserem Pferde die Sporen, um uns aus den entsetzlichen Schallwellen heraus zu retten. Aber die Glut der Sonne dringt schärfer ein, als unsere Sporen, das arme Thier ist müde, und dürstet und schreitet wieder langsam, wenn es zehn Schritte weit trabte.

Der Weg wird breiter, und dehnt sich zu einer Fläche aus, wir sehen zur unserer Linken das Dorf Magdala. Es besteht nur aus Lehmhütten, auf deren Terrassen, schilfbedeckte Lauben, die von vier Stangen leicht aufgebaut waren und den Laubhütten der Juden glichen. In diese flüchten sich die Bewohner, wenn die Fieberzeit anrückt, in die kühlen aber erdigen Behausungen.

Die Glut der Sonne war fast nicht mehr zu ertragen, das uns in Magdala angebotene Wasser schmeckte lauwarm, und die Sehnsucht Tiberia endlich zu erreichen, stieg mit jeder Wendung

des Weges; aber immer wieder schob sich ein neuer Felsen vor. Das Meer, das wir fast seiner ganzen Länge nach überblicken, steigert wie eine zerschmolzene Sonne noch durch den Gesichtssinn die Glut, die vom Himmel auf uns niederwogt.

Verfallenes Mauerwerk, die zerbrochene Kuppel einer Moschee, ein Palmbaum, ein zerschmettertes Thor, vor demselben mehrere Tennen treten uns entgegen.

Wir sind in Tiberia.

Tiberia.

Seltsamer Lebenslauf. — Rabbi Akiba's Liebe. — Herodes' Palast. — Berühmte Gräber.

Wir kehrten bei Herrn Chajim Weismann aus Brody ein, der hier ein Haus mit zwei luftig großen Sälen und offenen Vorhallen bewohnt, als Wirt Reisende beherbergt, und als — Arzt und Apotheker Menschen und Thiere heilt.

Der Lebenslauf dieses Mannes ist genug wunderlich. Ein achtjähriger Knabe, der nichts lernen wollte, entlief er seinen Eltern und kam nach langem Umherirren in eine große Stadt, die man ihm Jassy nannte, die aber dem Knaben nicht gefiel, er lief weiter und gelangte nach Bukarest. Ein Arzt, zu dessen Thüre er abgehärmt und hungernd kam, nahm ihn in sein Haus auf, und bediente sich seiner viele Jahre als Diener. Dem Knaben gefiel das Thun des Arztes, den er mit dem Medikamentenkasten immer zu begleiten hatte, und er merkte sich die Symptome der Krankheiten und die Mittel, die sein Herr anzuwenden pflegte. Er glaubte nach einigen Jahren von seinem Meister nichts mehr lernen zu können, verließ ihn und wurde aus Lernbegierde der aufmerksame Diener mehrerer Aerzte hinter einander. Fünfzehn Jahre alt, ergriff ihn wieder die Wanderlust, er zog durch die ganze Welt, Kranke heilend, die sich eben einem Knaben anvertrauen mochten, und wenn die Praxis nichts einbrachte, bettelnd, wohl

auch durch Schwänke sich freundliche Gastfreundschaft erwerbend. Welche Erlebnisse, welche Begegnungen müssen es gewesen sein, bis er nach solcher zweijährigen Wanderschaft nach — Tunis kam. Ein schöner Jüngling versprach er hier in einigen verzweifelten Krankheitsfällen, wo alle Hoffnung aufgegeben war, fast profetische Heilungen, die ein günstiger Zufall bestätigte. Bald war ihm die Aufmerksamkeit zugewendet. Man wallfahrtete zu dem Hause, in dem er wohnte, um von seiner Hand berührt, von seinem Auge betrachtet zu werden, von seinen Heilmitteln zu erhalten. Bald waren Ruhm und Gold sein. Der Bey von Tunis nahm ihn als Leibarzt in seinen Palast, bei dem er drei Jahre hochgeehrt lebte. Länger ließ ihn sein lebhafter, unstäter Geist nicht ruhen; eines Tages entfernte er sich heimlich mit einem ersparten Vermögen von 10,000 goldenen Dukaten. Es war der unwiderstehliche Wunsch in ihm aufgetaucht, das gelobte Land zu sehen, von dem der Vater in seiner Heimat immer wieder sprach. Der zwanzigjährige junge Mann tauchte plötzlich verheiratet mit einer schönen afrikanischen Jüdin und ihrer jüngeren Schwester in Tiberia wieder auf. Er baute Häuser, die schönsten in Tiberia, und lebte als wohlhabender Mann, der nur, um ein Werk des Erbarmens zu üben, uneigennützig den Kranken beisteht, die meilenweit von seinem bald erworbenen Rufe angelockt, zu ihm heranpilgern. Das Erdbeben im Jahre 1837 begrub ihn mit Weib und Kindern unter den Trümmern seines Hauses. Nach achtzehnstündiger Verschüttung wurde er lebend unter den Trümmern hervorgeholt, sein Weib und seine Kinder waren Leichen; seine Häuser Schutthaufen. Um diese Zeit kam der Fürst Pückler-Muskau nach Tiberia. Weismann diente ihm als Dolmetsch, als Führer durch die ganze Landschaft Galiläa. Der noch lebende „Verstorbene" gab ihm den Rath, ein Gasthaus einzurichten, der sich als sehr praktisch bewährte und nunmehr auch mir zu Statten kam.

Im Hause des Herrn Weismann begrüßte mich noch ein Oesterreicher, Herr Stern aus Neustadtl im Trentschinem Comitate, der sehr mittelmäßiger Kenntnisse, als Söldling der jerusa-

lemitanischen Mission hier, wie ich erfahren konnte, vergebens Proseliten zu machen suchte. Vielleicht auch war er gekommen, weil die Legende hieher den Fischzug Petri verlegt.

Noch traf ich hier wieder mit einem preußischen Edelmanne, Herrn von Herfort zusammen, mit dem ich von Jaffa nach Jerusalem ritt und dem ich später in Egypten wieder begegnete. Er reiste zu seinem Vergnügen mit einem photografischen Apparat und hatte eine bereits höchst interessante Sammlung von Monumenten, Landschaften, Ruinen und Figuren.

Ich hatte die Reise so eingerichtet, um den Sabbat hier zu ruhen und mußte, da es Freitag war, die Umgebungen und die Bäder von Tiberia noch heute kennen lernen.

Nach kurzer Rast ließ ich zwei Pferde satteln und ritt mit dem Synagogendiener Reb Mosche aus Berditschew, den mir Herr Weismann als sehr ortskundig und gelehrt empfahl, zu den zahlreichen Grabstätten der berühmtesten Männer der Bibel und des Judenthums. Das kleine Städtchen, das wir durchreiten mußten, gleicht mehr einem Ruinenhaufen. Zerfallene Mauern, eingesunkene Terrassen, da und dort eine stehengebliebene Pforte eines verschwundenen Hauses, die zerfallende Moschee, in deren Hofraum eine Palme grüne Arme hoch zum Himmel streckt, ist die Szene, auf der wir uns bewegen. Selbst die Häuser, die ganz bewohnt erscheinen, sind nur aus Trümmern, wie sie der Zufall dem Maurer zu Gebot stellte, aufgebaut, ungetüncht, Behausungen der Armut und der hungernden Not. Wer soll auch auf diesem Boden feste Häuser zu gründen Mut und Lust haben? „Wir leben" sagte mir mein Begleiter, zu dem ich von dem verkommenen Aussehen der Stadt sprach, „von einem Tag zum andern und immer darauf gefaßt, zu sterben. Wir danken jeden Morgen, mehr als alle Menschen in der Welt, daß wir wieder erwacht sind und sich über Nacht die Erde nicht aufgethan und unsere Weiber, Kinder, Brüder verschlungen hat. In Tiberia lernt man fromm sein und nur auf das künftige Leben denken."

Durch ein verfallenes Thor waren wir nach zehn Minuten vor der Stadt. Die Glut des Tages, es waren zwei Stunden nach Mittag, war furchtbar, trotzdem ein heftiger Wind wehte, oder vielmehr, weil er wehte, es waren Flammen, die wir bei jedem Athemzuge einathmeten und die Empfindung gleich jener, die man hat, wenn man im Hochsommer einem glühenden Kohlenmeiler oder einem Hochofen nahe tritt. Ich habe später in der Wüste keine gleich hohe Hitze empfunden. Mein Thermometer zeigte 40 Grad R.

Wir ritten eine mäßige Anhöhe, rechts vor dem Thore, empor, und waren vor den Grabe des Rabbi Jochannan ben Sakai, desselben, den wir auf den ersten Blättern dieses Buches im Liede gefeiert, in dessen Synagoge in Jerusalem wir gebetet haben. Auf einem festen Unterbaue aus viereckigen Steinen, die zwei Stufen bilden, liegt ohne Inschrift ein ungemeißelter Stein. Er birgt die sterblichen Reste des unsterblichen, des gelehrten und mutigen Mannes. Zu seiner Rechten liegen vier, zur Linken einer seiner Schüler. Hinter diesen Gräbern ragen zwei kurze Säulen halb aus der Erde hervor, sie bezeichnen die Gräber des Raw Ami und des Raw Aschi.

Diese Gräber befinden sich auf einem mit kleinen Steinen gepflasterten Raume, der 20 Schritte lang und 15 breit, von drei Seiten von einer nur 2 Schuh hohen Mauer umgeben ist.

Etwa 20 Schritte weiter führen vier Stufen zu einer Einfassung von ungemeißelten Steinen; in derselben befindet sich ein weiß übertünchter, oben sich wölbender Sarkofag, in welchem die Nachwelt die Gebeine Rambams verehrt. Hier lagen unzählige kleine Steine, welche von Besuchenden hingelegt werden und die mein Begleiter um einen Stein vermehrte. An diesem Grabe wird an dem Vorabende eines jeden Neumondtages von der ganzen Gemeinde gebetet. Einzelne gehen täglich und zu jeder Stunde hieher, um ein Gebet zu verrichten.

Wir ritten jetzt einen ziemlich steilen Berg hinan, in ihm ruhen Rabbi Akiba mit seinen 24,000 Schülern.

„Ich will erzählen die schönsten der Geschichten.“ Mit diesen

Worten leitet der Koran die Erzählung von Jussuf in Egypten ein, sie verdienen angeführt zu werden vor dem Berichte, den wir von dem gelehrten, frommen, berühmten Lehrer geben wollen, vor dessen Grabe wir stehen.

Rabbi Akiba ben Josef war ein Hirte des reichen Kalba Zebua in Jerusalem, dessen Grab die Juden noch heutzutage in denen erkennen wollen, die man die Gräber der Könige nennt. Er liebte die Tochter seines Herrn, Rachel, und der arme Hirte fand Gegenliebe in dem Herzen der Jungfrau. Nur eine Bedingung knüpfte sie an ihre Liebe, daß er hingehe und sich Wissenschaft aneigne. Akiba, nicht mehr in den Jünglingsjahren, zog in die Ferne und wurde der fleißigste Schüler der berühmtesten Lehrer. Kalba Zebua verstieß seine Tochter, weil sie Akiba's Weib geworden war, und harrte, bis der geliebte Gatte nach Jahren, umgeben von dem Glanze seiner gewonnenen Gelehrsamkeit, wiederkehrte und sie freudig begrüßte. Der Vater blieb unversöhnt. In Akiba war der Geist der Forschung aber so rege, daß er, auf Anregung seines geistigen Weibes, wieder die Heimat verließ, um hinzuziehen, wo große Gesetzeslehrer Weisheit lehrten. Sie harrte Jahre lang in Treue ihres Gatten und war so arm, daß sie ihre schwarzen Haarflechten abschnitt und Ringe zum Verkaufe aus ihnen anfertigte. Der Ruhm ihres Gatten erfüllte schon die Welt, seine neuen und geistvollen Deutungen des Gesetzes wurden selbst zu Gesetzen. So hoch galt sein Ansehen, daß ein ihm früher weit überlegener Rabbi äußerte, daß derjenige, der von Rabbi Akiba weiche, vom ewigen Leben weiche, und was die Ueberlieferung vergessen hat, stellt sein divinatorischer Geist wieder her. Seine Schüler sagten von ihm, daß mancher Sinn der Thora, der selbst dem Profeten Moses unbekannt geblieben ist, ihm klar wurde. Eine wunderliche hyperbolische, aber für die gelehrte Weise Akiba's charakteristische Legende erzählt, daß der Profet den Herrn gefragt habe, welche Bedeutung gewisse Zeichen über einzelnen Buchstaben in der Thora haben? Der Herr erwiederte, daß nach vielen Geschlechtern ein Mann, Namens Akiba, erstehen werde, der den geheim-

nißvollen Sinn der Zeichen deuten werde. Der Profet bat den Herrn, ihm den Mann im Bilde zu zeigen; darauf ihn der Herr acht Geisterreihen hinter Akiba niedersetzen hieß. Der Profet hörte Akiba sprechen und deuten, aber er konnte ihn nicht verstehen. Nach vielen Jahren kehrte Akiba heim, ihm folgten 24,000 seiner Schüler. Alles Volk zog ihm jubelnd entgegen. Da drängte sein Weib sich durch die Menge, fiel vor dem durch ihre Liebe Beglückten, von der Weisheit geweihten Manne nieder und umschloß weinend seine Knie. Die Schüler wollten das Weib, das sie nicht kannten, fort stoßen; der Meister aber sagte ihnen: „Lasset sie! Was ich geworden bin und ihr durch mich, das ist dieses edlen Weibes Werk." Er hob sie vom Boden auf und küßte sie. Jetzt wurde auch der harte Vater versöhnt und überhäufte seine Kinder mit Reichthümern.

Ein ummauerter Felsenvorsprung mehr als in der halben Höhe des Berges, beherrscht das einfache Steindenkmal Rabbi Akiba's, den Berg selbst, die zu seinem Fuße sich dehnenden Felder, dann die Stadt und hinter ihr die See und jenseits die kahlen Felsenwände des Hauran, die seine Ufer bilden. Durch das Meer geht ein dunkler sich abscheidender Strom, der sich stolz mit den Fluten des Meeres nicht vermengen mag, wenn er auch seine ganze unabsehbare Länge durchmißt. Es ist der Jordan. Man hat diese Erscheinung symbolisch auf das jüdische Volk gedeutet, das mitten durch die Flut der Völker geht, sich mit ihnen nicht vereinigt und seine bergentsprungene Freiheit und Klarheit nicht aufgiebt.

Zu dem Grabe zieht die Gemeinde von Tiberia und Pilger, die aus allen heiligen Städten Palästina's kommen, am dreiunddreißigsten Tage der Sefira, empor. Alle mit brennenden Lichtern beten sie dort und schlagen Zelte auf, um unter ihnen, auf den Gräbern der 24,000, einen Tag und eine ganze Nacht zu wohnen. Hinter dem Grabmale befindet sich eine tiefe Höhle, in welcher für die Andächtigen Wasser kühl gehalten wird.

Unter dem Grabmale des Rabbi Akiba, etwa 30 Fuß, liegt das Grab des Rabbi Ebia zur Rechten und Linken das seiner

beiden Söhne. Der Raum ist von drei Seiten ummauert und offen, in dessen Hintergrunde eine Höhle ist.

Ein anderes Grab birgt den Raf Hamnuna den Alten, zu dem die Juden, nach langer Dürre, um Regen flehen gehen. Wer ein körperliches Leiden hat, wallfahrtet zu der Grabstätte des Meier ben Neß und des Zacharia Akana.

Wir mußten von den Pferden steigen und sie den Berg, an einem steilen Abhange herab führen, um über ein schmales Stück Land, das zwischen dem Berge und dem See liegt, zu gehen. Hier liegt der türkische Friedhof, da und dort ragende oder liegende Säulen von grauem Granit und rotem Syenit. Ich zählte deren neunzehn, die ganz zerbrochen sind, nur eine stand vollkommen aufrecht, zwei schief und sonst konnte ich viele Steine bemerken, welche die Spur des Meißels deutlich zeigten. Die Juden halten dafür, daß Herodes II. hier auf alten Gräbern seinen Palast baute und fluchen seinem Andenken; ebenso einem Manne, der Josefus hieß, zum Christenthume überging und von einem unter dem Kaiser Hadrian im Baue begriffenen Tempel die Steine nahm, um eine Kirche aus ihnen zu bauen. Manche Zauber, die ihm hindernd in den Weg traten, soll er durch andere besiegt haben. Diesem welligen Landstrich entlang erheben sich Felsenwände, von dem Berge, den wir bestiegen haben, durch eine Schlucht getrennt, in denen viele Grabhöhlen mit gemauerten Zugängen zu sehen sind.

Mein Legenden kundiger Begleiter erzählte mir, daß auf der Höhe des Felsenkammes ein Schloß der Mutter König Salomo's gestanden habe, während er mich auf ein verfallenes Gebäude am Fuße der Bergwand, als auf den Meierhof der Mutter Abrahams, aufmerksam machte. In die weitläufigen Ruinen kommen die Türken, wenn sie ein Beschneidungsfest feiern, sie breiten ihre Teppiche aus, speisen daselbst, hören Musik und feuern lustig ihre Gewehre ab.

Die Bäder.

Ibrahim's Badewanne. — Chemische Bestandtheile. — Die Synagoge. — Fantastisches Nachtgemälde.

Eine halbe Stunde fern von Tiberia kündigten sich durch einen schönen Ueberbau die vom Alterthume her berühmten warmen Bäder an. Sie liegen einige Fuß höher als der See, und etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt. Aus einer offenen Halle tritt man in eine zweite, aus dieser in eine Rotunde, die von einer auf Säulen ruhenden Kuppel getragen ist. Ringsum sind marmorne Gänge, aus denen man in einzelne Badestuben gelangt. Dieser Bau rührt von Ibrahim Pascha her, ebenso die schöne, weißmarmorne Badewanne der unmittelbar an die Rotunde stoßenden Halle. Ich nahm in derselben ein Bad, doch mußte ich zwei Dritttheile Wasser aus dem See dazu schöpfen lassen, um ein noch immer sehr warmes Bad zu bekommen.

Mein Thermometer in das Wasser einer Quelle gethan, deren es vier giebt, zeigte 49° R. Das Wasser schmeckt scharf salzig und bitter und hat einen schwefligen Geruch. Eigenthümlich ist es, daß das Wasser einer jeden der vier Quellen in ihrem Abfluß zum See einen anders gefärbten Bodensatz zurückläßt: einen rötlichen, gelben, weißen und grünen. Eine gründliche Analyse dieses Wassers ist noch nie unternommen, oder vielleicht nur nicht bekannt gemacht worden. Bei Pococke's nicht streng analytischer Untersuchung zeigte sich eine ansehnliche Menge dicken, festen Vitriols,

etwas Alaun und ein mineralisches Salz. Dr. Turner berichtet, daß der Bodensatz, hauptsächlich aus kohlensaurem Kalk, und wenigem Kochsalz bestehend, sich nicht von dem des todten Meeres unterscheide. Ich erinnerte mich an das ebenfalls noch nicht analysirte Wasser in Krapina in Croazien, das einen beinahe gleichen Wärmegrad hat, und in welchem ich, wie hier, mit dem überraschendsten Erfolge Gichtkranke und an Rheumatismus Leidende Hilfe suchen sah.

Die Sonne war dem Untergange nahe und goß wieder über Himmel, See und Berge jene Verklärungen, wie ich sie nur im Morgenlande sah.

Wir ritten jetzt hart am Ufer des See's, wo eine schöne Granitsäule, von seinen Wellen bespült aufragt, und noch Säulensockel und gemeißelte Steinfragmente zu sehen sind. Einen ziemlich großen, rohen Felsblock, der im See etwa zehn Schritte fern lag, bezeichnete mir mein Begleiter als denjenigen Stein, der, von Moses mit dem Stabe geschlagen, in der Wüste Wasser gab.

Nach einer halben Stunde waren wir durch ein geborstenes Thor wieder zwischen den modernen Ruinen der merkwürdigen Stadt.

Herr Weismann erwartete mich, um mit ihm zum Abendgebete in die Synagoge zu gehen, deren Tiberia sieben besitzt. Die in polnischer Tracht Versammelten, der wunderlich geschnörkelte Gesang, die ganze Einrichtung der Synagoge ließen mich für einen Augenblick völlig vergessen, daß ich auf heiligem, durch Legende und Geschichte, durch Wahn und Weisheit geweihtem Boden stehe.

In unser Haus zurückgekehrt war in der luftigen Vorhalle ein Tisch, um den Bänke standen, festlich gedeckt mit weißen Linnen, über ihm brannte die siebenzackige Messinglampe, und die schöne Frau des Hauses, die Schwester der im Erdbeben umge-

kommenen ersten Gattin des Herrn Weismann, trug uns eigenthümlich zubereitete Fische auf mehreren Schüsseln auf. In jeder befand sich eine andere Gattung, und diese war wieder durch die Bereitung von den andern verschieden. Wein von Hebron füllte goldbraun die Gläser.

Die Wirtin, nachdem sie mich und den Hausherrn ehrerbietig bedient hatte, setzte sich mit ihren Kindern und Dienerinnen auf den Fliesen der Halle nieder, um ebenfalls zu speisen.

Es waren wunderliche Geschichten, die mir Herr Weismann erzählte aus seinem Leben, von seinen Krankenheilungen, von Wundern und verständigen praktischen Unternehmungen. Es war ein eigenthümliches Gemisch von Treuherzigkeit und Schlauheit, von Frömmigkeit und Weltsinn in seinen Reden, und nicht zu unterscheiden, was die vorwaltende Richtung seines Wesens ist.

Es war schon tiefe Nacht geworden; da lud er mich ein, mit ihm auf der Terrasse des Hauses zu schlafen, denn die Hitze in den Stuben sei eine unerträgliche.

„Und die Fieber und Kopfschmerz erzeugende Nachtluft, Herr Doktor?“

Da lassen Sie mich sorgen, erwiederte Reb Chajim Weismann.

Wir stiegen eine steinerne Treppe empor, und befanden uns auf einer das ganze Haus deckenden Terrasse; hier waren für mich und den Hausherrn Teppiche ausgebreitet, über denen Linnen zum Zudecken lagen. Herr Weismann wand mir ein Tuch von weichem weißen Wollstoffe als Turban um den Kopf, mit der, der abendländischen entgegengesetzten Bemerkung „der Kopf muß warm gehalten werden“; dann füllte er irdene unglasirte Krüge mit Seewasser, um es durch Verdünstung in ihnen kühl zu machen, und lud mich ein, mich niederzulegen, denn er müsse, weil ein starker Wind gehe, das über mich gebreitete Linnen zu beiden Seiten mit Steinen beschweren, damit es nicht fortgetragen, und ich schlafend der Nachtluft ausgesetzt werde.

Ich konnte mich von dem Anblick, der sich von der Terrasse aufthat, noch nicht trennen.

Die Sterne flackerten klar und groß vom schwarzen Himmel. Mir gegenüber hob sich der Berg mit den 24000 Gräbern; nur zwanzig Schritte ferne brauste der mir unsichtbare See. Die Stadt Tiberia aber leuchtete in tausend Freudenfeuern. In jeder Stube wo Juden wohnten, brannten Lampen, schollen die wohlbekannten, wunderlichen Melodien, welche die Engel des Sabbat begrüßen, und da und dort bewegten sich Gestalten in weißen flatternden Nachtgewändern auf den Terrassen.

Sabbatrast.

Seebad. — Die jüdische Gemeinde. — Erdbeben. — Szene. — Polnische Könige. — Eine Chronik.

Die Insektengeister von Safed, die sich mit Vampirrüsseln an mich gelegt hatten, fingen an, mich die Glut ihrer höllischen Abkunft empfinden zu lassen. Ich erwachte vor Sonnenaufgang mit einer allgemeinen Hautentzündung.

Herr Weismann, als ich ihm dies mittheilte, ließ mich hart an: „Wenn Sie bei einem Doktor sind, wie können Sie nicht fragen? Das warme Bad mit seinem Salz hat Ihnen geschadet! Jetzt kommen Sie geschwind in den See baden."

Darf man in Tiberia am Sabbat baden?

„Die Menschen möchten hier in der Sonnenglut zu Grunde gehen, wenn sie nicht einigemal des Tages baden. In Tiberia ist das Baden von dem Rabbi erlaubt."

Wir gingen selbander, weiß beturbant, nur in einen Leilach gehüllt, hölzerne Pantoffeln an den Füßen, an den See. Er flitterte in mettallweißem Glanze und ebnete nach dem Sturme der Nacht seine Wogen. Wir trafen schon einzelne Badende, und blieben in der kühlen wohlthuenden Flut, bis die Sonne aufgegangen war, und die Welt um uns wieder in brennenden Farben leuchtete.

Ich konnte die Synagogen nicht besuchen, und mußte den ganzen Tag auf dem Divan ruhend zubringen, und mich in kalt-

feuchte Tücher einwinden. Nur so entging ich dem brennenden Schmerze, und mußte herzlich lachen, als mir Herr Weismann das in ganz Galiläa bekannte Wort mittheilte: „Der König der Flöhe hält Hof in Tiberia.“

Nach dem Frühmale, das um 6 Uhr Morgens, schon nach dem Gottesdienste gehalten wird, erhielt ich den Besuch des ehrwürdigen Oberrabi's von Tiberia, des Herrn Schmul Chajim Cohen Conorti mit sieben Chachamim.

Alle trugen weite weiße Mäntel, mit blauen, breit eingewebten Streifen, an deren Enden die Schaufäden hingen. Ich sah die Urform des Talit, den die Juden noch jetzt in den Landsynagogen um den ganzen Leib thun, wohl auch das Haupt mit ihm verhüllen. Es schien mir, daß diese Tracht, wie sie auch eine orientalisch nationale ist, weit würdiger der Nachahmung, als die der protestantischen Prediger. Es erscheint mir jedesmal als widerlich nachäffend, wenn unsere Prediger in schwarzer Kutte und weißen Bäffchen, mit dem sogenannten Quadratchen auf dem Haupte, den Talit zu einer Stola schmal zusammengelegt, erscheinen, und noch dazu häufig mit wenig origineller salbungsreicher Kantilene sprechen.

Herr Conorti war zweimal auf seiner Reise durch Europa auch nach Wien gekommen: im Jahre 1838 nach dem furchtbaren Erdbeben, das die Stadt getroffen hatte, und im Jahre 1848. Beidemal um für seine unglückliche Gemeinde die Wohlthat anzusprechen.

Wie in Safed trat mir auch hier die Klage entgegen, warum sich alle Theilnahme des Abendlandes nur Jerusalem zuwende, während die Juden in Afrika und in Asien auch an Safed und Tiberia denken.

„Sind wir nicht auch auf dem heiligen Boden Gottes? Haben wir nicht noch gelitten, als schon Jeruschalaim in Trümmern lag? Haben die heiligen Blutzeugen unseres göttlichen Glaubens nicht Tiberia ehrwürdig gemacht und wurde hier nicht die

Lehre vom Untergange gerettet, und strahlte sie nicht von hier aus neu aufgehend über alle Welt? Wenn Meschiach erscheint, wird er freilich in Jeruschalaim zuerst auftreten. Aber was sollen wir jetzt thun? Wir sind arm und elend und Gott, wie gesunken ist unsere Seele! Es sei fern von mir, die frommen Brüder in Jeruschalaim zu verleumden; aber wir in Tiberia leben heiliger, weil wir einiger sind."

Wie viele Juden leben in Tiberia?

„Verlange o Herr! das nicht zu wissen. Wir wurden, weil wir von Sir Moses Montefiore mit Almosen, Kopf um Kopf betheilt werden sollten, gezählt; da kam wie zu König Davids Zeiten die Pest und hat viele von uns hingerafft."

Herr Weismann bemerkte mir deutsch: „Er meint die Cholera, was weiß das Volk, was Pest und was Cholera ist! Ich habe die Leute mit Opium kurirt, und sie haben sich eingebildet, es ist ihnen von Psalmensagen besser geworden."

Ich hatte fort und fort Besuch und gelangte, wiederholt dasselbe fragend, um die Richtigkeit zu erproben, zu folgenden statistischen Notizen:

Die jüdische Bevölkerung von Tiberia betrug zur Zeit meiner Anwesenheit 1514 Seelen, davon sind 881 Aschkenasim, 633 Sepharedim.

Sie bilden nur *eine* Gemeinde; die Letzteren haben 2 Synagogen mit einer Medereffe, die Ersteren 5 mit 5 Medereffen oder Lehrhäusern. Die Sepharedim besitzen 23 Häuser. Unter den Aschkenasim sind 200 geborene Oesterreicher aus Galizien und Ungarn; die übrigen sind größtentheils aus Rußland. Der Unterricht der Jugend ist wie überall im Oriente ein völlig vernachlässigter. Die Stadt, in der das gelehrte Synhedrion saß und die größten Weisen lebten und lehrten, hat der Unwissenheit einen festen Sitz gegründet. Als ich fragte, ob die Kinder auch arabisch lernen, das zum Verkehre in Palästina so nötig ist, bemerkte Herr Weismann:

„Arabisch? warum fragen Sie nicht, warum die Menschen hier überhaupt nicht reden lernen, wie ein Mensch reden soll!"

Aber die Kinder lernen doch schreiben?

„Schreiben? wozu? fällt ihnen denn etwas ein, was zu schreiben wäre?“

Alle beziehen Almosen aus der Heimat, doch weniger als die Glaubensgenossen in Jerusalem und auch weniger, als die zu Hebron. Die Meisten beschäftigen sich nur mit dem Studium des Talmud, den Handel verachten die Tiberianer, weil er den Geist von Gott ablenkt und gemein macht. Nur wenige sind Handwerker: 1 Schmied, 2 Maurer, 1 Tischler, 3 Schneider, 1 Schuster, 2 Uhrmacher, 1 Fischer, 6 Krämer.

Gegen zehn Uhr Morgens hatte die Glut des Tages wieder eine solche Kraft erreicht, daß sich selbst die Einheimischen matt und gelähmt fühlten. Es suchte Jeder in den untern Hallen des Hauses, auf den nackten Fliesen sich hinstreckend, vergebens einige Kühlung. Ich schlief mehre Stunden, und verbrachte bis gegen Abend hier die Zeit in langweiliger Abspannung.

Vor Sonnenuntergang gingen wir wieder in den See baden. Ich machte im Wasser die Bekanntschaft der ganzen jüdischen Bevölkerung. Nicht fern von uns war ein mit hohem Lattenwerke abgesperrter Raum, in welchem alle Frauen badeten.

Ins Haus zurückgekehrt, war für uns das Mittagmahl aufgestellt: kalte Fische in Oel schwimmend, entsetzlich fettes Hammelfleisch, grüne Zwiebeln, die schon gestern aus der Erde gezogen, völlig welk waren, kalte Eier und ein von Oel triefender Kuchen. Ich wagte nicht, von diesen Speisen etwas zu berühren, trotzdem ich seit dem frühen Morgen nichts genossen hatte. Ich ließ mir am Weizenbrote und am Weine genügen. Erst später nach dem Sabbatende erhielt ich einiges frisch Bereitete.

Es kamen wieder Besuche. Jeder der Männer erzählte irgend eine Schreckenszene aus dem Erdbeben, keiner von ihnen, der nicht eine Mutter, einen Bruder, oder Kinder, eine Gattin oder Schwester verloren hätte. Mancher war anwesend, dem die Erde plötzlich Alle begrub. Von 2000 Einwohnern waren damals nahe an

300 in einigen Minuten verschwunden. Ein Mann erzählte, daß er mit seinem Sohne eine Stunde von Tiberia fern einen Berg herabgeschritten sei; vor ihm wenige Schritte sein Sohn. Da sah er plötzlich sich die Erde weit aufthun, seinen Sohn versinken und den Grund sich wieder schließen. Er konnte die Erscheinung nicht begreifen und blieb erstarrt stehen, während er den Boden unter sich schwinden fühlte. Er eilte laufend nach Tiberia und fand einen Schutthaufen.

Reb Mosche, der mich zu den Gräbern und Bädern begleitet hatte, brachte des Abends einen kostbaren silbernen Trinkbecher, auf dem alle Könige Polens in schön getriebener Arbeit zu sehen waren. Sein Großvater hatte diesen Pokal vom letzten Könige Stanislaus August Poniatowsky als Belohnung für treue Dienste erhalten, und der Enkel wollte mir jetzt das theure Familiengut verkaufen. Sein Wunsch war, für das Geld ein Boot zu kaufen, um den See befahren und fischen zu können; wodurch er seine zahlreiche Familie erhalten zu können sicher war. Ich zog es vor, eine mir gleichzeitig angebotene Chronik von Tiberia zu kaufen, welche in hebräischer Sprache geschrieben, Historisches und Wunderbares, Gebete und Gedichte in hebräischer und spaniolischer Sprache enthält.

Während der ehemalige Besitzer vielleicht jetzt den See Genezaret in einem Boote befährt und fischt, wollen wir ein Blatt aus der von ihm erworbenen Chronik mittheilen.

Ein Blatt aus der Chronik.

Rabbi Abulafia. — Belagerung. — Wunderbare Rettung. — Bomben als Fangbälle. — Todtenhaupt- und Mohnblume. — Loblied auf Tiberia.

Wir theilen in Folgendem ein Blatt aus der Chronik von Tiberia mit, es enthält jedenfalls eine Thatsache, die in keinem historischen Werke mitgetheilt wird, immerhin eine Bedeutung für die Stadt hat und wohl verdiente, aufgezeichnet zu werden.

Im Jahre 5500 der Schöpfung, also vor 118 Jahren unter der Regierung des Sultan Mohammed weckte Gott den heiligen Geist unseres Lehrers Chajim Abulafia, daß dieser nach der heiligen Stadt Tiberia gehe, um daselbst die Ruinen wieder aufzubauen, und den Grund zu befestigen. Tiberia war seit 70 Jahren ohne Einwohner, zerstört und wüste, es befand sich in demselben weder eine Synagoge, noch ein Lehrhaus, und es wurde, seitdem sie zerstört ward, in ihr kein Kadisch, kein Gebet für die Todten, gehört. Rabbi Chajim Abulafia war in allen seinen Unternehmungen glücklich, und so ging er getrost nach Tiberia im Monate Sivan desselben Jahres. Gleich bei seinem Eintritte in das Land gewann er, durch Gott, die Gunst der Herren der Stadt, und besonders die des Schech Dahir al-Amar, dessen Ruf groß war in ganz Palästina.

Die Straßen, die früher nur mit bewaffneten Karawanen durchzogen werden konnten, unter seiner Regierung wurden sie sicher. Das ganze Land war ruhig und alle Herren der Stadt

unterwarfen sich dem Schech und nannten ihn Schech al maschech, den Herrn der Herren. Er hatte viele Beduinenstämme, welche die Wege gefährlich machten, gänzlich vernichtet, so daß Jeder getrost mit dem Gelde in der Hand reisen konnte. Nicht minder berühmt war der Schech seiner Freigebigkeit wegen, sein Haus stand einem Jeden offen, und die Reisenden aller Nationen und Confessionen fanden bei ihm eine offene Tafel.

Zwei Jahre vor der Ankunft des Rabbi in dem Lande war derselbe in Asmir. Als der Schech erfuhr, daß der Rabbi nach dem Lande kommen wolle, sandte er ihm ein Schreiben nach dem andern, in welchen er sagte: „Mache Dich auf, und nimm das Land Deiner Väter Tiberia in Besitz.“

In der That war der Großvater des genannten Rabbi Jacob Abulafia Rabbi in Tiberia, bevor es zerstört wurde. Als der Rabbi nach Tiberia kam, erwies ihm der Schech große Ehre, und ließ ihn mit kostbaren, fast königlichen Gewändern bekleiden. Er that was der Rabbi verlangte, und in zwei Jahren ungefähr waren Straßen und Häuser für die Juden gebaut, eine prachtvolle Synagoge, dergleichen in ganz Palästina keine zu sehen war, wurde hergestellt, herrliche Badehäuser und Gewölbe für den Bazar waren angelegt, und das ganze Land von Straßen durchzogen. Man bebaute die Felder, bepflanzte die Weingärten, überhaupt nahm die Liebe der Stadtherren zum Rabbi täglich zu, und alle Einwohner waren überaus froh und zufrieden.

Im Jahre 5502 nach 2½ jähriger Ruhe, wie in Salomo's Zeiten, kam plötzlich am 22. Ab ein Schreiben aus Damaskus an den Rabbi; es rührte von zwei vornehmen Männern, Herrn Chajim Parchi und Josef Luschati her, welche die Geldwechsler des Soleiman Pascha von Damaskus waren.

Im Briefe stand geschrieben: „Der Herr möge den schleunigen und festen Befehl des Sultans an den Pascha von Damask wissen: Dieser soll nach Tiberia ziehen, die Stadt mit Gewalt nehmen, und den Schech Dahir tödten. Der Pascha rüstet bereits ein Heer mit vielem Kriegsgeräthe, darunter auch Schleudersteine, welche geschleudert auf sechs Bogenschüsse weit 20 Menschen auf einmal

tödten. Es ist Gefahr für das Volk in Tiberia. Eile Rabbi, mit der ganzen heiligen Gemeinde aus der Stadt, und fliehe nach Safed, dahin wird der Pascha Leute zur Beschützung für die Juden schicken. Alles Hab und Gut aber lasse nach Akka bringen."

Der Rabbi Abulafia erschrak gar sehr über den Brief, und eilte sogleich zum Schech und erzählte ihm den Inhalt. Dieser aber sagte, die Sache könne aus drei Gründen nicht wahr sein. Würde die Zerstörung Tiberia's wirklich beschlossen sein, so hätten es die Juden aus Konstantinopel hieher berichtet. Nicht der Pascha von Damaskus, sondern der von Sidon, zu dessen Gebiete Tiberia gehört, müßte den Auftrag erhalten haben. Auch wüßte er nicht, warum dieser Befehl ergangen sein sollte, da er dem Sultan ganz besonders ergeben ist, und den jährlichen Tribut pünktlich entrichtet. Das Schreiben, fügte er hinzu, sei vom Pascha von Damaskus veranlaßt, und nur ein Schreckmittel für Tiberia, damit man ihn mit Geld besänftige.

Als der Rabbi diese Worte hörte, freute er sich sehr, und schrieb sogleich Antwort nach Damaskus, daß an der ganzen Sache nichts sei; aber schon nach fünf Tagen kam ein zweites Schreiben, in welchem die drohende Zerstörung als noch sicherer bestätigt wurde. Wieder sagte der Schech, die Sache sei nicht wahr, weil der Pascha in Sidon ihn versichert habe, daß er am Hofe sehr angesehen sei.

Am 5. Ellul wurde dem Schech berichtet, daß der Pascha aus Damaskus mit einem großen Heere ausgezogen sei, um nach Tiberia zu gehen. Jetzt rüstete der Schech und besetzte die gefährlichsten Plätze. Als die Juden dies sahen, wußten sie nicht, was sie anfangen sollten, und eilten zum Rabbi. Er rieth ihnen, in Tiberia zu bleiben; indem sie Gott auch hier retten könne. Er befahl am andern Morgen den Vorstehern, die heiligen Grabstätten zu besuchen und daselbst zu beten.

Am folgenden Tage, es war ein Freitag, sah man von den Höhen ein großes Heer mit Heergerät und Zelten sich nähern. Der Schech bereute es, daß er die nicht wehrhaften Bewohner nicht wegziehen ließ; denn jetzt konnte er sie nicht mehr beschützen. Zwar ermuthigte ihn der Pascha von Sidon, er solle nur aus-

ziehen, um dem Pascha zuvorzukommen; der Schech schickte zu seinem Bruder Saat, der in der Festung Tirchanah wohnte, er möge ihm mit seinen Männern zu Hilfe kommen.

Am Sabbat beim Sonnenaufgang lag Soleiman Pascha vor der Stadt, und den Bergthurm angreifend, schleuderte dessen Besatzung einen Stein, der 14 Mann umbrachte, und das Heer zog sich eine weite Strecke zurück. Am Abend ließ der Pascha Schanzen aufwerfen, um aus ihnen hervor Bomben nach der Stadt zu schleudern. Aber wunderbarerweise wurde weder ein Mensch, noch ein Thier beschädigt; die meisten fielen ins Meer. Jüdische Kinder haschten manche als Fangbälle auf, und rollten die Kugeln lustig vor sich hin. Es sind noch einige dieser Bomben im Hause des Rabbi aufbewahrt, um sie den Wallfahrern zu zeigen.

Als das Beschießen erfolglos blieb und endlich aufhörte, schickte der Schech, weil er den Pascha vielleicht zum Frieden geneigt glaubte, wie es der Brauch bei den Arabern ist, eine Frau mit Geschenken zu ihm. Er nahm die Geschenke, und schickte den weiblichen Gesandten unverrichteter Sache zurück mit den Worten, nicht eher Frieden zu schließen, bis man den Schech ausliefere. Die Leute von Tiberia waren ob dieser Nachricht sehr betrübt, aber der Schech tröstete sie mit der erwarteten Hülfe seines Bruders. Der Pascha ließ schweres Geschütz anrücken und schleuderte es gegen Tiberia ebenso erfolglos wie früher das leichte.

Die Juden beteten unaufhörlich, Morgens und Abends in der Synagoge und lebten sonst fröhlich in ihren Häusern, vertrauten auf Gott und zogen, trotz der erhaltenen Bewilligung, nicht aus der Stadt. Als nun das Volk murrte und sagte: „Das Heer von Tirchanah hätte sie getäuscht,“ beruhigte sie wieder der Schech mit den Worten: „Er wolle keinen Angriffskrieg führen, damit man nicht sage, wenn der Pascha umkäme, daß er die Wallfahrt nach Mekka gestört habe.“

Der Pascha versuchte nun, die Verbindung Tiberia's mit Acka zu unterbrechen, um den Belagerten die Lebensmittel abzuschneiden, aber auch dieses gelang ihm nicht. Wieder versuchte der Schech auf den Rath seiner Freunde dem Pascha Friedensvorschläge zu

machen. Dieser verlangte aber, daß der Schech den Bergthurm zerstöre, und daß er das Heer des Pascha's durch die Stadt gehen lasse; der Schech wollte darein nicht willigen.

Die Juden feierten unterdessen das Neujahr- und Versöhnungsfest und bauten Laubhütten und wunderbar genug, konnten sie die Pflanzengattungen für das Fest aus den Gärten, die außerhalb der Stadt lagen, holen.

Der Pascha wendete jetzt eine andere List an, um die Stadt zu erobern. Er stellte seine Streitkräfte so, als ob er die nördliche Seite der Stadt angreifen wollte, um die Streitkräfte von Tiberia dahin zu locken, und dann den Thurm zu nehmen. Aber der Thurm blieb nicht ohne Besatzung, und als der Pascha die Leitern anlegen ließ, am Sabbat Bereschit, so wurden sie alle zurückgeschlagen, und nicht Einer entkam.

Da kam ein Gesandter aus Konstantinopel, der den Pascha im Namen des Sultans aufforderte, die Wallfahrt nach Mekka unverweilt anzutreten. Der Pascha aber hoffte noch mit Minen etwas auszurichten. Er ließ den Chef der Minengräber kommen und fragte ihn: „Wie lange brauchst Du noch, um die Arbeit zu vollenden?"

Achtzehn Tage, Herr! Aber Gott führt die Gräber den unrechten Weg, und sie entfernten sich immer mehr von der Mauer, daran ist ein Zauber der Juden schuld. Befehle Herr! daß auch Juden zur Arbeit verwendet werden.

Man holte Juden aus Safed; da der Chef der Minengräber auch mit ihnen nichts bewerkstelligen konnte, ließ ihn der Pascha enthaupten. Als der Kopf auf einen Pfahl gespießt über die Mauern der Stadt hereinragte, erschien er den gesegneten Frauen der Juden als eine Mohnblume.

Der Gesandte aus Konstantinopel drängte endlich den Pascha abzuziehen. Der fünfzehnte Tag der Minenarbeit war der einundachtzigste Tag der Belagerung, welche Zahl hebräisch „Af" d. i. Zorn giebt, was andeutete, daß Gott den Zorn abgewendet hat an diesem Tage. Der Pascha zog mit seinem Heere ab; doch

schwur er, wenn er die Pilgerfahrt nach Mekka vollendet haben würde, wieder zu kommen.

Jetzt vernahmen die Juden in Tiberia, daß in Safed eine Pest gewütet habe, welche die meisten Einwohner der Stadt weg-raffte. Sie erkannten nun dankbar den Willen Gottes, daß sie nicht nach Safed flüchten sollten. Den Tag aber, an welchem der Pascha die Belagerung aufhob, den 4. Kislaf, erklärten sie als einen Festtag und sagten Hallel. Dieses Fest wird noch heut zu Tage in Tiberia gefeiert.

Der Pascha, von Mekka zurückgekehrt, wurde von seinen Leuten wegen der verunglückten Belagerung verlacht. Dies und sein gethaner Schwur veranlaßte ihn, den Krieg wider Tiberia von Neuem zu beginnen. Am 12. Tamus kam wieder ein Schreiben vom jüdischen Seraf des Pascha's an den Rabbi in Tiberia, der ihm die Rüstungen meldete. Die Meisten wollten fliehen, aber der Rabbi rieth ihnen wieder, zu bleiben und versorgte sich auch nicht einmal mit Lebensmitteln; denn er behauptete, der Pascha werde nicht einmal zur Stadt gelangen. Diesmal waren die Rüstungen stärker, und die Verbindungen mit Tiberia vom Feinde sogleich abgeschnitten.

Der Pascha schiffte sich ein, kam nach Akka, von da nach Lubei, zwei Stunden von Tiberia. Am Freitag des 3. Ellul kam die Nachricht, daß der Pascha nahe an Lubei rücke. Alles Volk in Tiberia war sehr bestürzt.

Am selben Abende las der Sohn des Rabbi die Haforah: „Ich bin es, der euch tröstet“, und der Rabbi predigte am Sabbat über den Text: „Fürchte nicht einen Menschen, der sterblich ist.“

Am andern Tage meldete man, daß der Pascha krank sei, und besinnungslos liege. Am Dienstag verschied er, und am Mittwoch kehrte der Vezir nach Acka um, und führte den Leichnam nach Damaskus. Am 7. Ellul, dem Sterbetage des Pascha's, sprach der Rabbi ein Dankgebet und setzte mit der Gemeinde auch diesen Tag als ein Freudenfest für spätere Nachkommen ein.

Ein Schüler des Rabbi Chajim Abulafia, dessen Geschlecht in dem ehrwürdigen Chacham Baschi von Jerusalem, in dessen Kindern und Enkeln noch fortblüht, hat seinen Lehrer und die Stadt Tiberia besungen. Ein Sendbote aus Tiberia brachte dieses und andere Lieder vor dreißig Jahren nach Wien, wo er sie in einem heiteren Abendkreise des Chachams der sepharedischen Gemeinde sang. Der ehrwürdige Herr Ruben Baruch, dem Worte und Melodie gar sehr gefielen, prägte sie seinem Gedächtnisse ein. Seiner freundlichen Güte verdanken wir es, daß wir das bisher ungedruckte Lied hier mittheilen können, als eine Probe, wie zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die hebräische Sprache in Palästina poetisch gestaltet wurde. Es ist somit wenigstens nicht ohne literar-historischen Werth; so wie die Musik nicht ohne Interesse, deren richtige Notensprache der Cantor Herr Julius Sulzer niederzuschreiben die Güte hatte. Die Anfangsbuchstaben der Strophen geben den Namen des Dichters: „Ich David bar Aharon ben Chaßid, Chasak."

אוחיל יום יום משתאה
עיני תמיד צופיה
אעברה נא ואראה
אדמת קו"דש טבריה
אדמת קו"דש טבריה אעברה נא ואראה:

נעימה ישיבתה
גם טובה ראייתה
ים כנרת חומתה
שם העיר הבנויה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ישרים בלבותם
נחו על משכבותם
בתוכה קבורתם
כולם בני עליה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

דרך הר אתבונן
שם קבור רבי יוחנן
בן זכאי שם יתלונן
יחיד בדורו היה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

וכחמשה תלמידים
מזהב נחמדים
צדיקים וחסידים
מונה שבחם היה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

דימה האחד לבור סיד
טיפה אחת לא יפסיד
ולחברו החסיד
ואחר דחיל חוביא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

בר חכם ועוז גבר
כמעין המתגבר
אשרי יולדה על משבר
את בנו של חנניה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

אשרי השם רעיוניו
ישים שם לנגד עיניו
רבי חייא ובניו
יהודה וחזקיה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

הר גבוה רם ועל
הוקם עליו ממעל
רבי מאיר הוא בעל
אתייא ותמהייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה
נא ואראה:

ראש ההר יש מצבה
קבר רבי עקיבה
עמו עשרים וארבע
האלף תלמידייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה נא ואראה:

נקבר בתוך המטמון
הרב משה בר מימון
ומפרש דת המון
ורב כל חכמייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה נא ואראה:

ברם זכור לטובה
הרב מורי הוא רבא
עץ חיים שר הצבא
ממשפחת אבועלפייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה נא ואראה:

נור האל בראשו
אליו העם ידרושו
תורה מפיו יבקשו
מצפרא ועד פנייא
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה נא ואראה:

חסין יה מי כמוהו
איש אלדים קדוש הוא
כהבל רוח פיהו
רשפי אש שלהבת יה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה נא ואראה:

חידש העיר שכולה
בחומה וקהלה
בית מדרש הוא כלכלה
כל ימיו אשר חיה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה נא ואראה:

זֹרעו לעולם יחיה
כקנין לגוף יהיה
ברכת הדיוט אל תהיה
קלה וגם בזויה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טבריה אעברה נא ואראה:

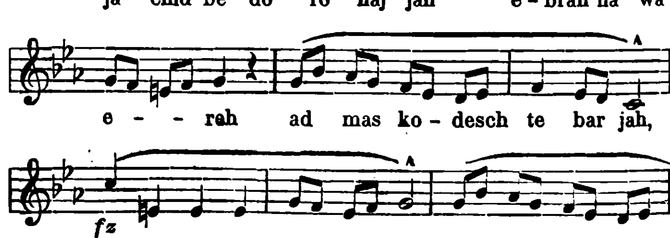
קֹול זמרת שיר רנני
אמרי פי והגיוני
יהיו לפני אדני
כמו סלת נקיה
אעברה נא ואראה אדמת קדש טבריה, אדמת קדש טֹבריה אעברה נא ואראה:

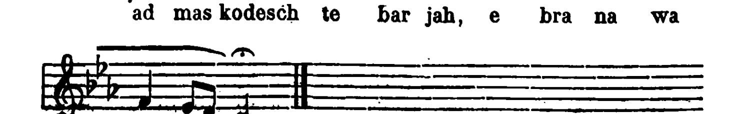
Allegretto.
Solo.

p de rech har et bo nan *sf* scham ka-bar rab-bi

jo channan ben sac-caj scham jit lo nan

ja chid be do ro haj jah Coro. *fz* e-brah na wa





Nach Nazaret.

Die Mütter. — Ein Kollege. — Einsamkeit. — Kana. — Drei Religionen.

Ich bestimmte unsern Aufbruch auf drei Uhr Morgens, um vor der Mittagsglut in Nazaret einzutreffen.

Ich badete noch einmal im See, es war mitternächtige Ruhe über den leise rauschenden Wellen und über den Bergen. Es wehte uns kühl und erfrischend an. Nur Herr Weismann störte mich mit seinen ununterbrochenen Reden. Er wollte durchaus, daß ich noch einen Tag bleibe, um mich an den Eintritt des Jordans in den See und an seinen Austritt zu rudern und mich in eine Schlucht zu führen, wo die „Anoschim“ und die „Imahot“ begraben liegen.

„Die Mütter; 's klingt so wunderlich!“

In dieser Schlucht, berichtete er, ruhen Abigail, die Königin Esther, die dem Patriarchen zugeführten Sklavinnen Bilha und Silpa und Zipora, die Gattin des Profeten. Dann wollte er mich nach dem nahen Chetien zu den Gräbern Jetro's und der Profetenmutter Jochebed bringen und an eine Höhle, wo der Kaiser Antonius und der Rabbi Hakadosch heimliche Zusammenkünfte hatten und filosofische Gespräche führten.

Es ist ein Legenden zeugender Boden, dieses Galiläa, sie spielen fort und fort, wie geheimnißvolle Zwiesprache zwischen Wind und Wellen, um die Fantasie Desjenigen, der ihnen gerne lauschen mag.

Die Pferde waren gesattelt, ein Frühstück aus Kaffee und polnisch gebranntem Branntwein und Mundvorrath für einige Tage bereit. Als ich Herrn Weismann um die Rechnung ersuchte, sagte er: „Werde ich von einem Kollegen etwas annehmen?“ Er sagte dies so herzlich, als bestimmt und ich freute mich, als er einige antike, auf Tiberia geprägte Silbermünzen, die er mir Tags zuvor gezeigt hatte, mir auf meine Bitte überließ und das Doppelte des Werthes annahm.

Wir ritten einen Berg hinan, dessen Spitze wir nach einer halben Stunde erreichten. Vor uns that sich eine weite Bergebene auf; der See, nach dem wir noch einmal zurück blickten, war bald verschwunden und es begann allmälig Tag zu werden. Ein Mann, der zwei beladene Esel trieb, schloß sich uns an. Es streckten sich links und rechts abgemähte Getreidefelder aus, und ganze Flächen waren mit dem weißen Flaum von Disteln bedeckt, es sah aus der Ferne aus, als ob Schnee läge. Der Tabor erhob in blauer Ferne sein Haupt. Ueber uns sangen Lerchen fröhlich und da ihr Lied und der Ton derselbe ist, wie in der Heimat, sangen sie mir Erinnerungen von dort in die Seele und wiegten mich eine Weile in angenehme Täuschung, bis Hadschi Achmed aus dem Lande Mizraim einen schreienden arabischen Gesang anhob, von dem er nicht abließ, bis wir Nazaret erreicht hatten, einen halben Tag lang.

Nach zwei Stunden kam uns ein Zug von acht Eseln, von zwei Männern getrieben, aus dem Dorfe Lubieh entgegen, das zu unserer Linken auf einer mit Feigen- und Olivenbäumen bewachsenen Anhöhe lag. Dieser Anhöhe gegenüber, ebenso grün bepflanzt, liegt eine zweite, aber ohne Häuser; zwischen durch führt unser Weg und ist von Kaktus eingesäumt. Eine Heerde Ochsen und Kühe weidete vor dem Dorfe, in welchem wir keinen Menschen erblickten, es schien wie ausgestorben.

Unser Ritt wurde immer einsamer und trauriger. Kahle Berge umschlossen bald schmale Thäler, bald größere Flächen, auf denen weiße Steine von bedeutendem Umfange flach hingesäet lagen. Der Himmel war mit grauen Wolken bedeckt, eine Erschei-

nung, die ich seit Monaten nicht gesehen hatte und mir nach den glanzvollen Tagen die Landschaft noch trauriger erscheinen ließ. Es wehte ein sanfter Windhauch und wir hatten an diesem Tage wenig von der Hitze zu leiden.

Mitten in dieser Steinwelt halten wir; ein flacher Block ist unser Tisch, um den wir uns lagern, um ein kleines Mahl einzunehmen. Drei Weiber, die zwei beladene Kameele führen, ziehen an uns vorüber.

Wir brechen wieder auf und gehen weiter durch die traurigen Einsamkeiten, durch Felsen und Felsen, die heiß' und strauchlos emporragen, durch Thäler, deren Saaten zu Tage liegen und jene weißen Steine sind, von denen wir gesprochen haben. Waren diese Thäler, diese Berge zu irgend welchen Zeiten grün und fruchtbar? Liegen sie seit Urzeiten so? Wir haben absichtlich die uns Begegnenden verzeichnet, um an ihrer so sehr geringen Zahl merken zu lassen, wie entvölkert diese Gegenden sind.

Ein unheimliches Gefühl legt sich an die Seele, es ergreift sie wie Weltverlassenheit und sie möchte, wie ein Vogel aus der Glasglocke hinaus, in der man ihm die Luft ausgepumpt hat.

Ich empfand zum ersten Male im Leben hier, welch ein erhabenes Grauen die Einsamkeit hat.

Nach mehreren Stunden langten wir an einem elenden Dorfe, Kefr Kenna, an, das den Pilgern als jenes Kana genannt wird, wo Jesus bei einer Hochzeit den Gästen das Wasser in Wein verwandelte, welche heiter schöne Gastlichkeit als sein erstes Wunder bezeichnet wurde. Neuere scharfsinnige Forschung hat den Beweis geführt, daß Kefr Kenna, wie schon der Name zeigt, nicht Kana sei, wo die Hochzeit statt fand, sondern Kana el Jelil, welches im Norden der Ebene el Butt, auf drei Stunden von Kefr Kenna entfernt, liegt. Wirklich wird auch Kana el Jelil in älteren Werken immer als das neutestamentarische Kana bezeichnet. Erst im sechzehnten Jahrhunderte wurde trotz des abweichenden Namens Kefr Kenna von den Mönchen substituirt, weil dieses eben den Pilgern bequem am Wege lag. Hier zeigen sie

das Haus, eigentlich einen wüsten Steinhaufen und auch die irdenen Krüge, in denen sich das Wunder begeben haben soll.

Hinter dem Dorfe, durch das wir hinab reiten, ist eine große Wassertränke, in deren Nähe einige Gärten von hohen Kaktuswänden eingefaßt sind. Frauen und Mädchen in weiten blauen Wollgewändern, mit einem roten Schleier, der vom Haupte rückwärts bis an die Knöchel fällt, die Stirn mit einer Binde, an die Silbermünzen gereiht sind, umwunden, tragen irdene Wasserkrüge auf dem Haupte, die sie mit der Hand fest halten. An den schön geformten Armen funkeln breite Ringe. Sie verschleiern sich nicht bei unserem Nahen, aber unseren Gruß erwiedern sie durch Lachen unter einander.

Matthia bemerkte: „Im Morgenlande sind die Weiber keine solche Höflichkeit gewöhnt."

Wir tranken von der frischen Quelle und zogen wieder weiter, steinigte Berge empor, in deren Einschnitt wir zur Rechten das kleine Dorf Renie an einem Berge hängen sahen. Der Weg, der fort und fort über Steingerölle, über kahlen Grund und natürliche Felsentreppen führt, mahnte mich an die gefährlichen Ritte im Libanon.

Wir saßen schon nahe an sechs Stunden im Sattel, wir mußten Nazaret nahe sein und immer, wenn wir keine Höhe emporritten, meinte ich es sehen zu müssen und immer lag eine neue vor uns.

Hadschi Achmed aus Mizraim, der seit Tiberia immer sein schreiendes Singen hinter uns vernehmen ließ, sprengte jetzt plötzlich an uns vorüber und die Anhöhe hinan; so daß wir eine gute Strecke hinter ihm zurück blieben. Er hatte dergleichen auf unserer ganzen Reise noch nicht gethan und war immer theils zum Schutze, theils aus Ehrerbietigkeit hinter uns geblieben. Matthia, der fort und fort gegen den Mann wegen seiner Unreinlichkeit unwillig war, bemerkte: „Ist der Teufel in das Schwein gefahren?"

Hadschi Achmed aus Mizraim aber hatte einen schönen Gedanken, der ihn die Felsen hinan jagte. Er hielt auf der

Spitze, zog seinen krummen Säbel, mit dem er vor sich hinzeigte und im Sattel zurückgewendet, rief er uns zu: „En Nasirah!"

Als wir den Kamm des Berges erreicht hatten, lag ein Thalkessel vor uns aufgethan. Eine Anhöhe herab lag Nazaret, ein syrisches Dorf, das steinern zwischen grünen Bäumen liegt, aus denen die Kuppel einer Moschee, eine einzige Palme und das kastellartige Kloster emporragt.

Achmed der Mohammedaner, der Jesum ebenfalls als Profeten anerkennt, stieg vom Pferde und blieb, es am Zügel haltend, stehen.

Matthia der arabische Katholik, kniete nieder und verrichtete sein Gebet.

Ich blieb betrachtend im Sattel und dachte an die Worte Nathanaels im neuen Testamente: „Was kann von Nazaret Gutes kommen?" Von ihm aber sagte Jesus: „Siehe, ein rechter Israelite, an welchem kein Falsch ist."

Achmed bestieg wieder das Pferd, Matthia führte das seine am Zügel hinter sich. Nach einer Viertelstunde waren wir an dem Brunnen der Jungfrau angelangt. Eine Negerin in weitem roten Beinkleid, darüber einen kurzen blauen Rock, einen weißen Turban um das Haupt, schöpfte Wasser.

Im Kloster.

Monument für Dr. Bayer. — Gastfreundschaft. — Die heiligen Orte. — Gemälde. — Einstürzende Mauer.

Dem Kloster gegenüber, nur zwanzig Schritte fern, befindet sich das neue Pilgerhaus, ein stattliches Gebäude mit einem schönen Saale und vielen lichten, sehr reinlich eingerichteten Zellen.

Hier empfing mich in freundlichster Weise Fra Angelino Costa aus Genua, indem er mir in einem Pokale ein kühlendes Getränk, Essigwasser mit Obstsaft reichte, und dann die Zelle anwies, in der ich wohnen sollte. Er meldete mir zugleich, daß mich der Guardian, dem ich ein Schreiben des Padre Präsidente in Jerusalem zu überbringen hatte, nach Mittag in seiner Wohnung erwarte. Fra Angelino war sehr erfreut, zu hören, daß ich seine „stolze" Vaterstadt kenne, den Geburtsort zweier unsterblicher Entdecker, eines im Gebiete der Meere und eines im Reiche der Töne. So oft wir uns begegneten, fing der greise Mann immer wieder von der „La superba Genova" zu sprechen an, die er nicht wieder zu sehen meinte.

Vom Ritt und der Glut des Tages ermattet, begab ich mich einige Stunden zur Ruhe; ich fand seit dem Kloster auf dem Karmel keine so treffliche Lagerstätte, keine so anmutend blanke Reinlichkeit; wiewol in der Nacht auch hier die Insektengeister nicht fern blieben, doch ließen sie sich durch Florvorhänge und eingestreutes magisches Pulver aus Persien wenigstens etwas fern halten.

Ich ging nach der gepflogenen Rast ins Kloster. Ein großes eisernes Thor wurde auf wiederholtes Pochen aufgethan. Innerhalb desselben zur Linken und zur Rechten liegt der Friedhof für die Mönche und für die Gemeinde. Eine Bogenhalle durch war ich in einem großen viereckigen mit breiten Fliesen gepflasterten Raum angelangt, in welchem sich ein Brunnen befindet. Eine Vorhalle in einer Ecke dieses Hofes nahm mich auf und brachte mich eine steinerne Treppe empor in breite schattige Gänge, aus denen Thüren zu den einzelnen Zellen der Mönche führen. Das Innere des Klosters unterscheidet sich kaum von dem, wie man es im Abendlande häufig sieht.

Der Guardian Angelo Veneziani di Caprarota, eine stattliche Gestalt mit auffallend langem schwarzen Barte, empfing mich auf das freundlichste. Ich überreichte ihm den Brief, den er mit aufmerksamer Theilnahme las. Ich muß bemerken, daß in demselben ausdrücklich mein Glaubensbekenntniß bezeichnet war, um die mir fort und fort erwiesene Gastlichkeit und wahrhaft liebenswürdige Toleranz noch mehr hervorzuheben.

Meine Aufgabe in Nazaret war eigentümlicher Art.

Als der Herzog Max in Bayern Palästina bereiste, starb sein Leibarzt Dr. Bayer in Nazaret an der Pest. Der liebenswürdige Fürst wollte seinem ärztlichen Freunde ein Grabmonument setzen lassen. König Ludwig soll geäußert haben, daß in Nazaret keinem Menschen ein Monument zieme, auch würde ein solches im Morgenlande, mehr als überall der baldigen Zerstörung ausgesetzt sein. All dies theilte mir der Leibarzt des Königs von Griechenland, Herr Hofrat Röser mit, und ersuchte mich wegen eines anderen, lebendig wirkenden Denkmales Erkundigungen im Kloster zu Nazaret einzuziehen. Er hatte den praktischen Gedanken, daß das Kapital für ein, wie es großherzig gedacht war, schönes Monument besser angewendet wäre, wenn es angelegt und die Zinsen zum Gehalte eines europäischen tüchtig gebildeten Arztes bestimmt würden, der sich entschlösse, in Nazaret seinen Aufenthalt zu nehmen, um für dieses und für die in einem weiten

Kreise ohne Arzt lebenden Bevölkerungen ein heil- und segenvolles Wirken zu entfalten.

Der Guardian wie schon der ehrwürdige Padre Präsidente in Jerusalem, nahm den Gedanken in diesem Sinne lebhaft auf und die Wohlthat erkennend, versprach er, unter Zustimmung des Padre Präsidente in Jerusalem, an der er nach dem mir mitgegebenen Schreiben nicht zweifeln könne, die dankbarste Unterstützung. Der Arzt könnte in der Casa nuova wohnen und speisen, bis er sein Haus eingerichtet haben würde und mit einem Gehalte von 6, höchstens 800 Silbergulden jährlich mit einem Diener gut auskommen.

Ich berichtete seiner Zeit an Herrn Hofrat Röser nach Athen.

Der Guardian führte mich zum Friedhofe, an dem ich zwischen dem Thore des Vorhofes und dem Kloster vorüber gekommen war, um mir das Grab des „Märtirers“ Dr. Bayer zu zeigen, denn er hatte sich im Dienste der Wissenschaft unter den Pestkranken zu sehr preisgegeben.

Wir traten in einen viereckigen von Mauern umgebenen Raum, in dessen Mitte eine kurze steinerne Säule, der ein eisernes Kreuz eingepflanzt ist, aufragt. Kein Grab ist durch einen Stein, durch ein Kreuz aus Eisen oder Holz, durch einen Baum, oder eine Blume bezeichnet. Wer es nicht wüßte, daß er sich auf einem Friedhofe befindet, er würde auch durch keinen Grabhügel daran gemahnt, denn die Gräber sind flach verschüttet. Dürres Kräuterwerk lag verworren über allen Gräbern; nur das des Dr. Bayer, wenn man eintritt, links an der Mauer, ist etwas erhöht und mit einer Distel bepflanzt.

Es ist ein Boden hier, auf dem die Dornenkronen sprießen.

Gegenüber diesem Raume führt eine Pforte zu einem völlig gleichen Raume, in dessen Mitte sich eine Palme — die einzige in Nazaret — erhebt und den Todten Frieden zuweht. Eine Laube aus Weinranken auf viereckig gemauerten niederen Säulen ruhend, ist der Eingang zur Gruft und die Oberfläche des ebenen Platzes ist mit Tabak bepflanzt. Der Guardian sagte:

„Pulvis et umbra sumus!“ Ich erwiederte ihm, in Anspielung auf den Tabak: „F u m u s reverendissime Domine!“

Schönere Symbole sah ich noch auf keinem Gottesacker, als auf dem zu Nazaret: Rausch, Rauch und Ruhe!

Fra Angelino holte mich zum Mittagstische in die Casa nuova ab, wo in dem Saale für mich allein gedeckt war. Als ich ihm bemerkte, daß ich meinen Proviant mitführe, erwiederte er: „Wenn es dir ein Gesetz ist, von unsern Speisen nicht zu essen; so ist es uns eines, dir sie vorzusetzen und die fromme Pflicht der Gastfreundschaft zu erfüllen.“ Und so wurde, während der drei Tage, die ich im Kloster verlebte, jedesmal ein reichliches Mahl für mich auf und wieder abgetragen.

Nachdem ich schwarzen Kaffee genommen, machte mir der Guardian in Begleitung des Padre Wenzeslaus Kichel aus Stams in Tirol und des Fra Joachimo aus Valencia in Spanien seinen Gegenbesuch und lud mich ein, die heiligen Orte zu besuchen. Ich habe sie alle betreten und erhielt von den mich begleitenden Herren die ausführlichsten Nachrichten über ihre Heiligthümer. Diese Orte sind tausendmal beschrieben, ich werde ihre Beschreibung nicht wiederholen und nur einiger Kunstwerke erwähnen, weil ich in vielen Büchern über Nazaret kaum etwas über dieselben fand. Vor allem fiel mir ein schön gemaltes Bild, die Empfängniß Maria's darstellend, von Antonia Darallo auf und ein schwarzer Christus von edelster kaukasischer Gesichtsbildung. „Leider nur eine Copie“ bemerkte der Guardian „das Original soll der von Reisenden viel gepriesene Consul Catafago sich vor Jahren angeeignet haben.“ Einen äußerst schönen Eindruck wecken die Tapeten, welche die Wände der Kirche bekleiden. Keine Raphaelischen Kunstwerke, wie ich sie im Vatikane sah, erfreuen sie hier fast mehr das Auge als jene in Rom, wo es von tausenden umgebenden Kunstwerken entzückt wird. Was in der Wüste die Oase,

waren diese Werke einer edlen künstlerischen Arbeit für mich in Nazaret, der ich so lange nichts sah, was mich an die malende Kunst erinnert hatte. Auf den Tapeten sind nach strengen Zeichnungen und künstlerisch angeordneten Gruppen die Verheiratung Josefs und Maria's, die Verkündigung, die Geburt des Kindes, und die Anbetung der drei Könige in lebhaften Farben gestickt und genug ausdruckvoll ausgeführt.

Es war Abend geworden, und wir statteten bei einem reichen Christen Herrn Alois Chalil einen Besuch ab, um sein eben vollendetes neues Haus zu sehen, das im arabischen Style aufgeführt, wohnlich und prächtig genug sich darstellte. Es wurde jedem von uns vom Hausherrn ein schöner Blumenstrauß gereicht, während die Diener des Hauses den unvermeidlichen Tschibuk und Kaffee brachten.

Das Gespräch drehte sich um die Mauer der Kapelle, in welcher der niedere große Stein verehrt wird, auf dem Jesus mit seinen Freunden gespeist haben soll. Die Mauer drohte einzustürzen und Herr Chalil stellte diesen Sturz in sehr nahe Aussicht. Die Herren beklagten das gar sehr, trauten sich aber nicht den Antrag des Herrn Chalil anzunehmen, die Mauer auf seine Kosten herstellen zu lassen, bis sie nicht die Erlaubniß hiezu erhalten hätten. „Die Mauer fragt aber nicht um Erlaubniß“ bemerkte Herr Chalil „und stürzt ein.“ Die Mönche erwiederten: „Leider!“ Wir empfahlen uns, nachdem es ganz dunkel zu werden anfing. Ich erhielt noch an demselben Abende eine ungewöhnlich große Melone von Herrn Chalil zugesendet.

Der Tabor.

Vegetazion. — Eber. — Legende der Verklärung. — Historisches. — Mönche als Berichterstatter.

Ich wurde am 14. Juli des Morgens um drei Uhr vom Pater Wenzeslaus, dessen Begleitung ich mir vom Guardian erbeten hatte, geweckt. Die dem Kloster angehörigen Maulthiere, standen für uns gesattelt, ein Diener und Matthia folgten uns zu Pferde.

Um ½4 Uhr ritten wir von der Pforte der Casa nuova ab, den Abhang hinunter und waren nach einer Viertelstunde die ihm entgegengesetzten Hügel hinauf gelangt. Ueber eine Bergebene fort, die zur Rechten in das Thal Esdraelom sich abflacht, kamen wir in ein Wady, das von vielen Krüppeleichen, eigentlich nur von Buschwerk mit Eichenblättern bewachsen war. Den Tabor hatten wir ununterbrochen als eine kolossale Kugel vor uns, deren unteres Ende von kleinen Vorhügeln umgeben, unsichtbar war. Wir ritten über diese und befanden uns nach zwei Stunden am Fuße des Berges. Zur Rechten hinaus, nicht fern liegt das Dorf Deburieh, welches für das alttestamentarische Dabrat im Stammesantheile Isaschars gehalten wird. Auf einem nach syrischer Anschauung guten Reitwege gelangten wir durch einen Eichenwald, der aus Quercus angilops und Ilex besteht, mit dem der ganze Berg bewachsen ist, in einer halben Stunde auf den Gipfel. Ich schnitt später einige Aeste ab, die mir zu Stäben besonders geeignet schienen. Da und dort grünte ein Butumbaum zwischen den Eichen.

Die Vegetaion sproßt aus Kalkstein empor, aus dem der ganze Berg, den die Araber Jebel et-Tur nennen, besteht.

Der Gipfel des Berges ist abgeflacht und hat in der Mitte eine baumlose Einsenkung. Den Umkreis des Gipfels, der zerstörte von Gras und Bäumen überwachsene Fundamente von Mauern zeigt, umritten wir in einer halben Stunde ohne einen der Eber ansichtig zu werden, die sich auf dem Berge aufhalten. Wir hielten an einem Hause, das mehr der Behausung eines Eremiten gleich sah, wo ein griechischer Pope unsere Thiere zu füttern übernahm und uns frisches Wasser aus einer Zisterne brachte. Es befinden sich deren mehrere auf der Höhe, erzählte er uns, doch sei nur Eine gut erhalten.

Nachdem wir ausgeruht hatten, fingen wir auf der Anhöhe zu wandern an. Wir schritten durch ein Chaos von Ruinen zwischen zerstörten Festungswerken, eingestürzten Hallen, zerbrochenen Bogen, in den Felsen hinab gemauerten Kellern, einzeln hingeschleuderten Quaderstücken und unverständlichen Steinblöcken. Ein einziger Thorbogen, von den Arabern Bab el-Hawa, Thor des Windes genannt, ragt noch aufrecht. Alle Jahrhunderte hindurch haben die Juden, die Römer, die Kreuzfahrer und die Sarazenen hier gebaut und befehligt, und die Zeit hat die Werke Aller zerstört.

Mitten unter diesen Ruinen gelangt man in einen Keller, in welchem ein Altar aufgerichtet ist, aus diesem führt es in ein zweites Gewölbe, mit drei kleineren Altarnischen. Jedes Jahr einmal kommen die Mönche des Klosters in Nazaret herauf, um die auf den Berg Tabor versetzte Verklärung zu feiern. Die griechischen Christen begehen an einer andern Stelle unter den Ruinen einer Kirche das Fest der Mutter Jesus. Nirgend wird von den Evangelisten des Berges Tabor gedacht und erst im vierten Jahrhunderte taucht von diesem Berge die Legende auf, die vielmehr auf einen Berg am galiläischen Meere zu versetzen ist. Auf dem Tabor befand sich zur Zeit als das Wunder auf ihm hätte geschehen können, eine befestigte Stadt.

Die Aussicht vom Tabor ist eine die Phantasie prächtig anregende. Wir überblickten die ungeheure Ebene Esdraelom vom

Kison, dem Bach der Vorwelt durchflossen, bis zum Gebirge Karmel, an dessen Fuß die See brandet. Wir sahen die Gebirge um Safed schneeüberglänzt vom Jebel esh-Scheikh, und den von den Mönchen genannten Berg der Seligkeiten mit zwei Spitzen, den die Araber die Hörner von Hattin nennen. An seiner Absenkung tief funkelt das galiläische Meer im Sonnenglanze. Jenseit des Jordans ragen die Berge Basan und Gilead empor. Näher sehen wir den Berg Gilboa und das Dörfchen Endor. Der mächtige König Saul und die Hexe tauchen vor unserer Phantasie auf. Deutlich und bestimmt zeigt sich die Wasserscheide, der nach dem Jordan und nach dem mittelländischen Meere sich abstürzenden Gewässer.

Welche Erinnerungen verklären diese Berge, diese Ebene!

Vom Tabor stieg Debora und Barak mit 10,000 Kriegern und schlugen den Sissera, der 900 eiserne Wagen hatte, und dessen erschlagenes Heer der Kison fortwälzte. In dieser Ebene schlug Ahab mit dem Volke der Israeliten das syrische Heer; hier fiel Josias im Kampfe gegen den König von Egypten.

Die Kämpfe der Römer und die gänzliche Niederlage der Kreuzfahrer bei Hattin berührend, denken wir nur der Vertheidigung Klebers mit 1500 Mann gegen 25,000 türkische Soldaten. Er kämpfte vom Sonnenaufgang bis Mittag und glaubte unterliegen zu müssen. Da rückte Napoleon mit nur 600 Mann heran, bei deren Anblick die Türken, eine Armee im Anzuge meinend, die Flucht ergriffen und zu Tausenden erlagen. Es war dies beim Dorfe Fuleh.

Wir kehrten zu unserer Lagerstelle zurück, wo uns ein Frühstück, das der gastfreundliche Guardian für uns besorgen und heraufbringen ließ, erquickte.

Mein freundlicher Landmann und Begleiter erzählte mir Manches von den Sitten und Gebräuchen der Bewohner Palästina's was man nicht in Büchern zu lesen pflegt, weil es nur dem aufmerksam Beobachtenden sich erst nach Jahren zu offenbaren und klar zu werden pflegt. Namentlich sind es die Priester, die durch die ihnen obliegende Seelsorge, alle Zustände und Verhältnisse

des innersten Familien- und des öffentlichen Lebens kennen lernen und im Besitze der genauesten Kenntnisse sind. Niemand kennt Palästina und Syrien besser, als die Franziskaner, die seit Jahrhunderten, die von den fränkischen Königen zurückgelassenen tapfern Posten sind. Ich weiß nicht, ob es ihnen nicht gestattet ist, oder ob sich wirklich seit so langer Zeit kein begabter Geist unter ihnen befindet, der die Welt belehren und aufklären könnte. Die ersten und oft besten Nachrichten und Schilderungen des gelobten Landes verdanken wir, namentlich im Mittelalter, den Mönchen, die es jetzt den wandernden, nicht immer genau beobachtenden Missionären fast ausschließlich überlassen, Berichte zu schreiben. Die Mönche, die vom Abendlande kommen, bringen selten die Kenntniß der arabischen Sprache mit und müssen die ersten Jahre ihrer Anwesenheit zur Erlernung derselben fleißig verwenden. Geographische und historische Kenntnisse, botanisches und geographisches Wissen sind weniger das Eigenthum der Franziskaner, als fromme Glaubenstreue und demutvolle Ausdauer mitten unter politischen Bedrängnissen und den Gefahren des Klima's und wohl auch zuweilen der Pest. So ehrwürdig das Thun und Dulden dieser Mönche ist, so ist doch zu beklagen, daß nicht in jedem Kloster wenigstens ein Mönch ist, der geeignet wäre die Naturgeschichte, die Volkskunde, die Alterthumswissenschaft, die Kenntniß des socialen Lebens zu beleuchten und zu fördern. Selbst der Arzt des Klosters in Nazaret, und es befindet sich im Umkreise von zehn Stunden kein anderer, ist ein Autodidakt.

Interessant war die Mittheilung meines ehrwürdigen Begleiters, daß nach seiner Ueberzeugung nicht selten Scheintodte beerdigt werden. Er selbst ließ einmal auf ein Kind, das schon im Grabe lag, nicht die Schollen schütten, weil es ihm schien, daß es noch lebe. Es erholte sich wirklich und lebte noch zwölf Stunden.

Matthia mahnte zum Aufbruche, um noch vor der größten Sonnenglut im Kloster zurückgekehrt zu sein. Es war neun Uhr, mein Thermometer zeigte in der Sonne bereits 30 Grad Réaumur. Wir führten die Thiere hinter uns am Zügel den Berg hinab und

bestiegen sie erst am Fuße desselben. Mit uns gingen einige Männer, die heraufgekommen waren, um ihre Esel mit Holz zu beladen. Nach einer Stunde erreichten wir eine Zisterne, wo eben ein Beduine zu Pferde hielt, die lange Flinte quer über den Sattelknopf gelegt, einen baumhohen Spieß in der Rechten. Er stieg vom Pferde und senkte an einem Stricke einen kleinen ledernen Schlauch in die Zisterne und reichte uns den rinnenden mit lau und lettig schmeckendem Wasser.

Um zwölf Uhr hielten wir wieder vor der Pforte der Casa nuova.

Betrachtung.

Sinai und Golgata. — Rabbinen und Bischöfe. — Die Frauen. — Kirchliche Malerei.

Ich stand mit der Sonne auf und ging auf eine der Anhöhen, um in einsamer Betrachtung die Scene, auf der ich mich befand, zu durchdenken. Hier in der ärmlichen Hütte eines Zimmermanns wurde ein Kind geboren, welches unscheinbar und still heranwuchs. Dieselben Abhänge und Felsen, dieselbe von Bäumen umgrünte Quelle, weit hinaus den grünen Tabor, den schneebedeckten Hermon und das funkelnde mittelländische Meer sah es, wie jetzt ich nach zwei Jahrtausenden. Diese erhabenen Bilder und Erscheinungen, auf denen jetzt die Einsamkeit schlummert, drangen in seine Seele und weckten und erregten Gedanken und Gefühle in ihm, die später das Antlitz der Welt umprägen, den Geistern eine durch Jahrtausende fortschwingende Bewegung geben sollten.

Der jüdische Rabbi Jischo dachte diese Erschütterung nicht, sein Wort war aber später der einfache Laut in einer kalten Welt, welcher die Lawinen von den Bergen rollen machte. Sie begruben und wollten auch nicht begraben die ewigen Satzungen des Mosaismus, die Religion, die vor der christlichen, die Liebeslehre in ihren steinernen Tafeln vorerst nur einem Volke gepredigt hatte. Er war ja nicht gekommen, „um das Gesetz Moses' abzustellen, sondern es zu befestigen" und es vielen noch heidnischen Völkern theilhaftig zu machen.

Es lockt die Fantasie den Menschen ewig an, an die Quellen der großen Ströme zu gelangen und sie in ihrer Kindheit zu

sehen und erforschend zu betrachten. Ich ruhte jetzt an der Quelle eines solchen Stromes, der über die ganze Erde seine gewaltigen Wogen ausgoß.

Auf dem Sinai und in Golgata und wo sonst auf den Höhen und in den Tiefen eine Weltreligion ihren Anfang genommen hat, wird den Pilger ein erhabenes Grauen, ein ehrfurchtvolles Gefühl ergreifen und ihn andächtig stimmen. Alle Stellen der Erde sind heilig, wo ein Licht erglommen, das zur Leuchte für die Welt geworden ist.

Darf der Mensch es wagen, zu glauben, daß der ewige Wille schon abgeschlossen und ein in sich ewig ruhender ist? Zu welcher Stätte wird die Menschheit in kommenden Jahrtausenden wallfahrten? Keine Fantasie kann die Zukunft schauen, aber sie kann künftige Zeiten überflügeln und sich als Bürgerin jetzt noch ungeahnter Nachwelten erklären.

Knaben und Mädchen zogen an mir vorüber zur Kirche, denn es war das Zeichen zum Gebete gegeben worden. Ich betrachtete sie mit Ehrfurcht und Achtung, wie jede Zukunft, wenn auch der Gedanke nicht auftauchte, daß eines von diesen Kindern wieder ein Weltschicksal zu entscheiden berufen sei. Es trägt der Boden, wo ein großer Mensch geboren worden ist, nicht einen zweiten, wie ein großkronenhafter Baum aus dem Boden, in dem er wächst, alle Kräfte zieht und nichts übrigläßt, um einen ebenbürtigen hervorsprießen zu machen.

Aber all meine Fantasien waren von den Erscheinungen und Gestalten des Christenthums während meines Aufenthaltes in Nazaret in Anspruch genommen, und die Eindrücke, die ich in frühester Jugend durch Umgang und in der Schule empfangen hatte, tauchten wieder lebendig in mir empor, und ich konnte die psychologisch berechnende Vorsicht der Rabbinen begreifen, die es von Uebel halten, wenn jüdische Kinder christliche Schulen besuchen, oder wenn die französischen Bischöfe das Lesen der griechischen Klassiker in der Schule für gefährlich erklären. Verbieten doch auch Regierungen gewisse Lieder und Melodieen, die, in der Jugend vernommen, die Völker empörerisch machen können, wenn sie erklingen.

Es haben auch die Religionen ihre Alpenreigen und Mondregenbögen.

Ich stieg die Anhöhe hinab zum Brunnen der Jungfrau. Es ist wahrscheinlich, daß die Mutter und ihr Kind an diese Quelle kamen, denn es ist die einzige in Nazaret.

Ein buntes Gemisch von Frauen schöpfte Wasser. Einige kamen mit den henkeligen, irdenen Urnen, die ihnen flach auf dem Kopfe lagen; Andere trugen sie aufrecht auf demselben und hielten sie mit einem oder mit beiden Armen fest. Das Aussehen der Frauen war olivenfarben, die meisten hatten blaue Ringe unter den Augen und wohl auch die Lippen blau gemalt. Alle trugen ein weites, blaues Hemd, das um die Lenden mit einem weißen Tuche geschürzt war. Vom Kopfe herab hing ein weißer oder roter Schleier. Nur zwei oder drei waren verhüllt, die sich dadurch als Mohammedanerinnen ankündigten.

Ich konnte hier, noch weniger als sonst, die kirchlichen Maler begreifen, denen schon der fromme Jean Bellino, der keusche Francia, natürlich der ideale Rafael viel zu sinnlich scheinen, wenn sie die Gestalten des Christenthums zeichnen und malen. Giotto und Cimabue, die ihnen das Höchste dünken, was christliche Asketik in Farben leisten kann, hätten gewiß lebensüppiger dargestellt, wenn ihre Kunst genug entwickelt gewesen wäre. Mir erschien in ihren Schöpfungen immer eine unbefriedigte Sehnsucht, ein wehmütiges Ringen der Meister nach einer Vollendung, welche ihre späteren unsterblichen Genossen erreicht haben. Die modernen Asketiker aber halten das noch nicht vollendete Kunstvermögen für Absicht und meinen das Höchste zu leisten, wenn sie die abgemagerten, byzantinischen Engel und die dürrbeinigen, wohl auch hölzern krummen Heiligengestalten malen, zu denen sie sich durch aufgestellte Orgeln in ihren Ateliers auffantasiren. Allerdings sind die typischen Gestalten der Byzantiner den Urbildern näher. Nur begreifen wir nicht, warum die Heiligenmaler der Gegenwart die mit einer noch unvollendeten Kunst dargestellten Originale nachahmen, und diese somit aus der zweiten, noch schwankenden und suchenden Hand nehmen. Eine Reise nach Palästina und nach Egypten, wo sich

der Typus der Menschengestalt bis auf die Tracht treu erhalten hat, würde für ihre Absicht besser passen, als eine Wallfahrt nach Rom, wo die christliche Kunst so sehr den griechisch schönen Einfluß spiegelt, ja in manchen Bildern völlig heidnisch ist. Nie sah ich schönere Modelle zu Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente als in dem Lande der Bibel.

Die Findung Moses' im Nil, die wir von einem französischen Meister vor einigen Jahren in Wien sahen, ist die lebendigste Illustration zu Dem, was wir hier ausgesprochen haben. Horace Vernet hat seine schönsten Triumfe seinen Reisen im Oriente zu danken, wiewohl er, was seine Gestalten der Bibel betrifft, denn doch zu französisch frivol ist.

Ich fand die Frauen von Nazaret sehr ähnlich denen von Egypten, was mir von anderen Frauen in Palästina, noch weniger in Syrien aufgefallen ist. Wie auch Maria durch ihr Auftauchen in Egypten beiden Ländern gleichsam angehört und sie verbindet. Antoninus Martyr im sechsten Jahrhundert beschreibt die Schönheit der Frauen in Nazaret, was noch in modernerer Zeit ebenfalls Reisende thaten, ohne es, wie er, dem Einflusse Maria's zuzuschreiben.

Nazaret war bis zu Kaiser Konstantins Zeiten nur von Juden bewohnt; jetzt befindet sich unter den dreitausend Einwohnern, davon tausend Mohammedaner sind, nicht einer; wiewohl die Juden wenigstens türkischer Seits kein fanatisches Hinderniß fänden, sich daselbst anzusiedeln. Uebrigens hat der Ort, der in der Bibel nicht genannt ist, keine historische oder religiöse Anziehungskraft für sie.

Vom Brunnen der Jungfrau fort durchwanderte ich das kleine Städtchen in allen seinen Richtungen. Handwerk und Gewerbe waren schon überall thätig. Auf einem offenen Platze blieb ich stehen und sah, allerlei Gedanken denkend, lange einem Zimmermann zu, der an seinem Baume zimmerte und aus einem Schlauche Wasser trank, das ihm sein Weib mit einem Kinde auf dem Arme zur Arbeitstätte gebracht hatte.

Fra Joachimo.

Fieber und Pest. — Geschenke. — Napoleon. — Die Synagoge. — Klosterruinen. — Vom Wiedersehen.

Als ich in die Casa nuova zurückkehrte, sagte mir Matthia, daß mich Fra Joachimo schon zweimal besucht und den Auftrag gegeben habe, ihm meine Rückkehr sogleich zu melden.

Fra Joachimo ist in Molins in Spanien geboren und mit achtzehn Jahren im Convento de St. Maria de las puertas extra muros del Orca in Murcia eingetreten, wo er sieben Jahre blieb. Von seinem Oberen nach Jerusalem gesendet, lebt er daselbst fünfzehn Jahre und weilt nun ebenso lange in Nazaret. Er ist jetzt fünfundfünfzig Jahre alt, schlank und jugendlich aufrecht; sein Profil ist edel und ausdruckvoll geschnitten, die Augen lebhaft blau, das Haupthaar schwarz, der Bart grau.

Von besonderer Neigung zu ärztlichen Studien gedrängt, las er Alles, was die Klosterbibliotheken Spärliches über dasselbe enthielten, beobachtete aufmerksam, wenn seine Brüder erkrankten, und um dies besser zu können, pflegte er sie und ließ sich gern selbst zu untergeordneten Diensten in der Apotheke verwenden.

Die auf diese Weise erworbene Erfahrung, der ein Blick des Talentes zu Hilfe kam, ließen ihn Heilungen einfacher Krankheiten versuchen, und allmälig hatte er soviel Vertrauen erworben, daß ihm die Leitung der Apotheke in Nazaret übergeben wurde, und er als der einzige Arzt in weiten Kreisen aufgesucht wird.

Auf Veranlassung des Hofrat Dr. Röser wurde er zum Mitgliede der k. griechischen Gesellschaft der Aerzte in Athen erwählt,

und von ihm hatte ich auch ein Schreiben an Fra Joachimo. Er holte mich jetzt ab, um mit ihm die Kranken in Nazaret zu besuchen. „Ich beginne,“ sagte er, „meine Gänge damit des Morgens und des Abends, daß ich Wasser aus der Quelle der Jungfrau trinke. Ich halte die Hydropathie für eine außerordentlich glückliche, weil sie natürliche Heilmethode ist. Ist sie in Germanien bekannt? Leider hat Nazaret so wenig Wasser, denn wenn diese Quelle im Hochsommer versiegt, müssen die Weiber eine halbe Stunde weit gehen, um von Außen Wasser zu holen.“

Wo wir gingen, blieben die Menschen stehen und grüßten den ehrwürdigen Mann; viele küßten ihm die Hände. „Die das thun,“ sagte Fra Joachimo mir, „sind Christen; aber nicht blos Katholiken, sondern auch Maroniten und Griechen. Die Griechen sind die zahlreichsten in Nazaret, über zweihundertundzwanzig Familien, ihnen reihen sich der Zahl nach die Mohammedaner mit hundertundzwanzig Familien an. Römischkatholische sind nur siebenundsechzig, griechischkatholische zweiundsechzig. Die geringste Bevölkerung bilden vierzig maronitische Familien. Es herrscht unter den Einwohnern friedliche Eintracht, und die zwischen den Christen und Mohammedanern ist fast größer noch als die unter den Christen. Gott liebt alle Menschen gleich.“

Zuweilen blieben auf unserm Gange eine Frau oder ein Mann stehen und streckte dem Arzte die Hände entgegen, daß er den Puls betaste, ohne ein Wort über ihr Leiden zu sagen. Fra Joachimo gab irgend einen diätetischen Rath oder schickte den Kranken in sein Haus und versprach, ihn zu besuchen. Wir wanderten in etwa fünfzehn Häuser, wodurch ich einen willkommenen Einblick in das Familien- und Wirthschaftsleben der Bewohner von Nazaret erhielt. Ueberall fast waren die Fenster ohne Scheiben, nur durch Läden, in türkischen Häusern durch Holzgitterwerk verwahrt. Nirgend ein Bettgestell; der Kranke lag überall auf einem Teppich und einigen Polstern, die auf den gestampften Lehmboden oder auf platten Fliesen gelegt waren. Die mohammedanischen Frauen verhüllten sich, wenn wir eintraten, doch ließen sie während der Fragen wohl auch den Schleier fallen. Die Kinder spielten in der

Stube meist ganz nackt umher. Die Meisten, die wir besuchten, litten am kalten Fieber. „Dieses Volk", bemerkte Fra Joachimo, „kann sich in der Glut des Sommers nicht mäßigen und ißt fort und fort Melonen, was namentlich unter den Mohammedanern das Fieber erzeugt, weil sie keinen Wein trinken. Ich rathe ihnen vergebens, wenn sie so viel von den Melonen essen, feinst zerriebenen Tabak auf dieselben zu streuen."

Am traurigsten sprach Fra Joachimo über eine vielverbreitete Krankheit, die ihn als Priester in dieser heiligen Stadt am meisten anwidert; wiewohl sie in dem heißen Klima, trotz aller Vernachlässigung, selten secundäre Formen annimmt.

Fra Joachimo stand wiederholt unter Pestkranken; er hält die Pest für nicht ansteckend durch Berührung und behandelt sie wie jedes andere Fieber. „Anfangs der Seuche starben fast alle, dann genasen immer mehr, trotzdem die Symptome dieselben sind, wie beim Ausbruche der Krankheit. Ich versuchte auch die Pest hydropatisch zu heilen; doch nur in wenigen Fällen, von denen zwei starben und einer genas. Ich wage noch keinen Schluß zu ziehen."

Wir beschlossen unsere Runde wieder mit einem Trunke an der Quelle der Jungfrau und lagerten uns unter Feigenbäume. Es war acht Uhr Morgens und mein Thermometer zeigte schon 30 Grad R. im Schatten.

Fra Joachimo waren von klassischen Werken fast nur die Bücher des Hippokrates bekannt; er fragte im lebhaftesten Interesse um die im Abendlande üblichen Heilarten verschiedener Krankheiten und notirte fleißig in sein Tagebuch. „Wie glücklich wäre ich", äußerte er, „wenn der schöne, menschenfreundliche Gedanke zur Ausführung käme, daß ein studirter Arzt in Nazaret sich ansiedelte." Wie viel könnte ich lernen von ihm und wie viel wüßte ich ihm zu erzählen, was ihm nützen könnte." Wir kehrten hierauf ins Kloster zurück, wo vor der Apotheke schon eine beträchtliche Anzahl von Menschen harrte, die Stunden weit gekommen waren, um theils für sich, theils für Kranke in den Dörfern Arzneien und Rath zu holen.

Ich zog mich in meine Zelle zurück, um auszuruhen.

Fra Joachimo hatte kaum seine Geschäfte abgethan, so sandte er mir durch einen Diener einen kühlenden Obstabguß und kam bald selbst, um mir seinen Tschibuk mit einer schönen, grüngläsernen Spitze zu verehren. „Er ist gefüllt mit Tabak", bemerkte er, „der über meiner künftigen Gruft wächst. Ich werde mein schönes Vaterland nicht wiedersehen. Wie ist es schön, mein Vaterland!"

Er erzählte mir Manches aus seinem Klosterleben, in einer eigenthümlich aus spanischen und italienischen Redensarten und Endungen zusammengesetzten Sprache. Immer mehr lernte ich sein edles, frommes Gemüt, sein liebenswürdiges Wohlwollen kennen. Er mochte auch lange keinen so theilnehmenden Zuhörer gehabt haben. Er empfahl sich, weil ihn wieder die Pflicht rief und erbat sich zu meiner Freude, fast wie eine Gnade, die Erlaubniß, wenn die Glut des Tages abgenommen haben würde, wiederzukommen. „Du wirst sobald von uns scheiden!" waren seine letzten Worte.

Nachdem die Schaugerichte eines Mittagstisches wieder abgetragen waren und Matthia mir aus dem Vorrate von Tiberia gereicht hatte, kam Fra Joachimo, um mit mir den Kaffee zu nehmen. Wieder brachte er mir ein Geschenk, ein aus Feigenholz geschnitztes Kästchen, das er noch aus seinem elterlichen Hause besaß. Ich befand mich seiner Güte gegenüber in wahrer Verlegenheit und wußte sie durch nichts als durch ein kleines Mikroskop zu erwiedern, dessen ich mich auf der Reise bediente. Er nahm es erst dann dankbar an, als ich ihm den Vortheil zeigte, den es ihm bei der Untersuchung von Krankheitstoffen gewähren könne.

Wir machten wieder einen Spaziergang durch Nazaret, besahen die griechischkatholische Kirche, die über der Quelle der Jungfrau liegt, und ruhten im Hofraume aus wo, aus einem Weinstocke, eine zwölf Fuß lange und breite Laube Schatten giebt und voll Trauben hing. Es gesellte sich ein arabischer Arzt zu uns, der mit Fra Joachimo in würdig kollegialem Einvernehmen lebt, denn dieser behandelt die Kranken unentgeltlich und stört das Einkommen des arabischen Charlatans nur wenig, denn zu

ihm haben die Araber noch ein größeres Vertrauen. Er erinnert sich als Kind Napoleon gesehen zu haben, der nach dem Siege in der Ebene Esdraelom nach Nazaret kam und daselbst, Ruhe haltend, speiste. Als ich zufällig meiner Reise durch Italien erwähnte, fragte er mich, ob ich auch in Loretto gewesen sei? Als ich dies bejahte, mußte ich ihm genau schildern, wie die Hütte der Eltern Christi aussehe, welche die Engel, um sie vor Entweihung der Mohammedaner zu schützen, von Nazaret nach Loretto in einer Nacht trugen. Ein mohammedanischer Knabe lief, um vom christlichen Küster den Schlüssel zur „Synagoge“ zu holen, in welcher Jesus als Knabe gelehrt haben soll. Nachdem wir den ärmlichen und schmutzigen modernen Bau gesehen hatten, gingen wir in der halben Höhe des Bergabhanges, auf dem Nazaret liegt, zum Städtchen hinaus, zu den Ruinen des ehemaligen Frauenklosters St. Maria del Tremore. Es soll an derselben Stelle erbaut sein, wo Maria erfuhr, daß sie ihren Sohn vom Berge herabstürzen wollten. Wir sahen eine ausgemauerte Höhle, durch die das mit Mauern hochgeschützte Kloster allein zugänglich war. Nicht weit von diesen Ruinen ist eine etwa vier Klafter lange, drei Klafter breite Vertiefung, deren Wände mit Quadern ausgemauert sind. In den Quadern sind künstliche Einschnitte und Löcher. Aus dem mehrere Klaftern tiefen Grunde ragt ein mehr als hundertjähriger Feigenbaum auf. Wir konnten den Zweck dieses Bauwerkes nicht ergründen, und auch die Ueberlieferung weiß nichts von ihm zu berichten. Fra Joachimo machte mich auf einen Hügel aufmerksam, der, etwa dreiviertel Stunden fern, eine weiße Kapelle emporhebt; dort sollen Johannes und Jakob, die Söhne des Zebedäus, gewohnt haben.

Die Sonne versank hinter den Bergen von Nazaret, ihre Spitzen glühten noch, während das Thal schon im Schatten lag. Wir betrachteten lange schweigend die friedliche Scene. Wer sie sah, hätte glauben können, es sei Friede über alle Welt gebreitet, und die Erlösung von Haß und der Verfolgungsucht in alle Gemüter der Menschen eingekehrt.

Fra Joachimo, den das verklärende Abendleuchten wemütig gestimmt zu haben schien, ergriff meine Hand und sagte: „Du

scheidest morgen schon aus diesem Thale. Werden wir uns wiedersehen?“

Ich zweifle, daß ich jemals diese Erde wieder betrete.

„Wir werden uns wiedersehen! Wenn nicht hier, so doch im Paradiese.“

Glaubst Du, daß Christen und Juden sich da zusammenfinden werden?

„Es thäte mir leid,“ erwiederte er, mit einer Thräne im Auge, „wenn wir uns nicht wiedersehen sollten. Aber Gott ist gnädig.“

Es war dunkler geworden, wir standen bewegt auf und schritten Nazaret zu.

Die Ebene Jesreel.

Ein Denkblatt. — Der Felsensturz. — Fruchtbarkeit. — Trümmer von Jesreel. — Genius und Schlange. — Reisende Engländer. — Ein Wiedersehen.

Wir hatten unseren Hadschi Achmed aus Mizraim entlassen, weil wir schon all die Tage unserer Reise mit seinen Pferden nicht zufrieden waren. Matthia miethete in Nazaret neue Pferde, deren Besitzer mit einem Eselchen, der unser Gepäck trug, folgte. Im Kloster rieth man uns überdies einen Beduinen, als Schutzwehr, mitzunehmen, weil die Männer in Samaria räuberisch und durch die letzten Vorfälle in Naplus in Aufregung seien.

Fra Angelino brachte das Frühstück und beklagte meine Abreise. Niemand fragt in den Klöstern der Terra santa, wie lange der Gast weilen wolle, ihm wird jede Aufmerksamkeit zu Theil und wenn er geht, hängt es völlig von ihm ab, ob er dem Kloster eine Spende zurücklassen wolle, oder nicht.

Fra Angelino reichte mir das Denkbuch des Klosters, in das ich flüchtig geformte Verse schrieb, die aber mein wärmstes Gefühl ausdrückten:

Pilgernd nicht zum heilgen Grabe,
Doch zu Zions Heiligthum,
Fand ich, zu der Mönche Ruhm,
Obdach hier und frische Labe.

Möge sie Jehova segnen
Für so menschlich ächte Art —
Und auf weitrer Pilgerfahrt
Mir noch gleiches Heil begegnen.

Ich blickte nach allen Seiten und zögerte fast, mich in den Sattel zu schwingen; mir war als könnte ich von Nazaret nicht scheiden, ohne von Fra Joachimo Abschied zu nehmen. Er war nicht zu sehen.

Wir ritten endlich fort, durch das mäßig sich absenkende Thal, bis wir nach einer halben Stunde an eine Quelle gelangten. Fra Joachimo grüßte mich schon von ferne und reichte mir, als ich herankam, einen Becher frisch geschöpften Wassers und eine kleine Flasche von ihm aus Weinreben kräftig gezogenen Geistes.

Hier wartete auch der Beduine, der uns zum Schutze mitgehen sollte, neben ihm schlürfte hörbar sein kleines, schlankes Pferd.

Fra Joachimo war zu keinem Gespräche zu bewegen, er hörte nur zu und als Matthia zum Aufbruch mahnte, umarmte er mich schweigend und ging. Ich sah dem herzlichen Manne nach und war, wie beim Scheiden eines Freundes noch lange tief gerührt.

Nach einer Stunde langten wir wieder steigend an einem schroff sich absenkenden Felsen an, der zur Linken unseres Weges war. Zu diesen Felsen sollen die Juden Jesum geschleppt und ihn hinabzustürzen bedroht haben. Es ist nicht wahrscheinlich, daß eine empörte Volksmenge in Nazaret, wo der Felsenabhänge genug sind, um eine so grausame Linchjustiz zu üben, ihr Opfer erst eine Meile weit schleppen werde, um es dem Tode zu weihen. Kein Schriftstellermönch vor den Kreuzzügen erwähnt dieses Felsens, der allerdings wildschön geformt und wohl geeignet ist, daß ihn die Fantasie zum Träger einer grauenhaften Begebenheit mache.

Wir waren endlich in die schönste und größte Ebene Palästina's gelangt, in die biblische Jesreel, oder wie sie später die Griechen nannten Esdraelom. In ihrer ungeheuern Ausdehnung vom Tabor bis zum Carmel, und in ihrer Breite von Dschenin bis Nazaret rechtfertigt sie die Bezeichnung des Historikers Josephus, als *μεγα πεδίον*, die große Ebene; wie sie auch die frucht-

barste des gelobten Landes ist und, gehörig bebaut, die Speicher einer dreifach größeren Bevölkerung als die jetzige in ganz Palästina, mit Korn füllen könnte. Diese Fruchtbarkeit wird schon von Ethan dem Esmaliten besungen: „Jesreel ist ein Feld des Getreides, dessen Samen keine Menschenhand aussäet, dessen reife Aehren keine Schnitter ernten."

Der geologische Grund dieser Fruchtbarkeit wird in dem Umstande gefunden, daß der Boden aus basaltischem Tuff besteht, der in seiner Verwitterung sich mit Alluvialmasse verbindet und daß Quellen und Bäche die Ebene bewässern. Ich sah sie, da ich die Ebene im Juli durchzog, nicht in ihrer Pracht, vielmehr erschien sie, wie eine Hutweide, die von der Sonne verbrannt ist. Selbst der Kison, der nach der Schlacht Debora's die Leichen eines geschlagenen Heeres fortwälzen konnte, war völlig vertrocknet und hat selbst zur Zeit der Regenmonate nur das Ansehen eines starken Baches.

Eine neue Erscheinung war mir, als Mahmud, so hieß der uns begleitende Beduine, auf dem Wege mit seinem langen Spieße abgelegte Schlangenhäute aufspießte und mir an dieser seltsamen Gabel fernher reichte.

Es ist ein von den vielen auf feinste Naturanschauung begründeter religiöser Glaube der Griechen, daß sie sich den Genius als Schlange dachten, dem sie Milch und Honig opferten. Hat nicht der Genius der Zeiten etwas von der Natur der Schlange, sind die Völkerlenze, wenn sie immer wieder nach Jahrhunderten auftauchen, nicht das Ablegen seines alten Panzerhemdes ein Verjüngen und ein Erneuen? Wenn neue, große, befruchtende Gedanken durch die Welt gehen und sie zu ihrem Heile umwandeln; so ist dies die geistige Schlangenthat des Genius und so gesellt sich vielleicht diesem Symbole der Schlange das der christlichen Anschauung, die im Ringe dieses Thieres Ewigkeit sieht.

Die Ebene erhielt ihren Namen von der Stadt Jesreel im Stamme Isaschar, welche die Residenz der Könige von Israel war. Sie liegt auf den Vorhöhen des Berges Gilboa, ein

elendes Dorf von etwa vierzig Häusern, das den Namen Zerin führt. Nichts erinnert an die Größe der drei Jahrtausende alten Stadt, in welcher Isboseth, der Sohn Sauls und Ahab und Jesabel ihren Palast hatten, als einige Mauerfragmente und unter Trümmlern elf Sarkofage aus Basalt, die altjüdischen Ursprunges zu sein scheinen. Aus den Trümmern ragt ein zerbrochener, doch immer noch ersteigbarer viereckiger Wartthurm empor. Vielleicht ist es derselbe, der in dem Buche der Könige genannt wird: „Der Wächter, der auf dem Thurme von Jesreel stund, sahe den Haufen heran kommen und sprach: „Ich sehe einen Haufen." „Da sprach der König Joram: „Nimm einen Reiter und sende ihnen entgegen und sprich: „Ist's Friede?" Es war aber Krieg und Mord."

Unfern von Zerin ist eine große Quelle, die für die Ain Jesreel der Schrift gehalten wird. Die Beni Saker eines arabischen Stammes nennen sie Ain Dschal und die Quelle Goliats. An ihr lagerten Saul und Jonathan, ehe sie auf Gilboa fielen, hier das christliche Heer der Kreuzfahrer unter König Fulco. Noch heute enthält der kleine Teich, der durch die Quelle gebildet wird, viele kleine Fische, an denen sich die rings lagernden Kreuzfahrer erquickten.

Plötzlich jagte, nicht fern von uns, eine Gruppe von acht Gazellen auf. Wir feuerten unsere Gewehre ab; nur das des Beduinen traf. Er sprengte an die Stelle hin und brachte das blutende schlanke Thier, das noch einen Kräuterbissen im Mund hatte und mitten im Genusse getroffen wurde. Ich brachte das Fell dieses Thieres mit in die Heimat. Noch zweimal an demselben Tage sprengten kleinere Gruppen von Gazellen in unserem Gesichtskreise auf.

Wir begegneten während eines fünfstündigen Rittes über die Ebene nur zwei Eseltreibern und erreichten, da wir gute Pferde hatten, zwei englische Offiziere, die vor uns von Nazaret aufgebrochen waren. Sie hatten in der Krim gekämpft, kamen nach Konstantinopel und entschlossen sich von da nach Jerusalem und Egypten zu gehen. Doch mußten sie die Reise in vier Wochen vollendet haben. So kam es, daß sie nur einen Tag in Jerusalem

weilten, um in der Grabkirche zu beten, den Oelberg zu besteigen und Betlehem zu sehen. Einer der beiden Herren war von der ungeheueren Anstrengung der Reise so krank, daß er sich auf dem Pferde festbinden ließ, um wenigstens das Dorf Jenin, wo Mittagrast gehalten werden sollte, zu erreichen. Ich war glücklich, ihm durch einige Doverische Pulver einen guten Dienst leisten zu können.

Die Verlassenheit der Ebene Jesreel, welche die Araber Merdj beni Amer, die Wiese der Söhne Amers nennen. Seit Jahrtausenden war dieses Thal, bis zum heutigen Tage die Straße der Heere, der plündernden Beduinen und die friedlichen Bewohner, immerwährenden Kämpfen, oder Qualen ausgesetzt. Sie zogen sich immer mehr aus der Fläche zurück, den Bergen zu, wohl auch hinan, bis sie in nicht leicht zugänglichen Schluchten und Gebirgen ihren Wohnsitz aufschlugen.

Wie wäre sonst eine so fruchtbare Ebene, die acht Stunden lang und fünf Stunden breit ist, völlig entvölkert. Sie macht als ein nicht ganz eben, sondern ein eben gewelltes Land, einen um so einsameren Eindruck, als auch nicht ein Baum sie unterbricht.

Um 10 Uhr erreichten wir an einer ziemlich langen steinernen Wasserleitung vorüber reitend, das in Gärten liegende Dorf Jenin.

Wir lagerten uns in einem schönen, schattenreichen Garten, wo eine Karawane sich bereits des Mahles erfreute. Ich wurde auf die angenehmste Weise überrascht, es waren alle Männer aus den Dardanellen, mit denen ich auf der Höhe, wo der Profet Samuel das Volk richtete und begraben liegt, vor mehreren Wochen zusammen traf. Herr Bechor Afgana, der mein Begleiter zum Grabe Rahels bei Betlehem gewesen ist, war der Führer der Karawane. Wir freuten uns Alle des zufälligen Zusammentreffens und ergänzten gegenseitig unsere Küche.

Nach einem erquickenden Schlafe war es um mich her im Garten leer und still geworden; die Karawane war fortgezogen und hatte für mich kühl wässerige Kaktusfeigen und eine Flasche Wein von Hebron als Abschiedsgruß zurückgelassen.

Ein Nachtlager.

Magnetisirtes Pferd. — Ungastlichkeit. — Moscheeteppich. — Schakale.

Um 2½ Uhr saßen wir wieder zu Pferde. Ich wechselte das meine mit der weißen Stute Mahmud's, die Dschilfe hieß und bäumend manches Bedenken zu haben schien, einen ihr fremden Herrn zu tragen. Mahmud sprach zärtliche Worte zu ihr, glättete ihr die Mähnen, strich mit den Fingern kreuzweis von der Stirne über die Augen herab, was auf das Thier eine magnetische Wirkung übte; es wurde vollkommen ruhig, ließ sich von mir besteigen und trug mich gelenk und freudig durch die Berge und Thäler Samarias, dessen Grenzen wir überschritten hatten.

Wir ritten durch ein enges, mit Olivenbäumen bepflanztes Thal, das sich langsam empor lehnte, bis wir auf eine kleine Hochebene, die in eine zweite große übergeht, gelangten. Hier sah uns ein Dorf entgegen, welches Mahmud Abatie nannte; auf einer es überragenden Höhe liegt ein kastellartiges Gebäude mit zwei sich dehnenden Flügeln. Als wir durch das Dorf zogen, sahen uns die Bewohner finster und schweigend an. Matthia, der sonst ziemlich unbesorgt war, hieß Mahmud, der uns oft voran zu reiten pflegte, bei uns zu bleiben. Das Dorf selbst sah kriegerisch aus; jedes Haus aus massiven Steinen gebaut, ist geeignet, sich wie eine kleine Festung zu vertheidigen.

Ein sehr steinigter Weg führte uns zum Dorfe hinaus. Ein samaritanisches Weib, das mit einem gefüllten Kruge auf dem Haupte von einer Quelle uns entgegen kam, gab auf unsere Bitte

zu trinken und — ein mir nur diesmal vorgekommener Fall — verweigerte ein Bakschiesch anzunehmen.

Zur Rechten hinab senkte und dehnte ein Thal sich aus, das durch seine reichen Baum- und Weinpflanzungen einen entzückenden Anblick gewährte; ich sah kein schöneres im ganzen Morgenlande. An einzelnen Stellen, mitten in all der grünen Pracht, lagen kleine Berge von Getreide, „weiß zur Ernte“, wie es der Profet Micha schildert, und hier schon aufgehäuft, um auf den Tennen seinen Segen zu geben.

Als wir den Berg überschritten hatten, auf dessen Rücken das Dorf liegt, nahm uns wieder eine große Rundebene auf, die weit hinaus zu unserer Linken von Bergen begrenzt ist und uns entgegen mit einem runden Berge abschließt, auf dessen Höhe das Dorf Sanur festungsartig aufgebaut ist.

Am Fuße dieses Berges vorbei, that sich vor uns ein neues Längenthal auf, das ebenfalls reich bepflanzt auf der halben Höhe der Berge, die es umgeben, das Dorf Dscheba zeigte. Dieses war das Ziel unserer heutigen Reise, wir erreichten es nach einem halbstündigen Ritte.

Das Erstemal im Morgenlande begegnete mir hier Ungastlichkeit. Kein Bewohner wollte uns in seinem Hause aufnehmen. Matthia äußerte: „Diese Bewohner Samaria's sind immer trotzig und rebellisch und hier in Dscheba haben sie, wie ich eben gehört habe, vor drei Tagen den Schech vertrieben, sonst müßte uns Der eine Aufnahme verschaffen. Wir sind eben nicht mehr fern von Sebaste und Nablus und der Aufstand gegen die Christen bewegt noch alle Gemüter.“

Wir hatten kein Zelt und es war in mannigfacher Beziehung bedenklich im Freien zu bleiben. Endlich wurden wir auf ein verlassen stehendes, verfallendes Haus aufmerksam gemacht, das nicht fern der Moschee liegt und eine theilweise noch erhaltene Terrasse hat. Wir ritten dahin und führten die Pferde mit uns empor, denn Mahmud hielt dieselben nicht für sicher, wenn wir sie nicht unter unseren Augen behielten.

Auf einer Seite der Terrasse erhob sich eine Wand, in deren Schutz wir uns lagerten und die Aussicht in das schöne Thal und auf das in der Abendsonne noch glühende Sanur hatten.

Matthia sendete unseren mohammedanischen Diener aus, um Milch und Eier zu kaufen; doch kam er unverrichteter Sache mit den Worten zurück: „Das Volk ist finster und uns nicht gut gesinnt.“

Matthia begann, so gut es ging, meinen schon sehr zusammengeschmolzenen Speisevorrath zu einem Mahle vorzubereiten. Ein Rest von einer noch aus Wien hergebrachten Suppengallerte that die vortrefflichsten Dienste.

Einige Dorfbewohner kamen zu uns, ich wußte nicht in welcher Absicht, setzten sich, ohne zu grüßen auf die Terrasse, gingen eben so schweigend fort, bis Andere kamen. Sie sahen meinem Essen zu und Matthia rieth mir, in ihrer Gegenwart keinen Wein zu trinken; weil die Fanatischen noch mehr daran erinnert würden, daß wir keine Mohammedaner sind.

Es wurde Nacht, da schleppte Mahmud einen schmutzigen, zerschlissenen Teppich herbei und breitete ihn auf der Terrasse aus, um nicht auf dem harten Estrich liegen zu müssen.

Mir ahnte nichts Gutes und ich fragte ihn: „Woher hast Du den Teppich?“

Aus der Moschee, Herr!

„Da werden uns ja die Einwohner steinigen, Mahmud. Was thust Du, Wahnsinniger?“

Ziehe nur Deine Schuhe aus, denn das wäre eine Sünde, wenn Du den Teppich der Moschee mit den Schuhen betreten würdest.

„Gieb ihn sogleich an die Stelle zurück, woher Du ihn genommen hast.“

Es gingen wieder Menschen an unserem Hause vorüber und ein Zurücktragen des Teppichs war nicht möglich. Als es wieder ruhig wurde, hieß ich Mahmud meinen Befehl ausführen.

„Fürchte nichts, mein Herr! Wir brechen vor Sonnenaufgang auf, ehe noch Jemand wach im Dorfe ist und ich lege den Teppich wieder an seinen Ort und des Nachts darf Niemand auf die Terrasse treten. Du wirst schlafen, wir aber dürfen die Waffen nicht ablegen und müssen Wache halten.“

Ich war entsetzt über die Situazion, in der ich mich befand und der Teppich konnte ein gerechter Grund zu Feindseligkeit und Angriff werden. Die Nacht wurde empfindlich kalt. Matthia wagte nicht ein Feuer anzufachen, um das Dorf an unser Dasein nicht zu erinnern. Mahmud rieth mir, ächt beduinenhaft, mich zu meinem Pferde zu legen, um durch dieses Wärme zu empfangen. Mir schien ein behufter Lagergenosse doch einigermaßen bedenklich.

Ich hüllte mich fest in meinen Beduinenmantel und vertraute meinem bisherigen Reiseglücke.

Plötzlich fing es an von mehreren Seiten zugleich, näher und ferner zu schreien und zu weinen, wie Kinder schreien und weinen.

Ich sprang empor und fragte Matthia, was es sei?

„Seid ruhig, Herr! Es sind nur Schakale.“

Nur!

Sebaste.

Betäubtes Erwachen. — Wilde Begegnung. — Nebel. — Ruinen. — Verwehrter Eintritt. — Mahmud's Reitkünste.

Ich erwachte durch die laute Redseligkeit der Araber, welche sie niemals verläßt und Stundenlang unter Schreien und Lärmen können sie, wie die europäischen Weiber, über die unbedeutendsten Gegenstände sich unterhalten.

Ich fühlte in meinem Kopfe eine erschreckende Dumpfheit und eine Beklemmung der Brust. Als ich mit Matthia darüber sprach, meinte er: „Euere Kopf- und Brustbedeckung ist Euch gewiß während des Schlafes entfallen und die Kälte der Nacht hat Euch wehe gethan. Das wird mit der Sonne, wenn Ihr Euch heiß reitet, verschwinden."

Matthia drängte zur Abreise, ohne ein Frühstück, weil er gerne sobald als möglich sich vom Dorfe entfernen wollte. Der Himmel war grau, wie er etwa im November sich in Deutschland über Berg und Thal legt und ein kalter Nebel verhüllte uns die Gegend. Wir ritten durch ein fruchtbares Feigen- und Oliventhal, wie denn Samaria überall reicher bebaut erscheint, als Galiläa und Judäa. Der Weg führte uns bald zwischen Bergen empor. Wir begegneten zwei bewaffneten Hirten mit kleinen Ziegenheerden und zwei wild und fremd blickenden Männern, die bei unserem Nahen ihre langen Flinten von der Schulter

nahmen. Auf nackten Felsensteppen gelangten wir in eine Landschaft, wo uns zur Rechten in einem tiefen weiten Bergkessel aus dessen Mitte sich wie eine Insel ein einsamer kegelförmig steiler Berg erhob, auf dem ein Dorf, Silte nannte es Mahmud, wie eine weitläufige mittelalterliche Burg lag.

Wir ritten fast eine Stunde im Kreise und gelangten endlich in den Thalkessel hinab, wo der Berg, der uns einsam und abgesondert zu stehen schien, durch Abflachung mit dem Thale zusammenhing, welche den Berg zugänglich macht.

Während wir durch Thalniederungen unseren Weg fortsetzten, erschienen immer mehr Dörfer auf fernen und näheren Bergabhängen. Der Nebel blieb hinter uns in den Bergen zurück, aber die Sonne konnte den grauen Himmel nicht durchbrechen. Dieser Mangel des Lichts schien mir zu der Einsamkeit und den kriegerisch angelegten Behausungen der Menschen besser zu passen, als der ewig grelle Sonnenschein, der im Morgenlande das Reisen zur Qual macht.

Wir gingen durch ein immer breiter sich ausdehnendes Thal, indem die Berge zurücktraten, bis wir wieder mäßig emporsteigend, in einer geschwungenen Bergeinsenkung acht Säulen, je zwei und zwei neben einander sahen, hinter welchen eine einzeln stehende Säule aufragt. Ein Hirt weidete seine Schafe zwischen diesen Ueberresten von Usbuste, wie heut zu Tage die Ruinen der hebräischen Stadt Schomrom heißen, oder wie sie Josephus nennt: Samaria.

An diesen Säulen vorbei durch Baumpflanzungen und in niedrigen Steineinfassungen gehegten Gärten ritten wir ziemlich steil den Berg empor. Wir gelangten an Trümmer eines noch als Thor- oder Triumphbogen erkennbaren Baues, und uns zur Linken wendend, ritten wir zwischen einer Doppelallee von noch aufragenden, meist kapitällosen halb zerschmetterten Säulen hin, die 16 Fuß hoch sind und deren Durchmesser nicht ganz 2 Fuß mißt. Eine Säule von der andern 8 Fuß, eine Reihe derselben von der andern an 50 Fuß entfernt. Da und dort hin gestreute, zerbrochene Kapitäle zeigen von jonischer Ordnung. Alle Säulen, die noch aufragenden und hinliegenden, oder wo nur die Sockel waren, zählte

ich, eine Viertelstunde langsam zwischen durch reitend, auf neunzig. Man hält diese Säulen, die sich auf einer jetzt mit Getreide und Bäumen bepflanzten Bergfläche hinziehen für den prachtvollen Umbau des Tempels, den Herodes auf der Höhe des Berges erbaut hatte.

Wir kamen endlich an das Dorf, das aus elend gebauten Häusern besteht, in deren Mauern einzelne Säulenstücke, Kapitäle, große gemeißelte Quadern zu sehen sind.

Dies ist, oder vielmehr ist nicht mehr die alte Stadt Schomrom, die der König Amri erbaute und die Residenz der Könige von Israel war. Nirgend traf das profetische Wort Micha's so genau ein wie hier: „Und ich will Samaria zu Steinhaufen im Felde machen, die man um die Weinberge legt und will ihre Steine ins Thal schleifen und zu Grund einbrechen. Alle ihre Götzen sollen zerbrlochen werden."

Am Ende des Dorfes liegen die Ruinen der Kirche Johannes des Täufers, in welcher er nach der modernen Mönchslegende begraben liegen soll, entgegen dem Berichte der Kirchengeschichte des Eusebius, der das Martyrthum und das Grab Johannes an das todte Meer verlegt.

Wie das Thor der Stadt über den Westrand des Berges ragt, so die Kirche auf dem östlichen. Vor derselben lagerte eine Karawane von Kameelen und Maulthieren; ich erwartete den Wächter, der mir die Ruine der in eine Moschee verwandelten Kirche öffnen sollte. Matthia kam und berichtete, daß der Wächter sich weigere, mir den Eintritt zu gewähren und wiewohl er durch den Schech hierzu gezwungen werden könnte, rathe er dies nicht zu wollen, indem auch hier die Bevölkerung durch die letzten Vorgänge in Nablus in feindlicher Aufregung sei.

Ich mußte mich denn begnügen, die ruinenhaften Umfangmauern zu besteigen, um in den schön gepflasterten Vorhof des Gebäudes zu blicken. Hier zeigte sich in einer Nische ein Grabmal und die kleine Kuppel der Moschee. Zwei verkrüppelte Palmen geben ein Zeichen, daß sie auf Bergen eben nicht schlank und hoch gedeihen. Das ganze interessante Bauwerk ist ein Gemisch von römischem und maurischem Baustile. Spitz- und Rundbogen sind

hier friedlich neben einander gebaut, die Fenster sind hoch und schmal.

Innerhalb dieser Kirche in einer unterirdischen Kammer verehren die Araber das Grab des Nebi Yehya, des Profeten Johannes des Täufers.

Der Blick von diesem fleißig bebauten Berge, wo man sich immer auf seinem Rande befindet, schweift in eine großartige, von Bergen eingeschlossene Landschaft und läßt wohl erkennen, wie Herodes diesen Berg nicht allein mit einer Tempelstadt bedecken, vielmehr eine gut befestigte Residenz erbauen wollte.

Dort wo der Berg von der Kirche abfällt und zwischen Olivenbäumen niedergerollte Architekturstücke zeigt, stiegen wir in ein schön bepflanztes Thal. An einer Quelle zwischen Feigenbäumen lagerten wir uns, um ein Frühstück einzunehmen. Männer und Frauen waren mit Hacken und Schaufeln thätig, um die steinernen Rinnen, die das Quellwasser in ihre Gärten leiten, tiefer zu graben, weil die Quelle im Sommer zum Theil versiegt, wenigstens nicht so reichlich überfließt. Ein junger Mensch kam an unsere Lagerstelle und bot mir eine Kupfermünze mit der schwer leserlichen Prägung: „Sebaste Syriä" zum Kaufe an. Er war erfreut, als ich ihm einen Piaster, sechs Kreuzer, für dieselbe gab.

Um noch vor der drückendsten Mittagsglut in Nablus einzutreffen, mußten wir bald aufbrechen.

Matthia ritt diesmal, ohne daß ich den Grund wußte, voran, und war bald aus unserem Gesichtskreise hinter Hügeln verschwunden. Ich war mit Mahmud und unserem Eseltreiber allein. Mahmud war eine der schönsten Männergestalten, die ich im Oriente sah. Sein Kopf war von edelstem griechischen Schnitte, die Hautfarbe tief gebräunt. Da wir mit einander nicht reden konnten, suchte er mich durch seine Reiterkünste zu erheitern. Bald that er, als ob er mit seiner Lanze einen Feind anreiten wollte, bald führte er alle Attitüden aus, die ein Reiter annimmt, wenn er einer geschleuderten Lanze ausbeugen, oder sich vor den Hieben eines Säbels schützen will. Um diesen gespielten Kampf noch lebendiger zu machen, feuerte er seine Pistole ab und im Hinjagen durch das Thal, in

dem wir uns jetzt befanden, lud er sie wieder mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, um sie abermals abzubrennen. Was ich auch jemals an Reiterkunststücken in einer Arena sah, es reichte nicht an die kühne Gewandtheit, an die Pracht und Kraft der Bewegungen dieses schönen Beduinen.

Um ihm meine Freude an seinem plastisch schönen Thun zu bezeugen, hielt ich eine Silbermünze empor und warf sie ihm hoch durch die Luft entgegen. Sein Falkenauge hatte sie funkeln gesehen und im rasenden Galopp sein Pferd zügelnd, daß es plötzlich wie eingewurzelt stand, fing er die Münze mit seiner linken Hand auf.

Es hätte mir daran genügen sollen, aber ich wollte ihm noch ein anderes Zeichen meiner lebhaften Theilnahme geben und eine Pistole aus der Halfter ziehend, brannte ich sie ab. In diesem Momente griff mein bisher ruhig sicheres Pferd aus und jagte toll mit mir durch die Fläche. Da keine Bäume und Felsen sichtbar waren, ließ ich das Thier hintoben, bis es in Schweiß gebadet, ermüdete und wieder ruhig im Schritte ging.

Wir langten an einem, von großen Steinblöcken umgebenen Brunnen an, wo mehrere Reiter ihre Pferde tränkten und Kameele wiederkauend umher lagen. Mathia trat mir mit einem Glase schwarzen Kaffee's, in den er den aus Nazaret von Fra Joachimo erhaltenen Rebengeist gemischt hatte, entgegen und forderte mich auf, zu trinken. Denn ich sei ihm, sagte er, seit dem frühen Morgen sehr blaß vorgekommen, was allerdings durch den scharfen Ritt jetzt nicht mehr der Fall war.

Noch eine halbe Stunde durch ein prächtig bebautes Thal, im Angesichte der Berge Garizim und Ebal, und wir waren nach sechsstündigem Ritte in Nablus.

Nablus.

Erkrankung. — Herzliche Theilnahme. — Ahriman und Ormuzd. — Avicenna's Epigonen. — Der Teufel will Arznei. — Geheimnißvolles Heilverfahren.

Matthia hatte Recht, um mich besorgt zu sein, denn kaum hatten wir in dem Hause eines ihm bekannten Griechen Givies Unterkunft gefunden, erneuerte sich, fast plötzlich, der dumpfe Kopfschmerz, den ich am Morgen empfunden hatte. Ich fing an ein Zittern zu fühlen, und schwer zu athmen, der Puls gab hundert Schläge in der Minute und ein brennender Durst verzehrte mich.

Ich sank kraftlos auf den Divan einer mir eingeräumten, großen Stube zusammen und meinte mich am Beginne einer schweren Krankheit.

Kein Moment meiner Reise war peinvoller als dieser. In einer fremden Stadt, aus der alle Europäer, des stattgehabten Aufruhrs wegen, entflohen waren; ohne Arzt, preisgegeben jedem Zufall der Krankheit, fast ohne Geld, dessen ich der Vorsicht wegen nur so viel mitgenommen hatte, um knapp auszukommen — ergriff mich eine angstvolle Bekümmerniß, die der Fieberzustand nur noch erhöhte.

Ich fand von der Frau des Hauses die freundlichste Theilnahme. Immer wieder, wenn ich zu trinken verlangte, stieg sie die Treppe hinab und brachte vom Brunnen Wasser; sie that das unermüdet und sprach jedesmal mit mir in so weichem, rührendem Tone, daß ich ihr Bedauern und ihren Trost zu vernehmen

glaubte. Zuweilen schickte sie mir ihr kleines sechsjähriges Mädchen, oder ihren nicht viel älteren Knaben, um mir die Fliegen fern zu halten. So oft sie auch kamen, brachten sie mir jedesmal eine Orangenblüte, eine Nelke, Lavendel, oder Rosmarin und freuten sich, wenn ich ihnen andeutete, daß mir ihre duftende Liebesgabe wohlthue.

Matthia kam zu wiederholten Malen und sagte mir, die Hausfrau ruhe nicht, in ihn zu dringen, daß ich einen Arzt, deren die Stadt so viele ausgezeichnete habe, rufen lasse.

Ich trank heiße Limonade und ließ mich mit wollenen Dekken belegen, und in fast gedankenlosem Hinstarren kam ein trefflicher Arzt, der Schlaf.

Als ich erwachte hing in der Stube eine große Laterne herab, die mit einer Oellampe den dunkel gewordenen Raum erleuchtete. Ich war allein und fühlte mich bis zum Tode matt; doch hatte der Kopfschmerz nachgelassen und mit einem eintretenden Symptome heftiger Erkältung ließ die Schnelligkeit des Pulses nach. Ich nahm es als ein gutes Zeichen, daß ich anfing Langeweile zu empfinden und gab, da es erst acht Uhr Abends war, dem eintretenden Matthia den ihm sehr willkommenen Auftrag zwei der berühmtesten Aerzte von Nablus zu holen. Ich wollte bei schlechter Gelegenheit meine Kollegen, die arabischen Epigonen des Avicenna kennen lernen.

Es traten nach einer Stunde zwei ehrwürdig aussehende Männer ein, der eine war ein Greis mit langem schneeweißen Barte, der andere ein ernstblickender Mann mit schwarzem Barte. Als sie mit einander über meine Krankheit später sprachen und in einen lebhaften Widerspruch geriethen, erschienen sie mir durch den Umstand ihrer schwarzen und weißen Bärte wie Ahriman und Ormuzd, wie Licht und Finsterniß, die um eine Menschenseele mit einander ringen.

Matthia reichte ihnen Kaffee und Tschibuk und beide setzten sich neben den Divan, auf dem ich lag, gekreuzter Beine auf einen für sie ausgebreiteten Teppich nieder.

„Ich ließ Euch, meine geehrten Herren! bitten, zu mir zu kommen und meine Krankheit zu heilen.“

Daran hast Du wohl gethan! sprach Ormuzd. Du bist weise, sagte Ahriman!

Ich erzählte den Herren, was ich für den Grund meiner Krankeit, die ich ihnen schilderte, hielt. Ahriman griff mit seiner Rechten nach meinem Pulse. Es ist unsagbar, warum ein arabischer Arzt nie mit der linken Hand den Puls tastet, wie überhaupt auch beim Speisen die linke Hand völlig ruhen muß; sie ist unrein. Nun berührte Ormuzd meinen Puls.

„Glaubst Du“, ließ mich Ahriman fragen, „daß ich Dir helfen kann?“

Ich hätte Dich sonst nicht rufen lassen, wenn ich nicht gehofft hätte, daß sich Deine bewährte Wissenschaft an mir erproben werde.

„Nicht ich, sondern die Arznei, wird dich heilen. Glaubst Du an die Kraft der Arzneien, oder an geheimnißvolle Kräfte?“

Ein Jünger der modernen skeptischen Schule Wiens, erwiederte ich, daß ich an der Kraft der Arzneien zweifle und an die geheimnißvollen Kräfte glaube.

„Dein Geist, Herr! ist klar und Dein Herz ist fromm,“ sagt Ormuzd.

Ich mußte mich völlig entkleiden und auf den Bauch legen. Licht und Finsterniß fingen nun weich und warm an über meinen Rücken zu streichen, bis zur Cauda equina herab. Da ruhten die Hände der geheimnißvollen Mächte aus und es begann ein wunderlich singendes Reden, wie Frage und Antwort hinter meinem Rücken. Wieder fuhr es, wie trockene Flammen über mich herab und wer weiß, welche Farben ein mit odischem Hellsehen begnadetes Auge an mir entdeckt hätte.

Dieses Thun dauerte mehr als eine Viertelstunde, dann bestrich Ormuzd meine Stirne mit einem fein duftenden Oele, das Ahriman mit Baumwolle wieder auftunkte und wand mir ein Tuch, fest anliegend, turbanartig um das Haupt.

Beide Herren redeten nun untereinander und waren nach einer arabisch heftigen Zwischensprache wieder ganz ruhig. Der Greis sendete seinen Diener, der auf der Terrasse vor der Stube sein harrte, in seine Wohnung, um eine Arznei zu holen.

„Sprachst Du nicht, daß Du mich nur mit geheimnißvollen Kräften heilen wollest?"

Der Iblis, der Teufel, die Krankheit will seine Nahrung haben und weicht nicht, wenn man ihn hungern läßt.

„Gieb ihm zu trinken, geehrter Herr."

In der Furcht, die herbeigeholte Arznei nehmen zu müssen, that ich, als ob mir ein Schlaf ankäme und war es die Wirkung des magnetischen Verfahrens? war es meine Ermattung? Ich erwachte am folgenden Morgen, als die Sonne schon heiß auf die Terrasse brannte, auf die ich durch die offene Türe der Stube von meinem Lager hinausschaute.

Neben mir stand ein Glas, in welchem sich dem Dufte und Geschmacke nach in Wasser sehr verdünnte Opiumtinktur befand, welche die Aerzte mir vorher geben wollten. Mathia hatte einem jeden 20 Piaster, zwei Silbergulden gegeben, um, wie er sagte, mir in der Stadt einen Ruf der Großmut zu bereiten.

Bei den Samaritanern.

Der Priester. — Die Synagoge. — 150 Seelen. — Uralter Pentateuch. — Verachtung des Talmud. — Gestohlene Gebetbücher. — Armbänder. — Taubenanbeter. — Die Juden.

Mein Puls schlug wieder regelmäßig, aber die Betäubung des Kopfes und die Mattigkeit der Glieder, wenn auch in gemäßigterem Grade, dauerten noch fort. Da ich aber nicht Aussicht hatte, jemals wieder nach Nablus zu kommen, so überwand ich meinen Zustand und ließ mich zu den Samaritanern bringen. Wiewohl sie nicht sehr fern wohnten, befahl ich doch, die Pferde zu satteln.

Matthia theilte mir mit, daß Mahmud mit seinen Pferden zurückgekehrt sei, indem er uns nicht ferner bis nach Jaffa begleiten wollte und so hatte er neue Thiere gemiethet, die uns jetzt durch die Stadt bis zur Behausung der Samaritaner trugen.

Die Straßen sind auch hier, wie in allen Städten des Orients eng und schmutzig, die Häuser aber höher und fester gebaut; sie machen fast den Eindruck mittelalterlicher Burgen und scheinen ganz geeignet, daß die Bewohner, wenn sie verproviantirt sind, sich gegen einen Angriff lange vertheidigen können. Der Bazar war reicher und lebhafter, als ich mir ihn gedacht hatte. Was sich aber ganz wohl begreift, wenn man bedenkt, daß die Stadt die Vermittlerin des Handels und der Karawanen zwischen Damaskus und den Seestädten ist.

Das Quartier der Samaritaner befindet sich am Fuße des Garizim, es ist aus mehreren sehr großen und massiv gebauten

Häusern zusammengesetzt. Wir gingen in jenes Haus, wo sich die Synagoge befindet.

Ein kleiner Hofraum mit Marmor gepflastert, in welchem vier Orangenbäume standen, führte uns in eine dem Hofe zu offene viereckige, gewölbte Halle. In dieser war der den Kommenden entgegengesetzten Wand eine Marmortafel mit einer samaritanischen Inschrift eingefügt.

Wir warteten in dieser Halle auf den Hohenpriester der Samaritaner. Es kam ein hoher, starker Greis, von etwa siebenzig Jahren, ganz in weiße Gewänder gehüllt, in deren Saume blaue Streifen eingewebt waren. Sein Haupt umwand ein weißer Turban. Sein Kopf hatte eine merkwürdige Bildung, er war, wie aus verwittertem Gestein gemeißelt, alle Züge stark und energisch, während die langen, überhängenden, an einander gezogenen Brauen dem Antlitz einen Ausdruck von Zorn gaben, der durch die kraftvolle Stimme des Greises noch erhöht wurde.

Er hieß uns die Schuhe ablegen und öffnete die Thüre der Synagoge. Wir befanden uns in einem mäßig großen ziemlich hoch gewölbten Raume, der nur durch ein Fenster Licht empfängt. Der Thüre gegenüber und zur Rechten und Linken sind eben so hohe, wie die Synagoge selbst vertiefte Räume, etwa wie Alkoven, in die man über eine Stufe gelangt. Fünf weiße Blechreife, an denen Oel gefüllte, weißgläserne Lampen angebracht waren, hingen von dem Gewölbe herab. Der Estrich war mit Strohdecken belegt. Der Bau dieser Synagoge ist 500 Jahre alt.

Der Hohepriester Salameh Cahen, derselbe, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts mit Sylvester de Sacy correspondirte, erzählte mir, indem er sich auf die Schwelle eines mit einem Vorhange verhüllten Alkovens setzte, daß er vom Stamme Levi abstamme, während die übrigen Samaritaner dem Stamme Ephraim und Manasse angehören.

„Auch ich bin ein Levite."

Du bist ein Jude? fragte er erstaunt und kommst zu uns, den Samaritanern, die von den Juden verachtet werden?

„Verachtet Gott? und darf das ein sterblicher Mensch?"

Du bist nicht, wie die Andern! Wir würden gerne mit den Juden in Freundschaft leben, aber sie vermeiden jeden Verkehr mit uns.

„Wie groß ist die Gemeinde der Samaritaner?"

Unsere Zahl ist klein, wir zählen nur 150 Seelen. Früher gab es, noch vor 100 Jahren einzelne Samaritaner in Damaskus, in Jaffa, in Askalon und Gaza. Auch im Lande Mizraim giebt es seit 300 Jahren keine Samaritaner mehr. Ist es wahr, daß in Genua Samaritaner leben?

Als ich über diese Frage erstaunt, sie verneinte, konnte ich nicht erfahren, wer dem Hohenpriester diese Mittheilung gemacht habe. Als ich ihn erinnerte, daß Wilson ihm Grüße von Samaritanern aus Bombay gebracht habe, konnte er sich nur dunkel dieses Reisenden erinnern; doch wußte er, als ich von Sylvester de Sacy mit ihm sprach, daß dieser bereits gestorben sei.

„Wir sind," fing er wieder zu klagen an, „allein auf der Welt und arm. Hätten uns die Engländer in diesem Jahre nicht 100 Pfund geschickt, wir hätten mit unsern Kindern hungern müssen."

Arbeiten denn die Samaritaner nicht, um ihr Brot zu erwerben?

„Es sind einige Schneider und Schuhmacher und Krämer unter uns. Wir sind ein armes Volk. Wir dulden seit Jahrtausenden; aber wir dulden freudig, denn wir erhalten das reine Gesetz Moses' auf Erden."

Willst Du die Gnade haben und mir Euer berühmtes heiliges Buch zeigen?

„Ich werde Dir diesen Segen gewähren!"

Während wir sprachen kam der Sohn des Hohenpriesters, auf den er seine Würde vererben wird, und zwei Knaben, seine Enkel herein. Er war in weiß und gelb gestreiften Wollstoff gekleidet und trug einen hochroten, seidenen Turban. Sie setzten sich neben uns auf die Strohdecke.

Der Hohepriester war aufgestanden und schob von dem Alkoven, dem er mit dem Rücken zugekehrt saß, den von der Decke, bis zum Estrich herabhängenden seidenen, gelbweiß gestreiften Vor-

hang zurück. Hinter diesem, dem Berge Garizim zugewendet, in einem hölzernen auf einem mit buntem Tuche belegten Betpulte stand die Bundeslade offen und ohne Thüren.

Der Greis hob einen länglichen schmalen Kupferkasten hervor, der künstlich mit Silber eingelegt, mit dem Namen Desjenigen geziert ist, der ihn vor 500 Jahren verfertigt hat. Er öffnete das Gehäuse und in ihm lag, von einem rotseidenen Mäntelchen bedeckt, jener berühmte, auf Pergament geschriebene Pentateuch, der von Abisua, dem Sohne Pinehas, Sohn des Eleasar geschrieben und 3460 Jahre alt sein soll. Dieser Pentateuch ist auf sehr vergilbtes Pergament geschrieben, das bereits sehr morsch und brüchig und vielfach zerrissen ist. Er würde nicht mehr zusammenhalten und in kleinste Fragmente aus einander fallen, wenn er nicht mit der größten Sorgfalt auf neueres Pergament gelegt, theils angeklebt, oder wenn die Fragmente größer sind, angenäht wären.

Ich legte meine Finger an diese jedenfalls uralte Thorarolle und küßte sie dann nach der in Synagogen hergebrachten Weise. Der Hohepriester sagte:

„Du thust gut daran, Du küssest das wahre, unverfälschte Gesetz Moses'. Wir zeigen es nicht Jedem.“

Unmittelbar nach dieser Bemerkung rühmte er mir die Großmut einiger Reisenden, denen er die gleiche Ehre erwiesen hatte. Ich bat ihn, mir eine Stelle vorzulesen.

„Das sollen meine Enkel thun, damit Du siehest, daß unsere Kinder hebräisch lesen können, auch schreiben.“

Er sandte einen der Knaben um sein Schreibbuch; der andere las.

Es war ein wunderliches Rezitativ, von dem der Juden völlig verschieden und wenn ich nicht gewußt hätte, daß aus dem Pentateuch gelesen werde, ich wäre kaum auf den Gedanken gekommen, daß es hebräisch sei.

Ich fragte den Hohenpriester, ob er auch das El Assuri lesen könne, er bejahte dies; konnte aber, als ich ihm meine hebräische Denkschrift „Kol mebasser“ überreichte, nur mühsam das Wort Israel heraus buchstabiren.

„Aus welchem Lande kommst Du?“

Aus dem großen Reiche des Sultan njemßa.

Er schüttelte das Haupt, als Zeichen, daß er es nicht kenne, was er auch that, als ich Oesterreich nannte.

„In Deinem Lande schreiben die Menschen nicht hebräisch, wie im gelobten?“

Der Knabe, den sein Großvater, um das Schreibbuch geschickt hatte, zeigte mir seine hebräische und arabische Handschrift, die beide genug zierlich waren. Alle Samaritaner sprechen arabisch.

Ich fragte den Hohenpriester, ob er den Talmud lese?

„Niemand von den Samaritanern, weil wir an seinen Inhalt nicht glauben. Das Gesetz Moses' ist einfach und klar. Hätte Gott gewollt, daß wir noch mehr Gebote halten, er hätte sie nicht den Deutungen der Rabbinen überlassen.“

Leset Ihr nicht zuweilen ein arabisches Buch?

„Das thun wir.“

Warum dann nicht auch den Talmud, nicht um an seinen Inhalt zu glauben, sondern aus Neugierde. Die Karaïten halten auch die Gesetze des Talmud nicht; ihnen ist wie Euch nur das Wort Moses' heilig; aber Manche von ihnen lesen doch den Talmud.

„Was kann er für uns enthalten!“

Willst Du, ehrwürdiger Herr! mir nicht ein geschriebenes Gebetbuch, von den Eueren, auf die Reise geben?

„Wir verkaufen kein Buch. Es wollte ein Reisender uns so viel Silber geben, als ein Gebetbuch schwer ist, wir verweigerten es ihm. Der engliche Consul half einem von den Unseren nach England, der war ein Abtrünniger und hat uns fünfzig Gebetbücher gestohlen.“

Du sagtest mir, daß Ihr sehr arm seid. Warum verkauft Ihr nicht geschriebene Gebetbücher? Was Menschen schreiben ist ja nicht heilig.

„Aber die Menschen, die unsere Gebetbücher nicht verstehen, könnten sie zu unheiligen Zwecken verwenden.“

Der Greis stand auf, that den Pentateuch wieder in die Lade, zog den Vorhang vor und neigte sich tief zur Erde. Dann verließen wir die Synagoge. In dem Hofraume waren jetzt zwei Frauen, die sich rasch verschleierten, damit beschäftigt, kupferne Gefäße blank zu scheuern. Sie trugen drei Finger breite silberne Armbänder von seltsam fremder Form. Ich ließ sie fragen, ob sie mir dieselben verkaufen wollten? Was sie sogleich bejahten und so wurde ein Schmuck von den armen Samaritanerinnen mein, der am Arme der Dame, der ich ihn mitbrachte, sogleich die Aufmerksamkeit fesselt.

Ich muß es bemerken, weil es der einzige Fall auf meiner Reise im Oriente war, daß mir im Hause der Samaritaner keinerlei Gastfreundschaft erwiesen, dagegen wiederholt, wahrscheinlich um mich zu einer gleichen aufzumuntern, die Großmut der Reisenden gerühmt wurde. Ich ließ ein Geldgeschenk zurück und schied.

In Nablus lebt auch eine kleine sephardische Gemeinde in einem einzigen Hause beisammen; sie zählt nur vierzig Seelen und hat keinen Chacham. Ich besuchte das Haus, das ein schmales Sackgäßchen bildet, zu dessen beiden Seiten enge, unsagbar schmutzige Kammern sind, die nur durch die Thüre Licht empfangen. Die Weiber mit ihren Kindern, in einem eklen Anzuge, umringten mich bald und bettelten. Es war blos ein ältlicher Mann anwesend, der mich in die Synagoge führte, die sich in demselben Hofraume befindet. Wir stiegen vier Stufen zu einem Raume hinab, der höchstens für zwanzig Personen gedrängt Platz bietet und kahl und weihelos aussieht.

Ich fragte den Mann, ob er mit den Samaritanern umgehe? Die Weiber erhoben ein abwehrendes Geschrei und eine von ihnen sagte: „Bist Du bei den Taubeanbetern gewesen?"

Ich bejahte es.

Wieder kehrten sich die Weiber mit einem mißbilligenden Schreie ab und die Eine sprach wieder: „Weißt Du auch, daß

sie Schlachtopfer bringen auf dem Berge Garizim? Nimm ein reinigendes Bad, Herr! da Du schon bei ihnen gewesen bist."

Ich erbat mir für die Weiterreise einige geschlachtete Hühner von ihnen, die sie mir in das Haus zu bringen versprachen; der alte Mann, welcher der Vorbeter, der Beschneider, der Schlächter, der Arzt und der Amulettenschreiber dieser kleinsten Gemeinde, die ich im Oriente fand, ist, brachte mir das Gewünschte und noch einen gebackenen in Oel getunkten Kuchen mit, den ich nicht zu essen wagte.

Auf dem Garizim.

Die Wasserscheide. — Die zwölf Steine. — Ueberlieferungen. — Jüdische Constituante. — Lichtberge. — Ein schönes Sprüchwort.

Ich ruhte bis nach der Mittagsglut, denn mein Unwohlsein hatte sich in Mattigkeit aufgelöst und ich wollte Kräfte sammeln, um gegen Abend den Garizim zu besteigen.

Matthia kam um fünf Uhr mit einem Samaritaner, der unser Führer sein sollte. Wir stiegen zu Pferde und waren durch eine reich mit Bäumen bepflanzte und bewässerte Schlucht am Fuße des Garizim, welcher, wie der ihm gegenüberliegende Ebal, sich kahl und steinigt erhebt. Zwischen beiden lang hingestreckt liegt das schmale, üppig grüne Thal von Nablus, aus dessen prächtigen Bäumen und duftenden Gärten das biblisch alte Sichem mit seinen massiven Steinhäusern, funkelnden Kuppeln, weißen Minareten hervorleuchtet. Alle Häuser haben, wie die in Jerusalem, Kuppeln, und das Thal zwischen den Bergen des Segens und des Fluches liegt als ein selig junger, grüner Strom mitten inne. Nur Damaskus gewährt, rücksichtlich seiner Fruchtbarkeit und seines Quellenreichthums, einen gleich erquickenden Anblick.

Erst in neuerer Zeit wurde durch den scharfsinnigen Beobachter Robinson die interessante Entdeckung gemacht, daß Nablus auf der Wasserscheide des Thales liege, indem die Quellen im Osten nach dem Jordan, die im Westen nach dem mittelländischen Meere abfließen. Das Thal ist nur eintausendsechshundert Fuß

breit und die beiden Berge erheben sich steil etwa achthundert Fuß über demselben empor. Daß der Berg des Segens fruchtbar, der des Fluches kahl sei, ist eine Legende, die von der poetischen Anschauungsweise vieler Reisenden, Benjamin von Tudela an der Spitze, zeugt. Ich sah beide Berge gleich kahl und unwirtlich.

Zahlreiche Grabhöhlen am Ebal, während der Garizim keine enthält, zeugen nur von der Anschauungsweise des Volkes seit alten Tagen, welche mit jener der Reisenden zusammenstimmt.

Nach einer starken Viertelstunde hatten wir die Höhe des Berges erreicht, die sich als ein langgezogenes Tafelland darstellt. Auf einer kleinen Anhöhe des Bergrandes befindet sich ein Wely, wo die Samaritaner am Neujahr-, am Versöhnungs-, Laubhütten- und Passahfest ihr Gebet verrichten kommen. Am letztern bringen sie oben Lämmer als Opfer dar. Die Stelle zu diesem Opfer ist durch zwei Reihen Steine und eine sehr nachlässig ausgemauerte Grube bezeichnet.

Hinter dieser Anhöhe liegen die weitläufigen Ruinen einer wahrscheinlich aus der Römerzeit stammenden Veste, deren zerstörte Mauern und Thürme fugengeränderte Steine zeigen. Diese Ruinen, die lange irrig für Ueberbleibsel des alten Tempels gehalten wurden, sind übrigens selbst unter den Samaritanern unter dem Namen: das Kastell bekannt.

Tiefer als dieses Kastell liegen flache Steine, die ihrer Größe wegen auffallen. „Hier liegen“, sagte unser samaritanischer Führer, „die zwölf Steine begraben, welche die Israeliten aus dem Jordan mitgebracht haben.“

Benjamin von Tudela berichtet, er habe den Altar der Samaritaner aus diesen zwölf Steinen aufgebaut gesehen.

Als wir von dieser Stelle weiter gingen, forderte mich unser Führer auf, die Schuhe abzulegen. Ich folgte seiner Aufforderung, wie schmerzlich es auch war, über die Steine hinzugehen. Wir betraten, während Matthia zurückblieb, eine ziemlich große Felsenfläche, auf der die Stiftshütte mit der Bundeslade gestanden haben soll. Ringsher sind kaum kenntliche Ueberreste einer Mauer, die vielleicht diejenige des Tempels gewesen ist.

Unser Führer erzählte: „Hier oben dürfen wir nach jeder Weltgegend uns wenden, um zu beten; aber unten müssen wir das Angesicht immer gegen den Garizim kehren. Hier wird der el Muhdy, der Führer, erscheinen, der uns erlösen wird aus der Sklaverei. Es ist bald das Maaß der Welt voll und unsere Erlösung ist nicht mehr ferne."

Nahe dieser großen Felsenfläche zeigte er mir die Stelle, wo Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte. Als ich ihm sagte, daß diese Begebenheit auf dem Berge Moria in Jerusalem, wo der Tempel Jehova's stand, sich zugetragen habe; erwiderte er: „Es wäre mir eine Sünde, Dich in Deinem Glauben zu stören. Hier aber ist der Ort."

Welche Stelle es auch gewesen sein mag, wo diese oder eine andere That sich begeben hat, oder irgend ein Stein oder Tempel lag — wieder wie in Jerusalem betrachten wir die ganze große Szene, die kaum wie eine andere in der heiligen Schrift bestimmt gezeichnet ist. Und es ist von tiefem Eindruck, nach Jahrtausenden, mit der unantastbaren Urkunde in der Hand, den Schauplatz zu sehen, auf ihm umherzuwandeln, wo ein großes religiöses und politisches Ereigniß stattgefunden hat, welches eines der merkwürdigsten Völker der Erde erlebt hat und zu dem man selbst gehört.

Die Araber nennen den Garizim el Tur; nur die Samaritaner bezeichnen ihn mit dem alten Namen: „der Berg des Segens, Grisim." Entgegen der heiligen Schrift, wie wir gesehen haben, verlegen sie den von Josua „dem Gotte Israel erbauten Altar auf dem Berge Ebal" auf den Garizim und behaupten, die Nennung des Berges Ebal sei in dieser Beziehung eine Fälschung des Textes. Der sieghafte Feldherr baute den Altar von ganzen Steinen, die mit keinem Eisen behauen waren. Er brachte Brand- und Dankopfer dar und schrieb das Gesetz Moses' auf Steine, die mit Kalk überzogen waren. Und das ganze Israel mit seinen Aeltesten und Amtleuten und Richtern stunden zu beiden Seiten der Bundeslade, die Fremdlinge sowohl als die Einheimischen, eine Hälfte neben dem Berge Grisim und die andere neben dem Berge Ebal, zu segnen das Volk Israel.

Einen großartigern Akt hat kein Volk der Erde in der u[illegible] alten und in der neuern Welt aufzuweisen, als, um *es mit eine*[illegible] modernen Ausdrucke zu bezeichnen, die *Beschwörung dieser religiös*[illegible] politischen Constituzion.

Wo jetzt die Stadt *gebaut ist*, stand die Bundeslade, das heilige Palladium des *Volkes*, der heilige Geist des Gesetzes, das unverlöschliche Licht der Lehre. Um sie schaarten sich die Leviten mit dem Angesichte gegen Morgen; sie hatten somit zu ihrer rechten Hand, welche im Morgenlande seit Urzeiten als die vornehme gilt, den Garizim, zur minder edlen Hand den Ebal. Was vielleicht erklären mag, warum die am Garizim stehenden Stämme den Segen sprechen und die am Ebal, trotzdem der Altar auf ihm errichtet war, den Fluch.

Seitdem das Volk die heilige Lehre am Sinai empfangen hatte, war es nicht so mächtig und zu Hunderttausenden geschaart wie jetzt. Damals lauschend einer verheißenen Zukunft, jetzt in einer erfüllten, großen Gegenwart stehend.

Das Gesetz Moses' ward gelesen, laut mit Posaunenton verkündet, und nicht von einem Priesterchore, von ganzen Stämmen, von einem großen Volke wird Amen gesagt, wenn die Segnungen ausgesprochen werden und die Flüche.

Sinai und Garizim sind Lichtberge der Erde, auf ihnen ruhten die kühnen Adlergedanken des größten Gesetzgebers, zu ihnen schaute ein ewiges Volk empor und um den Sinai waren, erzählt eine schöne rabbinische Legende, als die Donnerstimmen der Lehre erklangen, alle noch ungeborenen, zukünftigen Seelen des jüdischen Volkes versammelt, um zu hören und durchleuchtet zu werden.

Es giebt kein schöneres Sprüchwort, als welches ein Jude sagt, wenn ihn ein aristokratischer Glaubensgenosse demütigen will: „Auch meine Seele ist an dem Berge Sinai gestanden!“

Der Ebal.

Ursache des Aufruhrs. — Samaritanische Begräbnißstätte. — Ebal arabisch. — Musik.

Als wir den Garizim herab ritten, war es noch lange bis zum Sonnenuntergang und mein Führer fragte mich zu meiner Verwunderung, ob ich nicht noch auf den Ebal ziehen wollte.

„Ist es denn nicht gefährlich, da hinauf zu gehen? Es ist noch wenigen Reisenden gelungen, ihn zu besteigen.“

Ich führe Dich, Herr! ungefährdet wieder zurück.

„Aber das Volk von Nablus ist jetzt aufrührerischer als je und es sind, Du weißt es, vor nicht langer Zeit so blutige Opfer gefallen.“

Die Empörung war gegen einen vierzehnjährigen Knaben gerichtet, den der französische Consul durch seinen Einfluß beim Pascha von Jerusalem zum Agenten gemacht hat. Die französische Flagge wurde bei dieser Gelegenheit zerrissen und mit Füßen getreten und wir hören, daß der Pascha abgesetzt werden wird.

„Ein englischer Missionair hat einen zudringlichen Bettler erschossen. War nicht darum der Aufstand?“

Das war zufällig, Herr! und nur die Veranlassung eines schon seit lange kochenden Grolles. Du bist kein Franzose und kein Engländer, Herr! und Dir wird hier kein Leid widerfahren.

„Woher wissen die Leute, daß ich keines von beiden bin und wenn ich mißhandelt oder erschlagen werde, kann es mir nützen, wenn sich später erweiset, daß ich den beiden großen Nazionen nicht angehöre.“

Der Schech ließ in dem Hause, wo Du wohnst, nach Dir fragen und dann haben die Aerzte, die Du so großmütig belohnt hast, von Dir erzählt.

So bedenklich diese Mittheilungen waren, ich hätte es doch unternommen, den Ebal zu besteigen; aber meine Mattigkeit war noch nicht völlig gewichen und ich mußte mich schonen, um den mir noch bevorstehenden zweitägigen Ritt nach Jaffa ertragen zu können.

Aber es war ein Schmerz, gerade diesen Berg, der noch so wenig bekannt ist, nicht besteigen zu können.

Als wir die schöne Quelle Asal erreicht und aus derselben treffliches Wasser getrunken hatten, kamen wir an der Begräbnißstätte der Samaritaner vorüber. Ich fragte meinen Führer, ob die Samaritaner besondere Beerdigungsgebräuche hätten, worauf er mir erwiderte: „Wir begraben unsere Todten nicht selbst, denn das Berühren einer Leiche verunreinigt. Wir lassen die Todten durch Mohammedaner auf den Begräbnißplatz bringen und in die Grube legen. Erst nach einigen Stunden gehen wir hinaus und trauern auf dem zugeschütteten Grabe um den Todten."

Ich schickte die Pferde in die Stadt zurück und ging noch einmal zur schönen Quelle, wohin auch eine Gruppe mohammedanischer Männer aus Nablus gekommen waren, um sich des allmälich rot leuchtenden Abends und der kühlen Quelle zu erfreuen.

Sie knüpften bald mit Matthia ein Gespräch an, indem sie fragten, wie lange ich in ihrer Stadt bleibe und was die Absicht meines Kommens sei. Matthia übersetzte mir ihre Reden, die unter den gegebenen Umständen nicht unbedenklich schienen und wie ich mich später überzeugte, nur aus gewöhnlicher Neugierde hervorgegangen waren. Auf ihre Frage, wie mir die Stadt gefalle, ließ ich ihnen sagen, daß sie so schön wie Damaskus sei, aber noch schöner durch den Ruhm der Tapferkeit ihrer Männer.

„Das ist ein edel denkender Mann!" sagten sie unter einander.

Ich sprach über die beiden Berge, in deren Angesicht wir saßen und als ich die Verwunderung aussprach, daß der Ebal

kahler und trauriger als der Garizim dastehe, erwiederte einer der Männer: „Das ist natürlich, Herr! der Ebal ist der Sonne mehr ausgesetzt, als der Garizim."

Ich erhielt so die einfachste Lösung einer seit Jahrhunderten von Reisebeschreibern legendenhaft geschauten Thatsache, die den Berg des Fluchs gerne als verflucht und von Grün und Blüte verlassen betrachtet.

Ich fragte um den Namen des Ebal, indem ich auf den Berg zeigte, weil ihn, wie Ritter berichtet, Robinson trotz wiederholten Fragens nicht erfahren konnte. Die Männer nannten mir den Namen Dschebel Emat e din; doch kann ich nicht dafür einstehen, daß ich die nicht immer gut verständliche Aussprache der Araber, wenn sie Namen nennen, mißhörend, vielleicht unrichtig schreibe.

Ich schied von den Männern, zu denen sich noch etwa funfzehn gesellt hatten, unter freundlichster Begrüßung, und so erfuhr ich auch am folgenden Tage, wo ich die Stadt und die Umgebung durchwanderte, in der eben erst durch einen Aufruhr fanatisirten Stadt durchaus nichts Unfreundliches, in einer Stadt, deren Bevölkerung fast von allen Reisenden, als dem Fremden ungastlich, wenn nicht feindlich geschildert wird.

Als ich in meine Wohnung zurück kam, wurde ich von einer Gruppe Musikanten, die auf der Terrasse saßen, begrüßt: Geige, Hackbret und Handtrommeln begleiteten wieder jenen unangenehmen Gesang, den wir schon in diesen Blättern geschildert haben.

Die Hausfrau hatte die Leute bestellt, um ihrem Gaste Freude zu machen!

Jakobs Brunnen und Josefs Grab.

Tiefe des Brunnens. — Legende. — Die Bibel. — Die Paßstadt. — Feste am Grabe.

Ich ließ um fünf Uhr Morgens satteln, um rechtzeitig wieder in der Stadt zu sein, da ich an demselben Tage die Reise fortzusetzen beschlossen hatte.

Der frische Hauch des Morgens vollendete meine Genesung, und durch das üppig bebaute Thal vor dem Stadtthore eine halbe Stunde hinreitend, erreichten wir den Brunnen, den die Mohammedaner sowohl, wie die Samaritaner als den des Erzvaters anerkennen. Eine Höhle in den Felsen hinab ist theilweise mit einem Steine bedeckt. Wasser konnten wir durch hinabgeworfene Steinchen nicht entdecken; doch soll der Brunnen jetzt der heißen Sommerzeit wegen ausgetrocknet gewesen sein. Die Christen, welche diesen Brunnen Bir es Samiriyeh nennen, verehren ihn nicht allein des Erzvaters wegen, sondern weil an ihm das schöne Gespräch mit der Samaritanerin geführt worden sein soll.

In der Nähe liegen fast ganz verschüttete, unansehnliche Ruinen einer ehemaligen Kirche; vier zerbrochene Säulenreste ringsumher.

Die Tiefe des Brunnens wird verschieden angegeben; der Zufall, daß einem Reisenden eine Bibel hinabgefallen ist, die ein an einem Seile hinabgelassener Araber wieder heraufholte, hat die Tiefe auf fünfundsiebenzig Fuß festgesetzt, die früher noch größer sein mochte, indem fast jeder Reisende, um ihn zu messen, Steine hineinwirft. Die Mönchslegende erzählt, daß der Brunnen jedes

Jahr einmal nur von frischem Wasser überquelle, und zwar an dem Tage, wo Jesus mit der Samaritanerin an demselben sprach.

Etwa dreihundert Schritte nördlich vom Jakobsbrunnen erhebt sich in dem von mäßigen, schön geformten Bergen umgebenen Rundthale ein weißschimmerndes, viereckiges Gebäude, das Grab Josefs. Eine schönere Ruhestätte ist nicht mehr zu finden, und jedenfalls wurde der Sohn schöner gebettet als seine schöne Mutter zwischen Bethlehem und Jerusalem.

Ich setzte mich, ehe ich das Grab betrat, auf einen Stein und schlug, während die große Szene mich umgab, die Bibel auf, um in ihr zu lesen, was sich alles hier begeben hat. Wie genial auch schon das gelobte Land geschildert und beschrieben wurde, die einfach naive Darstellung der Bibel überbietet Alles. Und da die Zustände im Morgenlande sich so wenig verändern, die Menschen in ihren Gewohnheiten bis auf die Tracht sich treu geblieben sind, so meint man oft, die Bibel schildere die Gegenwart.

Dieses durch sein Alterthum, seinen Geist und seine Poesie heilige Buch ist, wo es naive Zustände schildert, das unübertroffenste, das des Menschen Geist geschaffen hat. Welches Volk der Erde besitzt eine solche Urkunde seiner Geschichte, seiner Poesie, ein solches Adelsdiplom seines Geistes?

Dies also ist Schechem, die Asylstadt auf dem Gebirge Efraim, die Genossin von Kades und Hebron. Schon Abraham kam bis zu dieser Stadt und Jakob schlug sein Lager vor derselben auf, bis er aufbrach und nach Bethel zog. Seine Söhne gingen das Vieh ihres Vaters zu weiden gen Sichem und verkauften hier ihren Bruder an die Ismaeliten, die mit einer Karawane vorüberzogen, nach Egypten; wie eben auch jetzt eine solche, bestehend aus Kameelen und Maulthieren, auf denen weiß beturbante, bewaffnete Männer sitzen, nahe bei mir vorüberzieht. Auf diesem Felde lagerten die Brüder, ehe sie hingingen in die Stadt, um die Schmach ihrer Schwester Dina zu rächen. Ich befinde mich auf dem Stück Feldes, das Jakob von den Kindern Homor,

des Vaters Sichem um 100 Kesita kaufte und als Erbtheil besaß. Hier wurden Josefs Gebeine nach dem Einzuge Israels in Kanaan begraben.

Zur Zeit der Richter wurde Schechem von Abimelech, gegen den es sich empörte, zerstört. Hier sprach der König Rehabeam das unglücklich-verhängnißvolle Wort: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtiget, ich werde euch mit Skorpionen züchtigen.“ Und die Stämme fielen von ihm ab und der Zerfall des jüdischen Reiches begann.

Die Geschichte hat ihre Lieblingsstellen auf der Erde, die sie mit allem Zauber der Vergangenheit umgiebt, die sie mit Lied und Sage verherrlicht und nicht sterben läßt im Gedächtnisse der Menschen.

Vier Jahrtausende zurück reichen die Erinnerungen dieser Stadt und ist es nicht wunderbar, daß die letzten Ueberreste eines verlorenen Volkstammes sich gerade hier befinden, welcher das Buch der Bücher in einer mehr als dreitausendjährigen Urschrift zu besitzen meint und auf den Berg hinaufgeht und noch jetzt Schlachtopfer dem Gotte Jehova darbringt.

Es verdient allgemein bekannt gemacht zu werden, daß der deutsche Gelehrte Olshausen den lange im Josefus unverstandenen Namen der Stadt Mabortha auf die einfachste Art erklärt hat, indem er nachwies, daß dieses Wort im Aramäischen, Paß bedeutet. Natürlicher konnte die Stadt, die eine Paßlage zwischen den zwei Bergen hat, nicht bezeichnet werden. Der römische Name der Stadt Flavia Neapolis hat sich auf Münzen erhalten.

Wir wollen das Grab Josefs betreten und gelangen in einen roh aufgemauerten Vorhof, aus dem wir zur Linken in einen zweiten ungedeckten Raum kommen, der von einer 15 Fuß hohen, 4 Schuh dicken Mauer umgeben ist. Hier befindet sich, dem Eintretenden zur Rechten, ein weiß übertünchter, 8 Spannen langer, 7 Spannen hoher Sarkofag, zu dessen beiden Enden sich ebenfalls weiß übertünchte Säulen befinden, die nicht höher als der

Sarkofag sind. Beide sind oben, wo das Kapitäl sein sollte, ausgehöhlt und zeigen die Spuren, daß Holz in diesen Vertiefungen verbrannt worden war. Dem Eintretenden entgegen befinden sich zwei Nischen, in deren einer zwei Marmortafeln eingefugt sind; die obere enthält mit vertiefter, die untere mit erhabener Schrift die Bibelstellen eingemeißelt, die sich auf den Tod und das Begräbniß des edlen Todten beziehen. Diesen Nischen gegenüber, zur Rechten der Eingangsthür ist noch eine dritte und ein aufgemauerter Divan angebracht. Zur Linken des Eingangs in der Ecke des viereckigen Raumes ist eine Aufmauerung, die bis zur halben Höhe der Umfangsmauer reicht, aus ihr grünten fröhlich drei Reben empor, deren eine ich abschnitt, um sie als ein heiteres Erinnerungszeichen an den durch Schönheit, Keuschheit und Weisheit verklärten Patriarchen mit in die Heimat zu bringen.

Wie beim Brunnen vereinigte sich auch bei diesem Grabe die Meinung der verschiedenen Religionsbekenntnisse, daß es die Ruhestätte des Patriarchen sei. Der Aufbau des Ganzen ist von einem mohammedanischen Wely wenig unterschieden und nicht sehr alt. Die Bewachung desselben, wiewohl weder Vorhof noch der innere Raum eine schließbare Pforte hat, ist den Juden überlassen. Es scheint auch, daß es vorzüglich Juden sind, die zu dem Grabe wallfahrten, denn ich fand außerordentlich viele hebräisch, mit Bleistift geschriebene, oder auch in die Wände eingegrabene Namen; arabische waren nur wenige darunter.

Der Jude, von dem ich mir einige Hühner für die Reise erbeten hatte, begleitete mich und erzählte mir, daß der Bau von den Mohammedanern, die Jussuf als Profeten verehren, herrühre und daß sie heitere Familienfeste gerne an diesem Grabe begehen.

Legenden von Jussuf.

Der gestohlene Gürtel. — Jakobs Unglaube. — Der Erzengel. — Schnitt in die Finger. — Suleicha.

Wie in der Bibel dem schönen Patriarchensohne mehrere Kapitel, so ist ihm auch im Koran eine ganze Sure gewidmet, die mit dem Verse anhebt: „Wir wollen dir erzählen die schönste der Geschichten."

Eine der berühmtesten arabischen Geschichten vom Anfange der Welt bis auf das Jahr der Hidschra 309 von Thabari, deren Original verloren gegangen ist und sich nur in einer persischen und türkischen Uebersetzung erhalten hat, erzählt ebenfalls die Geschichte Jussufs, aus der wir nur einige Nachrichten, welche in der Bibel nicht enthalten sind, hier mittheilen wollen:

Die Schwester Jakobs des Erzvaters, erbat sich den kleinen Jussuf, um ihn bei sich zu erziehen, denn das Kind gefiel ihr, wegen seiner ungewöhnlichen Schönheit ganz außerordentlich. Als er einige Zeit bei ihr weilte, ergriff den Vater Sehnsucht nach seinem Kinde; er kam, um es zurück zu fordern. Da band die Base heimlich einen aprikosenfarbenen Gürtel dem Kinde um den Leib und erhob, als ihr Bruder in ihr Zelt kam, einen großen Lärm, daß ihr ein Gürtel gestohlen worden sei. Als man ihn um den Leib des Knaben gewunden fand, erklärte sie ihn auf zwei Jahre für ihren Leibeigenen, denn nach dem Gesetze Abrahams wurde ein Freier leibeigen, wenn er gestohlen hatte.

Nach dem Tode der Base kehrte Jussuf in das älterliche Haus zurück.

Jakob glaubte nicht, als ihm es seine Söhne berichteten, daß ein Wolf sein Kind zerrissen habe, denn als sie ihm das blutige Hemd brachten, war dieses ganz. Doch sprach er seinen Verdacht nicht aus und glaubte im Herzen still an ein Wiedersehen. Ein solcher Glaube wurde in ihm noch besonders durch einen Traum bestärkt, in dem ihm der Todesengel erschien. Er fragte diesen, ob er seines Kindes Seele genommen habe? „Nein!" erwiederte der Todesengel. Zuweilen auch, wenn er des Abends vor dem Zelte saß, hauchte es ihm vom Hemde seines verlorenen Kindes rosenduftend an.

Thabari nennt den Karawanenführer, der Jussuf nach Egypten brachte, Maleb. Als er an der Zisterne vorüberzog, in welche die grausamen Brüder den Knaben hinabgesenkt hatten, hieß er seinen Sklaven Buschra Wasser schöpfen. Jussuf klammerte sich an den hinab gesenkten Eimer fest. Von unten herauf leuchtete ein Rosenschimmer, es war der Wiederglanz von Jussufs Wangen.

„Heil uns, o Buschra!" rief Maleb, „ein schöner Knabe!"

Wo die Karawane zog, erregte Jussufs Schönheit ein solch beunruhigendes Aufsehen, daß ihn Maleb mit einem siebenfachen Schleier umwand, aber sein Wangenglanz leuchtete durch. Einen förmlichen Aufruhr erregte die Schönheit des Knaben auf dem Sklavenmarkte von Memphis, wo der Farao Rijan, ein Sohn Walids aus dem Geschlechte der Amalekiter herrschte.

Jussuf wäre der schönen und wollüstigen Egyptierin nicht widerstanden, wenn ihm nicht über deren Lager sein Vater mit drohendem Finger gewinkt und zu ihm gesprochen hätte: „Jussuf, Jussuf! was beginnst Du? Noch schwebst Du in Lüften, ein leichtbeschwingter Vogel, um einst auf dem Baume des Profetenthumes zu sitzen. Hüte Dich, daß Du nicht ohne Schweif und Schwingen zur Erde niederstürzest!"

Als Jussuf in den Kerker geworfen war, und trotzdem ein Gerede unter den Frauen von Memphis über Putifars Gattin

Suleicha entstanden war und über ihre Tugend gemunkelt wurde, erbat sie sich den Jüngling für einen Tag von ihrem Gatten. Darauf lud sie die Damen von Memphis zu einem Feste. Als am Schlusse der Tafel Pomeranzen aufgetragen wurden und die Frauen sie mit silbernen Messerchen schälten, ließ Suleicha durch den schön geschmückten Jussuf Scherbet herum reichen. Alle waren plötzlich wie verzaubert, sie konnten die Blicke von dem schönen Jünglinge nicht abwenden und schnitten sich, ohne daß sie es merkten, in die Finger. Da rief die Frau vom Hause den Damen von Memphis zu: „Euere blutenden Finger, ihr Tugendhaften, sind meine Rechtfertigung!"

Als Jussuf im Kerker immer vergebens durch des Mundschenken Fürsprache auf seine Freiheit hoffte, erschien ihm eines Nachts der Erzengel Gabriel und sprach:

„O Jussuf, wer hat dich erschaffen?"

Gott der Herr.

„Wer hat dir solche Schönheit gegeben?"

Gott der Herr.

„Dein Vater hat zwölf Söhne; wer hat ihm vor Allen die große Liebe zu dir eingeflößt?"

Gott der Herr.

„Wer gab deinen Brüdern in den Sinn, daß sie dich, statt zu tödten, in den Brunnen warfen?"

Gott der Herr.

„Wer rettete dich aus den Brunnen?"

Gott der Herr.

„So Vieles hat Gott der Herr für dich gethan, Jussuf! wie kannst du auf ein Geschöpf vertrauen ob der Rettung aus dem Kerker?"

Jussuf weinte und vertraute fortan nur auf Gott den Herrn.

Als Jussuf vor den Farao gebracht wurde, redete ihn dieser in sieben Sprachen an und Jussuf erwiederte ihm ebenfalls in sieben Sprachen. Die Priester des Farao, die auch Träume deuten konnten und vieler Sprachen kundig waren, standen weit

hinter Jussuf zurück, erzählt der Geschichtschreiber. Er besaß, was mehr als Klugheit und Willenstärke ist: Seherblick und Herrscherkraft, die unumgänglichen Erfordernisse des Profetenthums.

Farao gab Suleicha, die „eine unberührte Perle im Hareme des verschnittenen Putifar geblieben war“ Jussuf zum Weibe.

Aber die Scham über ihr früheres Thun sühnte nun die Gattin durch freiwillige Entsagung, wiewohl sie Jussuf mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebte. Was früher Jussuf, versagte jetzt Suleicha und so ist dieses Liebesabenteuer ein Gegenstand aller Romanschriftsteller des Morgenlandes geworden; ein Beispiel sinnlicher und enthaltsamer, seltener und sonderbarer Liebe.

Wie die Liebe der Nachtigall zur Rose, des Schmetterlings zur Flamme: so rein und schön wird die Jussufs zu Suleicha besungen.

Wir aber wollen dieses Blatt mit einem schönen Verse Saadis schließen:

Und weißt du, was die Nachtigall
Voll Sehnsucht in den Bäumen singt?
„Verloren ist der Mensch im All,
Der, wenn der Lenz und Liebe klingt,
Nicht froh sein Herz zum Opfer bringt!“

Dschel Dschule.

Sonne und Quelle. — Gang der Frauen. — Brotbäckerei. — Nächtlicher Ritt. — Ein Leopard.

Der orientalische Dichter vergleicht die Sonne mit einem Falken, der aus dem azurnen Neste des Himmels herabschießt auf die Erde. Oder die Sonne ist ihm ein Löwe, der die Nacht, die flüchtige Gazelle verjagt. Im Morgenlande begreift man den hyperbolischen Dichter. Es sollten diejenigen, denen es Pflicht ist, die heiligen Schriften dem Volke zu erklären, sich die Kenntniß der morgenländischen Denker und Dichter überhaupt aneignen, um die Profeten besser zu verstehen und wohl auch einzusehen, daß ihre Sprache — und nur diese meinen wir — häufig die allgemein poetische und bilderreiche des Morgenlandes ist. Wer den christlichsten profetischen Dichter Dante allein läse, ohne seine Vorgänger oder seine Mitlebenden zu kennen, dem würde er über alles Maaß hinaus gewaltig und unerklärlich erscheinen. Ebenso, um eine andere Kunst zu nennen: Rafael Sanzio, wenn man nicht seine Vorgänger Francia und Perugino, seine Zeitgenossen Leonardo da Vinci und Michel Angelo Buonarotti studirt.

Die Verehrung und Bewunderung für die Sprache der Profeten und Psalmensänger wird keine geringere werden, wenn man sie im Zusammenhange mit den Profeten und Dichtern nachbarlicher Völker studirt.

Die große Mehrheit der christlichen und der jüdischen Lehrer entbehrt einer solchen allgemeinen Literatur und Culturkenntniß und die Schüler lernen — Unwissenheit.

Um 9 Uhr Morgens bei einer schon fast unerträglichen Glut verließen wir Nablus. Wir mußten die Lichtpfeile auf uns niederregnen lassen, bis wir in der Nähe des Dorfes Refidia an einen schön ummauerten Brunnen kamen, der von einer Palme beschattet uns erquickte.

An keiner Quelle zieh vorüber
Im heiß durchglühten Sonnenland,
Gastfreundlich rauschend geht sie über
Berührt von Deinem Lippenrand.

Mirjaden Pilgern, die im Grabe
Verweht vom Wüstensande sind,
Gewährte Kühlung schon und Labe
Das bergentsprungne, frische Kind.

Wie auch vom blauen Himmel nieder
Der Sonnenblick versengend flammt,
Sie regt die hellen Silberglieder
Und übt ihr frisches Schenkenamt.

Sie weht mit ihrem Palmenfächer
Dir Kühlung zu und grünen Trost
Und singt ein Schlummerlied dem Zecher,
Er träumt von ihrem Hauch umkost.

Aus dem Dorfe kamen mehrere Mädchen um Wasser zu schöpfen, während wir am Brunnen lagerten. Sie waren weiß gekleidet; ihr dunkles Antlitz mit brennenden schwarzen Augen glänzte, wie braunes Gold aus den weißen Schleiern und an den nackten Armen funkelten Armbänder.

Als sie sich mit den Wasserkrügen auf dem Kopfe entfernten, konnte ich abermals eine Erscheinung wiederholt sehen, die mir im Morgenlande vielfach in den Dörfern auffiel: die stolze schöne Haltung der Frauen. Die Gewohnheit, Alles auf dem Kopfe zu tragen und abwechselnd mit den Armen fest zu halten, giebt diesen

einen plastischen Schwung und zwingt die Gestalt, den Oberleib streng aufrecht und ruhig zu halten; dafür die Hüften die Bewegung wiegend übernehmen müssen. Das Auge folgt gerne diesen wandelnden Königinnen.

Nach dem Ritte einer Stunde sahen wir rechts einen Berg hinab ein Dorf hängen, das unser Begleiter Sawata nennt, während uns ein anderes auf einem Berge gelegenes wie eine weitläufige mittelalterliche Burg entgegensieht: Ariet Dschid. Es ist von schönen Oelbäumen, Mais- und Tabakpflanzungen umgeben. Wir umreiten den Berg und gelangen hinter demselben in einen ebenfalls gut angebauten Thalkessel. In einer Höhle ruhen wir aus, um zu frühstücken.

Wir zogen nun über das Gebirge Raß el arnin an den Dörfern Ariet Hedsche, Fundok, Dschen Safur vorüber und gelangten in das Wadi Azun. Das Flußbett in demselben war völlig ausgetrocknet, die Bergrücken des schmalen Thales von der Tiefe, bis zur Höhe begrünt; im Thale selbst unzählige Johannisbrotbäume. Gegen das Ende dieser anmuthigen Schlucht grünten wieder Oelbäume. Wir ritten sehr rasch durch den Wadi, denn Matthia und unser Führer bezeichneten ihn als wenig sicher. Wir begegneten während des ganzen Tages nur sehr wenigen Menschen, in dieser Schlucht gar keinem und gelangten ungefährdet auf einen hohen, mit uralten Oelbäumen bepflanzten Bergrücken.

Wir verschliefen die Mittagsglut unter den Bäumen gelagert, und kamen niederreitend in die große Ebene Hadschar en nus. Da es noch nicht nahe zum Sonnenuntergange war, ritten wir das Dorf Hable, wo wir übernachten wollten, durch, nach dem noch eine Stunde fernen Dschel Dschule. Ich finde auf Robinsons Karte dieses Dorf nicht verzeichnet.

Es sind etwa 40 aus Lehm aufgeführte Hütten, deren jede von einer Lehmmauer umgeben ist und in einem weitläufigen Hofe eine Stube und gewölbte Erdwölbungen hat, in denen die Bewohner schlafen und während der Regenzeit sich aufhalten.

Im Hofe tummelten sich Kinder zwischen Hühnern und Hunden umher. Ein Pferd und ein Esel standen friedlich in einer

Ecke angebunden. Drei Weiber, unverschleiert, waren um einen Ofen beschäftigt, um Brot zu backen, das in jeder Familie täglich frisch bereitet wird. Der Ofen ist ein etwa vier Schuh hoher runder Herd aus Lehm, der wie eine plumpe Säule etwa aussieht, die oben mäßig gewölbt ist. Da legen, während im Ofen eine Kohlenglut unterhalten wird, die Bäckerinnen rund und flach gewölbten Teig, einen Schuh etwa im Durchmesser hin. Nach einer halben Stunde nehmen sie das noch weiche und mehr gekochte Brot vom Ofen weg. Ich wurde jedesmal, aber noch mehr später in Egypten, wo sie das Brot noch dünner und etwas härter backen, an das ungesäuerte erinnert, das die Juden am Osterfeste essen.

Matthia bereitete mir aus dem Sattel, dem Gepäcke und der Pferdedecke ein Lager in einer der geschilderten Lehmhöhlen, in der dürres Reisig die Wände verdeckend zieren sollte. Er machte mich schon früher aufmerksam, nicht nach der Uhr zu sehen, um die Lust nach ihr nicht zu reizen. Er legte sich quer vor den Eingang und unser Führer blieb im Hofe bei den Thieren wach.

Ich lag, wiewohl völlig angekleidet, bald wieder wie in Brennnesseln. Schakale umschwärmten heulend das Gehöfte und weckten erschrocken schreiende Katzen in unserer Nähe auf. Wir entschlossen uns nach Mitternacht aufzubrechen und erreichten bald hinter dem Dorfe einen Neger, der einen beladenen Esel mit seinem Füllen vor sich her trieb. Wir schlossen uns gegenseitig gerne aneinander an. Einige Kameeltreiber begegneten uns.

Plötzlich blieb Matthia's Pferd stehen und zeigte eine auffallende Unruhe. Matthia rief uns zu, hart an ihn heran zu reiten, neben ihm stehen zu bleiben und die Pistolen zu spannen. In diesem Momente sprang in langen Sätzen quer über unsere Straße ein Leopard an uns vorüber. Wir feuerten ihm nach, das Thier verschwand in der Finsterniß; es war das einzige wilde, das ich in Palästina sah.

Wir ritten weiter durch die Nacht und kamen an zwei Mühlen vorüber, wo mehrere Karawanen lagerten. Ich wollte bleiben, denn schon oft hatte ich mich plötzlich darüber ertappt, daß ich, müde von vierzehntägiger, anstrengender Reise eingeschlafen war

und so vom Pferde getragen wurde. Es widerfährt dieses bedenkliche Einschlafen wohl auch dem Reiter des Tages, wenn die Glut zu drückend wird. Auf den entsetzlichen Gebirgswegen Syriens und Palästina's ist dieses Ermatten vielleicht das Gefährlichste des Reisens.

Matthia schien nicht den Mut zu haben, unter den fremden Männern zu übernachten und so ritten wir weiter.

Bald vernahmen wir durch die Stille der Nacht fernen dumpfen Donner, es waren die Brandungen des mittelländischen Meeres.

Zwei Stunden noch zogen wir durch sandige Dünen, endlich eine Höhe empor und das weite Meer lag silberflitternd vor uns, auf ihm eine purpurne Riesenrose, die aufgehende Sonne.

Wir waren wieder in Jaffa.

Ehe wir Pälästina verlassen, bin ich noch jenen viertägigen Ausflug zu schildern schuldig, von dem ich bei Gelegenheit meiner Kämpfe in Jerusalem gesprochen habe: nach Jericho, an den Jordan, zum todten Meer, nach St. Saba, Hebron und zum Grabe Rachels, der schönen Patriarchenfrau.

Jericho.

Mussa der Kawaß. — Schnee in Sonne. — Beduinen und Juden. — Keine Rosen. — Der Aga. — Ein geraubter Ochs. — Häßlichkeit der Weiber. — Tanzende Hexen. — Gesang. — Waffentanz.

Wir ritten, eine stattliche Karawane, um 6 Uhr Morgens von Jerusalem fort. Drei Deutsche, ein englischer Arzt, der Architekt Endlicher. Maulthiere trugen unsere Zelte, waren mit vollem Geräthe und Küchenproviant versehen und sechs Beduinen folgten uns als Bedeckung.

Voran zog Mussa der Kawaß.

Wir wollen diesen Führer unserer Karawane näher betrachten. Es ist eine breitschulterige, untersetzte Gestalt, arabisch gekleidet; ein krummer Säbel hängt an seiner Linken, aus dem Gürtel funkeln Pistolen und Handschar, vorn über den Sattel gelegt ist die Flinte, um im Momente einer Gefahr, sie rasch zur Hand zu haben. Das Haupt bedeckt ein rotgelbes Tuch, dessen Enden flattern, wenn er bald der Karawane voran sprengt, oder wieder zurück reitet, um zu sehen, ob Alles beisammen und in Ordnung ist. Er reitet so den Weg zweimal, den wir einmal vollendend heiß genug empfinden. Der Kopf Mussa's ist das Interessanteste an ihm: ein rotbraunes Gesicht mit lebhaften Augen, grauem Schnurrbart, macht den Eindruck einer Gutmüthigkeit, die nicht ohne Schlauheit ist und kaum vermuten läßt, daß dieser Mann [illegible]n stets bewußter tapferer Entschlossenheit und — lächelnder [illegible]samkeit sei.

Mussa war, als Ibrahim Pascha Syrien eroberte, dessen Henker.

Jetzt ist er der treffliche Kawaß des österreichischen Generalconsulates in Jerusalem, gekannt und gefürchtet in ganz Palästina.

Als der Generalconsul eines Tages auf einer Reise, in der Ferne eine lagernde bedenkliche Beduinengruppe sah, riß sich Mussa, wie ein Blitz von der Karawane los, sprengte unter dem sich ankündigenden Rufe „Mussa Kawaß!“ an die Gruppe hin und befahl den Beduinen ihre Waffen in einem Kreise niederzulegen. Die Männer staunten über einen solchen Mut und — folgten. Mussa blieb bis die Karawane aus dem Gesichtskreise war, dann ritt er, die Beduinen grüßend, davon.

Als sich ein Dieb im Consulatsgefängnisse befand und der neue Consul nach europäisch üblicher Weise ein schriftliches Protokoll mit ihm und wie sich von selbst versteht, ohne allen Erfolg aufnahm, versprach Mussa, wenn es ihm überlassen würde, das Geständniß bald zu erlangen. Der Consul, nichts Böses ahnend, ließ den Kawaß gewähren, bis er aus dem Gefängnisse ein furchtbares Schreien vernahm. Er eilte hin und stand vor einer entsetzlichen Szene. Der Dieb hing nackt, an den Füßen fest gebunden, so daß sein Kopf fast den Boden berührte. Mussa zog einen eisernen rotglühenden Ladstock aus einem Kohlenfeuer und als der Consul voll Entsetzen ihn anschrie, erwiederte Mussa ruhig lächelnd: „Ich weis schon, wo die gestohlenen Sachen sind! Der Schuft hat gleich bekannt, als er merkte, daß ich ihn spießen wollte.“

Einen verläßigeren, anhänglicheren und so seltsam dies klingt, einen gutmüthigeren Diener hat das österreichische Generalconsulat nicht. Wenn er mit einem Kinde spielt, mit seinem Herrn oder mit Freunden umgeht, ist kaum ein gemütvollerer Mensch zu sehen. Seine Tapferkeit, sein entsetzlicher Mut sind keine Folgen einer heftigen Aufregung, sie sind auch Eigenschaften in seinem Wesen, die sich naturgemäß regen und bewegen, weil sie eben in ihm sind. Wenn er seinen Herrn in einer einfachen Situation sieht, z. B. im Wortwechsel mit einem das Gepäck zu sehr zer-

störenden Mautbeamten, so ist es eine ruhige Frage: „Herr! soll ich den Kerl erschießen?“ wie etwa ein Diener in Europa fragen würde, „Soll ich den Mann bedeuten?“ Und es bedürfte nur eines leisen Nickens und er schösse den seinem Herrn unangenehmen Menschen todt.

Graf Pizzamano hatte die Güte mir Mussa zur Begleitung zu geben, um nach Jericho, an den Jordan, zum todten Meere nach dem Kloster St. Saba, nach Hebron und Betlehem zu gehen. „Ich bin vollkommen beruhigt über Sie, wenn Sie Mussa begleitet.“ Er rechtfertigte das in ihn gesetzte vielfach erprobte Vertrauen vollkommen. Etwas Besseres kann Graf Pizzamano einem Fremden nicht erweisen, als wenn er ihm diesen Mann zum Begleiter durch das Land giebt, das Niemand besser kennt als er.

Der Weg von Jerusalem nach Jericho ist von Pilgern tausend und tausendmal geschildert worden. Wir setzten ihn, der sich durch wüste Berge zieht, am 3. Juni in einer Hitze durch, die das Quecksilber in meinem Thermometer auf 36 Grad steigerte. Nach sieben Stunden erreichten wir eine Höhe, wo ein verlassener Chan stand, der uns für eine kurze Rast Schatten giebt und wir sehen in die Jordanoase hinab; zu unserer Rechten dehnt sich blaugrün, zwischen rötlich-gelben Felsen in seiner Länge unabsehbar das todte Meer aus und ein lang gestreckter schwarzgrüner Streif, am Fuße des Gebirges bezeichnet den Lauf des Jordans, den wir noch nicht sehen.

Wir reiten die Höhe hinab und erreichen nach einer Stunde die Elisäusquelle, die Ain es Sultan. Ein Trunk frischen Wassers ist dem Wanderer durch eine Wüste die Befriedigung des höchsten Wunsches. Die Thiere wittern die Nähe der Quelle und gehen rascher, die Araber beginnen ein Lied zu singen und es geht eine freudige Bewegung durch die Karawane. Als ich Mussa fragte, was die Beduinen sängen, sagte er mir: „Dieses Volk ist verrückt und singt nur immer dieselben Worte.“

Welche Worte?

„Schnee in der Sonne! Schnee in der Sonne! Schnee in der Sonne!“

So poetisch bezeichneten die Bewohner der Wüste das Wasser.

Wir lagerten bald am Rande der schönen umgrünten Quelle. Jeder von uns ließ das kühle Wasser in seinen Becher fließen, während den Pferden und Mauleseln die Zäume abgenommen wurden und mitten in dem Bassin, das sich unter der Quelle füllt, schlürften auch sie stehend mit athmendem Behagen.

Wir waren nicht zufrieden, daß wir wieder aufbrechen und noch eine halbe Stunde nach Jericho, dem heutigen Richa reiten sollten.

„Die Moskitos," erwiederte Mussa, „würden Euch an dieser Stelle allen Schlaf rauben und Euch mörderlich stechen."

So ritten wir denn weiter durch die Jordanaue. Der Boden war eben, die Gräser verbrannt und zahlloses, einzeln stehendes dorniges Buschwerk und Bäumchen über ihr zerstreut. Die Araber nannten es Sidr; es ist auch unter dem Namen Dom bekannt und mit dem Rhamnus napoca identisch.

Um 4 Uhr nach Mittag waren wir in Jericho, wo uns unter riesigen Feigenbäumen unsere Zelte, blau und weiß entgegen schimmerten. Blau und weiß, die Nazionalfarben Juda's und des modernen Hellas!

In einiger Entfernung von unseren Zelten waren noch zwei andere aufgeschlagen, die jener beiden schweigsamen Amerikaner, welche wir auf der Fahrt von Konstantinopel nach Beyruth kennen gelernt haben und deren Einer ununterbrochen den Thomas a Kempis und der Andere „die Kunst Leder zu pressen" las. Sie sahen aus denselben Bücher, die ich wieder erkannte, gleichgültig auf, um gleich wieder ihr Lesen fortzusetzen. In einem anderen Zelte wohnten zwei englische Geistliche.

Unseren beiden Zelten nicht ferne spannte sich für uns ein drittes aus, in welchem ein jüdischer Koch unsere Küche vorbereitete.

Wir blieben im Freien unter den Feigenbäumen, wo Mussa für uns Teppiche ausbreiten ließ. Bald versammelten sich die Männer von Jericho um uns her, um uns müßig zu begaffen. Auffallend war mir die dunklere Farbe der Bewohner und eine Mahnung

an Negerbildung in ihren Gesichtszügen. Vielleicht ist eine früher stattgehabte Mischung mit Ethiopiern daran und an der schlaffen Trägheit schuld, die den Bewohnern von Jericho nachgesagt wird. Ebenso soll ihre Unsittlichkeit daran erinnern, daß sie in der Nähe der Städte Sodoma und Gomorha angesiedelt sind.

Die Beduinen, die uns begleiteten und alle, die ich schon früher gesehen hatte, machten den entschiedenen Eindruck auf mich, daß sie die wahren Stammgenossen der Juden sind. Die gebogene Nase, das spitze Kinn, überhaupt die Energielosigkeit der unteren Kinnlade, die mehr kleine und magere Gestalt, die Hast und Bewegungen der Hände, mit denen sie jede ihrer Reden begleiten, das kurze fragende Vorsichhinstrecken derselben, das einseitige Achselzucken machten mich oft glauben, daß ich mich mitten unter Juden befinde. Bis auf das eigenthümliche Schnalzen mit der Zunge, wenn sie sich wundern, der nasale Ton der Rede, das Vorwalten der Gurgeltöne in der arabischen Sprache, Alles vereinigt sich, um noch jetzt zu beweisen, daß Ismael ein Bruder Isaaks gewesen ist. Nur Eines war anders: der aufrechte energische Gang der Beduinen, ihnen hat noch kein Haß der Jahrhunderte, keine Liebe des sie umgebenden Mohammedanismus den Nacken sklavenhaft gebeugt; in ihnen geht noch das Barbarenthum der Freiheit aufrecht und, wie geistig versunken diese Bevölkerungen der Wüste sind, ihre berechtigte Menschheit ist noch nicht auf Scheiterhaufen gelegt, in Folterkammern entsetzt, im Leben noch nicht gedemüthigt worden.

Der Nachkommen Isaaks aber ist das geistige Eigenthum, ungebrochen ist das, was ewig lebt in ihm; so wie die Gestalt des Wüstenbruders, schlank und frank ist!

Ist hier nicht der Boden, auf dem eine Rose sprießt, die dürr und verholzt erscheint, die aus einem ihr unwirtlich sandigen Boden emporschlägt? Thau und Regen erquickt sie nicht, ihre Wiege wird von den Stürmen der Wüste geschwungen. Ich grüße dich Rose von Jericho! die du wieder aufblühst, wenn eine warme Hand der Liebe dich pflegt, wenn die Huld des Herrn dich be-

wässert. Du bis die Anastatika, wie dich die Wissenschaft nennt, die Blume der Auferstehung!

Ich mußte dein gedenken Volk Israels auf dem Boden, wo die Rosen von Jericho sprießen.

Als wir ausgeruht waren und die niedergehende Sonne ihre Gluten abgedämpft hatte, traten wir unsere Wanderung durch Jericho an.

Wir zählten zwölf elende Hütten, aus Lehm und Reisig, in denen zweihundert Menschen wohnen. Das ist die Palmenstadt, die paradiesische Landschaft, der Sitz der Götter, wie sie der alte Geschichtschreiber nennt. Von antiken Baudenkmalen ist außer einer zerstörten Wasserleitung, einem Stück Straße nichts mehr sichtbar. Hier in dem fast tropischen Klima, wo noch jetzt tropische Pflanzen gedeihen, trug die Palme Früchte, die sie in dem nur sechs Stunden fernen Jerusalem versagte. Hier war, durch zwei große Quellen und sorgfältig geleitetes Wasser eine Pracht der Gärten, die der Stadt den Namen der duftigen verschaffte.

Durch Feigenbaumpflanzungen gelangten wir an eine Thurmruine, die etwa 30 Fuß im quadratischen Umfange und 40 Fuß Höhe hat. Der Bau ist entschieden sarazenischen Ursprungs, wird aber als das Haus des Zachäus bezeichnet. Wir gingen durch einen kleinen Vorhof, eine steinerne Treppe empor, und gelangten auf die Terrasse, wo uns unter einem aus dürren Zweigen bestehenden, von vier Pfählen gehaltenen Dache der Aga der türkischen Besatzung freundlich empfing. Es wurden Teppiche für uns ausgebreitet, dann Tschibuk und Kaffee gereicht. Der Aga war von seinen Soldaten umgeben, Männer in albanesischer Tracht, er selbst als türkischer Offizier in blauem Waffenrock und rotem Feß. Er fragte uns um den Frieden, über seine Bedingungen und „ob der russische Wolf jetzt seinen Hunger verloren haben wird?“

Von der Terrasse aus, die mit einer niedrigen, mit Schießscharten versehenen Brustwehr umgeben ist, sahen wir dem präch-

tigen Sonnenuntergange zu und kehrten wieder an unsere Zelte zurück.

Nicht fern von ihnen war eine bewegte lärmende Szene. Mehrere Männer hatten der Heerde eines feindlichen Beduinenstammes einen Ochsen geraubt, den sie im Triumpfe nach Jericho brachten.

Die Bevölkerung war voll Jubel und versammelt, um ihren Antheil an der Beute zu nehmen. Die Männer schnitten dem Thiere mit langen Messern auf ein gegebenes Zeichen die Sehnen durch, so daß es stürzte, dann erst schnitt Einer von ihnen dem Thiere den Hals durch. Das Abziehen des Felles, das Ausweiden und Zerhacken dauerte nicht fünfzehn Minuten und dann bekam jeder männliche Bewohner Jericho's sein Antheil.

Während all dies geschah, fing der Schech von Jericho, der von drei Beduinen umgeben war, durch Mussa ein Gespräch mit mir an.

„Hat man Dir nicht auch gesagt, daß es unsicher sei, an den Jordan zu reisen.“

Man rühmte mir die Tapferkeit der Männer vom Jordan.

„Wenn Du den Tribut zahlst, so kannst Du vollkommen sicher reisen.“

Wir haben ihn schon unserm Führer gegeben.

„Aber uns Männern von Jericho noch nicht. Wir geleiten Dich morgen.“

Mussa befriedigte ihn für uns Alle mit einem Napoleond'or. Als ich den messingenen Siegelring des Schechs, in welchen sein Name eingeschnitten war, gegen einen broncenen mit böhmischen Steinen besetzten, den ich an den Finger gesteckt hatte, einzutauschen ihn antragen ließ, war er sogleich bereit dazu. Auffallend war mir, daß er an den Ring roch und ihn auch zum Daranriechen den Beduinen hinreichte.

Mussa sagte mir: „Dieses Volk erkennt mit dem Geruche, was echtes Metall ist.“

Einige verschleierte, entsetzlich schmutzige Weiber, die noch

zwei ähnliche Ringe an meinen Fingern funkeln sahen, ließen mich um dieselben bitten. Ich versprach ihnen, wie den Frauen in Baalbek, Kopfschmuck und holte solchen aus meinem Reisesacke. Ich wählte diesen, weil ich die Frauen sehen wollte, indem ich darauf bestand, ihnen den Schmuck so in die Haare zu thun, wie ihn die Frauen in meiner Heimat tragen.

Ich bestand auf meiner Forderung, da redete der Schech ihnen zu, sich nur zu entschleiern, denn der Effendi sei edel und meine es ehrbar mit ihnen.

Warum waren diese Weiber von Jericho nicht standhafter? Warum hingen sie nicht treuer am Gesetze ihres Profeten? Zigeunerhaft braune Köpfe mit breiten Nasen, wie es schien, noch nie gekämmten Haaren, gafften mich mit großen schwarzen Augen an. Hals und Hände, die nichts von dem Balsam hatten, welcher der Stadt im Alterthume den Namen der wohlduftenden gegeben hat, waren rothbraun und schwielig. Ich gab ihnen rasch den versprochenen Schmuck, den sie ohne Dank annahmen und gingen.

Der Koch lud uns unter das Zelt zum Speisen; er war ein Künstler aus der Gemeinde der Sephardim und wir seine dankbaren Bewunderer.

Ich lud den Schech von Jericho an unsern Tisch, nicht ohne Absicht, von ihm über den Balsambaum etwas zu erfahren und Rosen von Jericho zu erhalten. Von dem Baume, dessen Balsam schon Alexander dem Großen täglich in einer vollen Muschel gebracht wurde, mit dem Pompejus seinen Triumpfzug schmückte, wußte er nichts; er ist wie die Palmenstadt verschwunden. Anders aber ist es mit den Rosen von Jericho, die haben weder im Alterthume daselbst geblüht, noch sind sie jetzt um Jericho zu finden.

Kein Botaniker hat dieses Wüstengewächs, das wohl in Sandebenen des südlichen Palästina's und Arabiens und am Fuße des Sinai heimisch ist, hier jemals gefunden. Es scheint, daß eine Stelle in Jesus Sirach den Irrthum veranlaßt hat: „Ich bin aufgewachsen wie ein Palmbaum am Wasser, und wie die Rosenstöcke, die man zu Jericho erziehet.“ Die hundertblätterige

Rose gedeiht noch im Boden von Jericho, wenn auch die Palme längst aus ihm entwurzelt ist.

Während wir zu Tische saßen, war es tiefe Nacht geworden. Vor unseren Zelten lagen die Thiere, Waffen und Reitzeuge hingen in den Aesten, die Beduinen saßen plaudernd neben ihren langen, in den Boden gestoßenen Lanzen. Der Himmel hatte flackernde, größere und nähere Sterne, als wir sie im Abendlande zu sehen gewohnt sind.

Plötzlich erscholl von der Richtung der Hütten her ein wildes Singen, ein trillerndes Heulen, dazwischen ein Zusammenschlagen von Metallen. Als wir Mussa erschreckt fragten, was es sei, theilte er uns mit, daß er Kämpfer und Tänzerinnen bestellt habe, die uns ein schönes Schauspiel aufführen würden.

Der barbarische Gesang näherte sich und wir sahen endlich fünf Weiber in langen dunkelblauen Hemden mit geschlitzten, bis an die Knöchel spitz zulaufenden Aermeln. Die Gesichter braun, wie die von Zigeunerinnen, die Augen geschminkt, die Lippen, aus denen weißblanke Zähne funkeln, blau tättowirt, die Brüste frei, das Haupt mit einem nach rückwärts fallenden Schleier bedeckt.

Die Männer, zehn an der Zahl, das Haupt mit einem Beduinentuche umhüllt, Arme und Beine nackt, der Leib in eine weite Hose und Jacke gehüllt, sind fast milderen Aussehens als die Weiber. Sie haben ein Bündel Holz gebracht, auf dem Vorplatze unserer Zelte hingelegt und angezündet. Das frisch gebrochene Holz dampft und raucht und beizt uns die Augen, die wir in einem Halbkreise uns auf Teppichen lagernd, das Seltsame, das sich uns darstellen soll, fast nicht mehr erwarten, denn das, was wir sehen, ist schon fremd genug und wild und fantastisch.

Vier von den Weibern faßten sich an den Händen, einen Kreis um das Feuer bildend und sich langsam bewegend. Uns näher und außerhalb dieses Kreises fängt das fünfte der Weiber einen seltsamen Tanz an, nach dem Takte eines Gesanges, den ihre vier Genossinnen singen. Die Tänzerin hält ein schmales langes Tuch in der Hand, das sie wie einen Reif bald nach vorn, bald nach

rückwärts über den Kopf schwingt; dann läßt sie dieses Tuch fallen und hebt und bewegt die Arme, daß die weiten langen Aermel wie dunkle Fittige die Gestalt umflattern. Sie bewegt sich nach vor- und rückwärts und dreht sich um sich selbst, was sie jedesmal mit jenen entsetzlichen Trillern begleitet, die durch ein rasches Bewegen der Zunge, während heftigen Schreiens hervorgebracht werden. Diese Triller werden von den vier um das Feuer kreisenden Hexen begleitet, bis sie wieder die monotone Singweise beginnen, welche den pantomimischen Tanz begleitet. Die Worte, die sie singen, sind nur zwei, sie wiederholen sich fort und fort: „Gute Ankunft!“ — „Gute Gesundheit!“

So tanzten, kreisten, sangen und johlten sie, mitten in dem Rauche der unablässig von den Männern geschürten Flammen, eine halbe Stunde lang. Die Kleider, was sie sonst zu thun pflegen, wenn sie just nicht auf einem offenen Platze tanzen, warfen sie nicht ab und nichts war in ihren Bewegungen so abscheulich, wie ich es später von den Almeen in Egypten zu sehen bekam.

Die Weiber sanken endlich zu Boden und es traten die Männer vor.

Sie stellten sich, ohne sich zu berühren, nahe an einander, jeder mit einem langen, blanken Messer, ihnen gegenüber, ebenso bewaffnet, ein einzelner Mann. Jene fingen, um ihn zu verhöhnen, einen fortgesetzten Ruf an: „Cheb! Cheb! Cheb!“ Er blieb Anfangs ruhig und schwang gleichgültig sein Messer. Die Männer drängten jetzt an einander, indem sie sich an die Schultern lehnten, den Rücken neigten und mit dem Rufe „Cheb!“ vordrangen, so daß der Verhöhnte nach rückwärts schreiten mußte. Plötzlich aber, seine Ruhe und sein Zurückweichen schienen nur Täuschung über seinen Mut zu sein, sprang er vor und schlug klirrend mit seinem Messer an die der Gegner, so daß Funken sprangen und es gab ein heftiges Klirren, wenn er bald mit dem Einen kämpfte, bald solche Bewegungen machte, daß er, wie mit einer Sichel, die Messer Aller umhieb. Der Kampf wurde immer leidenschaftlicher, die Weiber standen auf und hoben einen wilden Gesang an, der mit jenen wunderlichen, entsetzlichen Trillern das

Klirren der Messer, das fortgesetzte „Cheb! Cheb! Cheb!" der Männer begleitete.

Es währte eine Stunde lang. Das Feuer war verloschen, wir gaben den Kämpfern eine Flasche Raki und den Weibern zwei Silberthaler und hörten sie noch lange, indem sie abzogen, durch die schwüle Nacht singen.

Zum Jordan.

Gegen mosaisches Gebot. — Zwölf Steine. — Wüste und Garten. — Bad. — Todtenhemde. — Die Beduinen.

Um halb fünf Uhr Morgens waren unsere Zelte abgebrochen, die Thiere gesattelt und wir bereit, an den Jordan zu reiten. Wir durchzogen größere und kleinere Tennen, wo Getreide aufgespeichert lag und von Ochsen ausgetreten wurde, deren Mäuler, entgegen dem mosaischen Gebote mit Leinwandlappen zugebunden waren.

Eine halbe Stunde hinter Jericho sind zerstörte Grundmauern sichtbar und liegen einzelne große behauene Steine umher, sie sind als die Ueberreste von Gilgal erkannt worden. Im 8. Jahrhunderte verehrten hier noch Pilger die an eine Kirche angelehnten zwölf Steine, welche Josua aus dem Jordan genommen hatte und von denen die Samaritaner glauben, daß sie unter ihrem Opferplatze auf dem Garizim vergraben liegen.

Wir reiten durch kahle Flächen, die mäßigen Anhöhen und Felsen schieben sich, häufig fast viereckig wie Unterbaue von Kastellen und Thürmen in die sandige Ebene vor. Zuweilen sprengt einer von unseren Beduinen diese Anhöhen empor, um auszublicken, ob kein Ueberfall zu fürchten sei. Wenn er ruhig auf dem Plateau eines solchen Hügels hält, erscheint er in der Ferne wie eine Reiterstatue.

Erst dem Strome schon nahe, erblickt man seine grünen, fast waldigen Ufer und wieder ist ein schönes Pilgerziel, nach dem die Fantasie oft im Leben sehnsuchtsvoll ihre Schwingen dehnte, erreicht.

Dies also der heilige Strom, an den wir durch ein Ufer dringen, auf dem haushohes Schilf, Tamarisken, Pappeln und Weiden in frischester Grüne wachsen und duftigen Schatten geben. Man irrt wie durch einen verwilderten Park, Zweige auseinander biegend, Gebüsch umgehend und der Pilger fühlt sich von einem unsagbaren Wohlbehagen durchdrungen, wie er seit lange nicht empfunden und die Legenden und Geschichten, die in Jahrtausende zurückreichen, erhöhen seine Stimmung mit einem Gefühle, das aus Wehmut und Entzücken zusammengesetzt, sein ganzes übriges Leben nachklingen wird.

Der Strom ist nicht breit, kaum wie die Tiber in Rom, er rauscht an der Stelle, wo wir baden werden, fast reißend nach abwärts, seine Wellen sind gelblich.

Es macht einen traurigen Eindruck, wenn man das einst gelobte Land durchwandert, seine nackten Felsen, seine einsamen Thäler von der Sonne bis zur Unfruchtbarkeit versengt sieht; wenn man dagegen die Schilderungen der Bibel und der Profeten liest, welche überströmen von Entzücken über all die grüne Pracht und gesegnete Ueppigkeit des Landes.

Das Land ist entvölkert, das Barbarenthum herrscht in ihm seit vielen, vielen Jahrhunderten; aber kaum war es trotz der günstigsten Verhältnisse jemals so, wie der Leser der Bibel und der Profeten es sich vorstellt.

Das Klima, wenn fast Alles wechselte, ist dasselbe geblieben, die Formazion der Berge hat sich nicht verwandelt. Eine Hauptbedingung des Wachsthums, die Quellen und die Leitung der Wasser ist freilich verschwunden. Doch kann dieses Land mit seiner, der tropischen sich nähernden Glut, niemals den Anblick eines grünenden Gartens, einer frischen Landschaft gewährt haben.

Einem Volke aber, das lange in der Wüste gelebt hat, dem Kundschafter saftigkühle Trauben dahinbringen, das aus den trost-

losen Einsamkeiten plötzlich an einen frisch hinströmenden Fluß, dessen Wasser süß und wohlschmeckend ist, in die Oase von Jericho gelangt, ihm muß Alles weit üppiger und glanzvoller erscheinen, als dem an einen solchen Anblick gewöhnten Menschen.

Noch jetzt, wenn man die Dichter des Morgenlandes liest, kann man dieselben poetischen Entzückungen vernehmen, die sie ergreifen, wenn sie von einer Quelle, von dem sie umgebenden Grün, von dem Schatten der Bäume sprechen.

Wie oft schilderten mir meine Führer die Freude, die wir empfinden werden, wenn wir die bestimmte Stelle der Mittagrast erreichen würden. „Dort wirst Du im glücklichen Schatten eines Gartens ruhen!" pflegten sie zu sagen und als wir hinkamen, waren es oft drei, vier Oelbäume, die aus nackten Felsen wuchsen.

Mussa mahnte uns rasch ein Bad zu nehmen, denn das zu lange Weilen am Strome sei immer bedenklich, weil die Ueberfälle häufig in dem Momente zu geschehen pflegen, wo Kleider und Waffen am Ufer liegen und die Pilger, wehrlos nackt im Strome stehen.

In früheren Jahrhunderten warfen die Pilger, namentlich die aus Egypten kamen, Balsam und Gewürze in den Strom, ein Priester weihte ihn, ehe sie ihn betraten und noch heut zu Tage bewahren die griechischen Pilger das Hemd, in dem sie baden, auf, um sich in ihm begraben zu lassen.

Tauchen nicht die alten heidnischen Nilverehrungen an diesem Strome auf?

Wer nie durch die Wüste ritt, er spreche nicht von der Erquickung eines Bades, nie von dem Labsal eines frischen Trunkes, nie von der Kühle eines Schattens.

Es war uns ein Schmerz, dem fortgesetzten Drängen Mussa's zu folgen; wir stiegen ans Ufer und fanden ein treffliches Frühstück vorbereitet. Ich füllte noch einige Blechflaschen mit Wasser und schnitt, in Erinnerung der zwölf Stämme Israels, zwölf Weidenstäbe ab, die ich mit Griffen aus Holz vom Oelberge versehen ließ und in die Heimat brachte.

Es dürfte, ehe wir vom Jordan scheiden, hier die Stelle sein, um über die Stämme der Beduinen, die an seinen Ufern wohnen, ein Wort zu sagen: Die Bedawin, wie sie sich selbst nennen, sind Araber, fanatischer als die Moslem, wiewohl sie kaum das Gebet kennen, nur die Beschneidung und Fasten beobachten. Unter ihnen leben heilige Männer, Fakire, die allein etwas vom Koran wissen. Die Bejahung gilt nur dann unter ihnen, wenn sie derselben einen Fluch folgen lassen. Sie halten sich königlicher Abkunft und erkennen selbst die Blutverwandtschaft mit den in den Städten wohnenden Moslem nicht an. Auf den Bergen frei, wild und unabhängig wohnend, ziehen sie zur Regenzeit in das wärmere Jordanthal; neun Stämme am östlichen, acht am westlichen Ufer; jene sind die Söhne von Edom, diese von Moab. Seitdem einige Männer der östlichen Brüder sich mit ihren Weibern vor der Verfolgung der syrischen Regierung zu den westlichen flüchteten und von ihnen geplündert wurden, herrscht Blutrache zwischn ihnen. Von den westlichen Beduinen baut ein Stamm den Acker und wird von den frei umherziehenden Brüdern verachtet. Wann wird die Kultur in diese Bevölker ngen dringen, aber auch ihrer Freiheit ein Ende machen?

Wir saßen wieder zu Pferde und mit dem Strome gehend, der durch einen immer flacher werdenden welligen Boden hinzieht, und der ein leichtes Gefälle hat, erreichten wir nach einer Stunde seinen zweiarmigen Ausfluß in das todte Meer. Das Ufer ist schon eine bedeutende Strecke vor seiner Mündung völlig kahl.

Das todte Meer.

Fabeleien. — Versteinerte Bäume. — Sodomsäpfel. — Begegnung. — Moses' Grab. — St. Saba. — Ida Pfeifer. — Herzogin von Brabant.

Der zwanzig Stunden lange See, den die Araber Birket Lut, das Meer Lots nennen, lag blau wie der Himmel vor uns, eingegrenzt von rötlich gelben, nakten Felsen, die bis zu 3000 Fuß ansteigend in der ersten Frühlingszeit theilweise grün beklei-det sind und durch ihre kühnen Umrisse einen angenehmen Ein-druck hervorrufen. Das Ende des See's ist auch durch das Fern-rohr dem Auge nicht erreichbar, weil dasselbe von der Halbinsel Mezraah im Süden verdeckt ist. Die größte Breite beträgt 4—5 Stunden.

Es liegen am Ufer hin geschwärzte Kalksteine, darunter auch Feuersteine. Vulkanisches Gestein habe ich, wenigstens an der Stelle, wo wir uns befanden, nicht gefunden; da und dort aber ausgespülten Asfalt.

Wir nahmen ein Bad, doch wurde mir die Freude nicht zu theil, das Vergnügen des Schwimmens zu haben, ohne dessen kundig zu sein. Zwei meiner Begleiter, beide gute Schwimmer, nahmen mich in ihre Mitte; ich legte mich aufs Wasser, wurde aber nur durch sie gehalten. Wenn sie mich einen Moment frei ließen, sank ich unter die Oberfläche. Die beiden Herren ver-sicherten mich, daß sie das Wasser mehr als das eines Teiches

oder Flusses trage; welche Erscheinung leicht durch das größere spezifische Gewicht, als jenes des mittelländischen Meeres, erklärlich ist; daher auch keine Fische in dem See fortkommen. Daß aber Vögel, hinfliegend über dem Wasser, betäubt und todt in dasselbe fallen ist eine Fabel. Wir sahen selbst deren über den Spiegel hinfliegen. Das Wasser befühlt sich ölig, prickelt auf der Haut und hat einen bitteren brennenden Geschmack.

Nebst den zahllosen, verschieden farbigen, meist flach und nierenförmigen Steinen des Ufers fielen uns klafterlange, weiß glänzende Stellen auf, die wie gefrorene Wasserlachen, oder Schneewehungen aussahen. Es war zu Tage liegendes Salz.

Eine auffallende Erscheinung waren uns ziemlich dicke umherliegende Baumstämme, deren Aeste mit einer Salzkruste überzogen sind, die fast versteinert und kaum loszulösen ist. Wenn auch nicht so alt, wie der versteinerte Wald, den wir in der Libischen Wüste gesehen haben, scheinen diese Stämme vielleicht in eine Zeit zurückzureichen, wo die jetzt kahlen Berge bewaldet waren.

Es dürfte hier der Platz sein, um auch ein Wort von den Sodomsäpfeln zu sagen, die von außen so schön und innen Asche sind.

Diese werden bis jetzt nur am Südende des Salzsee's auf 12—15 Fuß hohen Stämmen gesehen, sie hängen wie kleine Apfelsinen rötlich gelb, zwei bis drei nebeneinander. Sie sind weich, die Schale platzt leicht und sie zeigen im Innern eine seidenartige Wolle, welche die Saamenkapseln umspinnt. Sie sind saft- und fleischlos und mögen dadurch, daß sie dem Wanderer weder Nahrung noch Erfrischung geben zu der poetischen Fikzion, voll Asche zu sein, Anlaß gegeben haben. Die Araber nennen diese Frucht Oescher und ziehen aus der Rinde des Baumes einen milchartigen süßen Saft, den sie Unfruchtbaren zu trinken geben.

Es ist nicht sicher gestellt, daß diese Frucht die von Josephus und Tacitus besonders, als mit Asche gefüllt, beschrieben ist, wirklich der Sodomsapfel sei. Neuere wollen sie in einer verkohlt aussehenden Frucht einer Akazienart erkennen, die sie als Logonychium Stephanarium bezeichnen.

Interessant in dieser Beziehung ist auch ein in der Umgebung von Jericho vorkommender Strauch Leimun Lut, die Limone Lots, die gelbliche, einen Zoll dicke Beeren trägt. Einst waren sie, erzählen die Araber, groß wie Limonen, als aber das Volk von Sodoma und Gomorrha sündenhaft und verbrecherisch wurde, hat der Herr den Baum zu einem Strauche mit kleinen bittern Beeren verflucht. Auch diese Frucht wurde für den Sodomsapfel gehalten, weil es häufig vorkommt, daß eine Blattwespe sich einbohrt, das Mark, während das Aeußere der Beere schön bleibt, aufzehrt, sodaß sie zerdrückt nur Staub enthält.

Wir brachen nach einer Stunde wieder auf und ritten kahle Berge hinan, sandige Schluchten durch, in eine entsetzliche öde Wüste, welche die Sonne in ein Glutmeer umwandelte. Wir verloren den See aus den Augen und kamen an eine große Zisterne, die tief, grün brackiges Wasser zeigte. Ein Beduine entkleidete sich vollständig und ließ sich an einem Stricke hinab, um uns in einem ledernen Schlauche Wasser heraufzubringen. Der Mann stand unten bis an die Brust im Wasser und schöpfte. Wir vermischten den warmen Brei mit Rhum, um nur den Ekel zu überwinden und die am Gaumen klebende Zunge zu befreien. Vergebens! Wir theilten eine einzige in unserm Vorrate übrig gebliebene Pomeranze und tranken Rhum, um vor Glut und Ermattung nicht vom Pferde zu sinken. Unerwartet kam uns Erfrischung zu.

Begegnung.

Bin im heißen Wüstensand
Einem Mann begegnet,
Der, zur Brust gelegt die Hand,
Grüßend mich gesegnet.

Die Profetenabkunft ließ
Grün sein Turban merken,
Und aus seinem Schlauche hieß
Er mich, frisch zu stärken.

Für so gastlich schöne Art
Reicht ich ihm vom Sattel,
Die ich für den Weg gespart
Eine süße Dattel.

„Eh wir scheiden, sprich zuvor
Welches Ziel ist Deines?"
Und er sprach: „Weis ich's, Du Thor!
Gott bestimmt mir meines."

Einer hin, der Andre her
Zogen wir jetzt weiter —
Und noch viel im Wüstenmeer
Dacht ich an den Reiter.

Es ist kein Vergnügen, im Oriente zu reisen, vielmehr eine Arbeit und die erhabenen und unvergeßlichen Szenen werden mit Anstrengung und Gefahr erkauft. Nicht die Menschen bringen sie, es wurde mir nur Freundliches, im äußersten Falle nur Gleichgültigkeit erwiesen, aber das Klima, die ungewohnten Speisen, das Anstrengende des Reisens zu Pferde und zu Kameele fordern eine andauernde Widerstandskraft, etwas vom Organismus, was man eisern nennt.

Wenn man oft tagelange Anstrengung überwunden hat, die noch durch die Arbeit eines gerne beobachtenden Geistes erhöht werden, so wirken die Erscheinungen, die Bilder und ewigen Monumente, zu denen und um derentwillen man pilgert, weit weniger, als sie es müßten, wenn man sie frisch und munter erreichen könnte.

Man sinkt aus dem Sattel, in den Sand und meint oft nicht mehr weiter reisen zu können.

Fast gleichgültig sah ich so, zur Linken unseres Wüstenzuges über einer Hochebene den Berg des Nebi Musa, wo ein weiß blinkendes Minaret, neben einer Moschee, die kastellartig gebaut ist, das Grab des Profeten Moses ist, zu dem die Mohammedaner wallfahrten.

Keine Stelle ist in der Bibel genauer bezeichnet, als der Sterbeort Moses' und das Grab Rahels und doch zeigt die mo-

hammedanische Ueberlieferung einen anderen Platz und hält ihn mehr denn ein Jahrtausend heilig.

Schön ist die Legende der Rabbinen, daß Moses durch einen Kuß gestorben sei; eben so schön die der Araber:

Als die Zeit kam, daß Moses sterben sollte und er eines Tages mit Josua sich im Felde erging, kamen sie an eine Stelle, wo ein Mann ein Grab grub. Der Profet, den die moslemitische Legende als neugierig schildert, fragte sogleich:

„Für wen bereitest Du das Grab?“

Komm zu mir herab und ich will es Dir vertrauen.

Moses stieg hinab und sogleich wölbte sich das Grab über ihm zusammen. Es war der Todesengel, der den Profeten nicht grauenhaft nahen darf, der ihn in das Grab lockte und ihm unbewußt die Seele entführte.

Josua kehrte in das Lager zurück und berichtete dem Volke, was geschehen ist. Dieses glaubte ihm aber nicht und eilte wehklagend hinaus und öffnete das Grab. Da lag nur das Herz des Profeten darin und dem Volke wurde klar, daß sein Gefühl und sein Geist unter ihnen geblieben sei und sie hörten zu weinen und zu klagen auf.

Wir langten nach Stunden am Kidronbette an, das völlig vertrocknet war und sahen, wie eine mittelalterliche Veste, das Kloster St. Saba vor uns. Von Bergen und tiefen Schluchten umschlossen, ragt es einsam empor und sperrt sich mit seinen 40 griechischen Mönchen für alle Welt ab. Mussa klopfte, als wir vor dem Kloster angelangt waren, an das schwere eiserne Thor, in der Höhe über demselben öffnete sich ein eiserner Flügel vor einem Fenster, ein Korb wurde herabgelassen. In diesen legte Mussa unsern Empfehlungsbrief vom griechischen Patriarchen in Jerusalem und nach längerem Harren wurde uns die Pforte aufgethan.

Es wäre schwer, die innern Räume zu schildern, um von dem fantastischen Baue einen klaren Begriff zu geben. Eine poetische Bauwildniß wäre vielleicht der bezeichnendste Ausdruck für das, was die Fantasie eines träumenden Baumeisters hier geschaffen hat.

Wir fanden die gastfreundlichste Aufnahme, vortreffliche Betten und Alles, mit Ausnahme von Fleisch, was nötig war, um von unserem Koch ein erquickendes Mahl bereiten lassen zu können.

Vor Tische sahen wir alle Räume des Klosters, es war eine Reise, Treppen auf, Treppen ab, durch Hallen und Bogengänge, über Terrassen und Zinnen, durch Kirchen, Zellen und Säle.

Wir sahen dem Sonnenuntergange von der höchsten Terrasse zu und im letzten Schimmer die Zinnen eines einige 100 Schritte fernen Thurmes leuchten. Die kleine eiserne Pforte zu ihm kann nur auf einer hohen Leiter erreicht werden. In diesem Thurme werden weibliche Pilger beherbergt; in ihm wohnten zwei bekannte Oesterreicherinnen: vor 16 Jahren die Weltpilgerin Ida Pfeifer, vor 3 Jahren die Herzogin von Brabant.

Bethlehem.

Biblische Gruppen. — Tandelmarkt im Kloster. — Talent zur Plastik. — Trost der Frauen. — Teiche Salomo's. — Bethsur.

Wir brachen des Morgens um 4 Uhr auf und verließen das gastfreundliche Kloster; nach einer halben Stunde ragten nur noch zwei Thürme aus der Kluft empor und schimmerte ein Stück des todten Meeres. Bald waren auch dieses verschwunden und aus der Wüste heraustretend, gelangten wir zwischen bebaute Felder, aus denen steinerne Vogelscheuchen hervorragten. Wir kamen an zwei kleinen Beduinenlagern vorüber; jedes hatte an zehn schwarze, zerrissene Zelte, vor denen einige Pferde weideten. Männer und Frauen beachteten uns kaum, einige Kinder kamen bettelnd an unsern Weg heran, indem sie uns laues Wasser zum Trinken anboten. Sie liefen, mit kleinen Münzen beschenkt, jubelnd zu den Zelten zurück. Der Eindruck eines solchen Beduinenlagers ist fast derselbe, wie einer Zigeunerbande in den Pußten Ungarns.

Da und dort in den Feldern waren Weiber beschäftigt, die Aehren der Weizenernte einzusammeln; begegneten uns einzelne Hirten mit kleinen Ziegen- oder Schafheerden. Zuweilen ziehen Kameele, auf denen Frauen sitzen, die sich rasch verschleiern, an uns vorüber. Es ist begreiflich, daß die Fantasie auf dieser Szene die Urgestalten der Bibel noch sich bewegen sieht: die heerdentreibenden Erzväter, Eleazar, der seinem Herrn die Braut zuführt, die Aehrensammlerin Rut.

Nach dreistündigem Ritte erreichten wir Betlehem und zogen durch die kleine, schöne Stadt, bis zum Kloster, in welchem wir sehr freundliche Aufnahme fanden und mit einem trefflichen Frühstück bewirtet wurden. Auffallend waren mir im Speisesaale zwei Portraits, die einzigen im ganzen Kloster: Robert Dangian, (Anjou?) und seine Gemalin.

Nach dem Frühmahle wurden wir an alle, den Christen heiligsten Orte geführt; sie sind in jeder Reisebeschreibung geschildert, mir bleibt nur, bei dem unglaublichen Hasse der christlichen Sekten, welche sich hier wie in der Grabkirche in Jerusalem anfeinden und bekämpfen, zu bemerken, daß ich selbst mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und behandelt wurde; fast schien es mir mit noch größerer als meine Reisegefährten.

Unangenehm war es uns in den Vorhallen und Gängen der historisch heiligen Orte von Betlehemiten angefallen zu werden, die sich untereinander stoßend und wegdrängend, uns aus Perlmutter und Olivenholz gearbeitete Kränze, Bilder, Kreuze u. dgl. mit der impertinentesten Zudringlichkeit anboten. Ich meinte die widerlichen Szenen des ehemaligen jüdischen Tändelmarktes zu Prag wiederzusehen, nur daß diese an keinem Orte stattfanden, welcher der Andacht und Betrachtung gewidmet war.

Fast vor jedem Hause sahen wir Splitter von Perlmutter glänzen. Die meisten Betlehemiten leben von dem Verfertigen frommer Pilgerspenden. Nichts wäre wünschenswerther, als daß ein tüchtiger Zeichnenlehrer an der Klosterschule angestellt wäre, welcher die, wie es scheint natürliche Anlage der Betlehemiten zu plastischen Arbeiten, bedeutend fördern könnte. Es ist zum Staunen, was diese Autodidakten an schönem Schnitzwerk leisten.

Als wir durch das Städtchen, das in einer Olivenwaldung auf anmutiger Höhe liegt, ritten, fiel uns die Tracht der Frauen auf, alle trugen einen roten Rock, ein blaues Oberkleid, oder einen blauen Rock und ein rotes Oberkleid, während vom Kopfe ein weißer Schleier niederfiel. Die Betlehemiten sind wegen ihrer schöneren Gesichtsbildung und geistigeren Anlagen geachtet.

Wir sprachen schon in Nazaret davon, wo die Kirchenbildmaler ihre Studien machen sollten. Ein ächter Historiker kehrt immer wieder zu den Urtexten zurück; der Maler sollte die Originalgestalten aufsuchen und nach der Natur zeichnen, statt ein gedankenloser Nachahmer der Byzantiner, oder der alten Italiäner zu sein.

Durch schöne Oelbaumpflanzungen, eben gemähte Weizenfelder, in denen häufig Feigenbäume wachsen, zwischen durch mit grünem Strauchwerk und duftendem Lawendel bewachsenen Anhöhen, gelangten wir um 9 Uhr an ein verlassenes mittelalterliches Castell, Kasr el Burak, wo wir Halt machten. Ein tiefer, frischer Brunnen und noch eine versunkene Quelle, in der man die „gesiegelte“ des hohen Liedes erkennen will, speist hier die drei großen viereckigen, in Terrassen abfallenden Teiche Salomo's. Aus diesen, die in den Felsen geschnitten und mit gewaltigen, gemeißelten Steinen eingemauert sind, führt noch heut zu Tage eine Leitung Wasser nach Jerusalem, das ich in der Moschee vor der Wohnung des Kadi in einem marmornen Bassin zu Tage treten sah. Tief in einer Schlucht, zur Seite der Wasserleitung liegt eine prächtig grüne Oase mitten zwischen unfruchtbaren Felsen; sie führt seit undenklichen Zeiten den Namen: Die Gärten Salomo's.

Wir badeten im obersten und kleinsten Teiche, ruhten dann im Schatten der Castellmauern während der Mittagshitze und zogen bei einem angenehm uns entgegenwehenden Windhauche, der gegen ein Uhr erwachte, weiter.

Wir kamen durch anmutige Thäler, zwischen schön geschwungenen Anhöhen, auf denen Krüppeleichen und Erdbeersträuche häufig wachsen, zu einem Brunnen, wo ein antiker steinerner Trog lag, an dem Weiber blaue Hemden wuschen, indem sie dieselben eintunkten und mit flachen Steinen klopften. Ueber diesen Brunnen, eine Anhöhe empor ziehen sich Ueberreste eines einst befestigten Platzes, den uns die Weiber ed Dirweb nannten. Diesen Ruinen gegenüber liegt auf einer Anhöhe ein Thurm, dessen kolossale Unterbaue uralt sind. Neueste Forschung hat in den umhergestreuten Trümmern die alte Veste Bethsur erkannt und fast außer allen Zweifel gestellt.

Es kamen zwei große Ziegenheerden, darunter schwarze, weiße und gesprenkelte Thiere, von vier Hirten getrieben, ein Greis mit zwei beladenen Kameelen. Die Weiber schöpften sogleich mit einem ledernen Schlauche Wasser, gaben den Männern zu trinken und füllten dann den Trog mit Wasser für die Thiere. Um das biblische Bild zu vollenden, holte ich aus meinem Reisesacke zwei Armringe und schenkte sie den beiden Frauen. Sie waren freudig überrascht und fragten Mussa: „Welches gesegnete Land hat den gnadenreichen Herrn geboren?"

Um 6 Uhr Abend erreichten wir Hebron.

Hebron.

Zelte und Grabsteine. — Aerztliches. — Huhn und Weihrauch. — Wein. — Glasfabrikation. — Nachtszene.

Kein Anblick wirkt lieblicher, als der von Hebron, wenn man durch die Wüste gewandert ist und sein gesegnetes Thal, seine sanft geschwungenen Höhen erreicht. Die Hügel sind mit Weinreben bepflanzt, aus denen noch, wie sie vom liebeseligen Dichter im Hohenliede geschildert werden, die Wächterhäuschen wie kleine Wartthürme emporragen. Feigen- und Olivenbäume grenzen die Weingärten ein und erheben sich in ihnen mit ihrem dunklen und silbergrauen Grün. Wir ziehen auf steinigtem Boden zwischen ihnen hin und erreichen in einem eingeengten Thale, das sich weiter hin mehr breitet, die Stadt, die sich in ihm selbst und einen Abhang herab steinern und kuppelhaft baut. Aus der Mitte ragt die schön gewölbte Kuppel der Moschee empor, unter ihr ruhen die Patriarchen.

Hinliegende Steinblöcke lassen annehmen, daß wir durch das einstige Thor reiten, um in die jetzt mauerlose Stadt zu gelangen. Wir ritten durch dieselbe und kamen auf einen sanft abhängenden Platz, wo uns unsere Zelte hell und gastlich entgegenglänzten. Rings umher waren Gräbermonumente. Eine seltsame Nachtherberge für Wanderer durch die Wüste! Und er fragt allenfalls: Warum noch weiter ziehen? Wärest du nicht o Herz bereit, gleich hier auszuruhen? Was willst du noch? Hast du nicht genug an den Träumen, die du deine Welt nanntest? Hast du

nicht Alles schon erlebt? Wiederholung nur ist das Leben, das dir noch zukommen wird. Nirgend aber mag es sich leichter sterben, als in der Wüste, wo der Wind die Gräber aufwühlt und sie wieder zudeckt, und wo sie keine Thräne des Wanderers hervorlocken, weil er es nicht weiß, ob er über einem Menschenherzen pilgert. Keine Blume, kein Thau, keine Thräne! So ist es recht. Wozu dieser weichstimmende Todtendienst, der den Menschen demüthigt, der seine Thatkraft schwächt. Sterben und vergessen sein, wie es auch schmerzt, es ist das Beste, das der Mensch erreicht. Das Höchste aber ist es mythisch zu werden, nur die Mythe gewährt, was wir so nennen: Unsterblichkeit!

Wir lagerten uns vor den Zelten. Zu unserer Linken an der östlichen Thalseite wölbt sich aus den Häusern das Haram, die schön gekuppelte Moschee, empor, unter der die Patriarchen ruhen, in der Doppelhöhle Machpelah. Höher hinauf liegt ein arg zerschmettertes Castell, das zur Zeit der Kreuzzüge unter dem Namen St. Abraham bekannt war, und die Burg Davids, als er in Hebron herrschte, gewesen sein soll. Vielleicht beweisen dereinstig mögliche Nachgrabungen, was jetzt nur als Sage vorhanden ist.

Zu unserer Rechten erhebt sich ein einstöckiges massives Gebäude, auf dem eine mit dem Halbmond geschmückte rote Fahne flattert. Es ist das türkische Quarantainehaus, an dem der aus Leipzig gebürtige Dr. Helbig angestellt ist, an welchen ich eine Empfehlung und ihm gleich bei unserer Ankunft zugesendet hatte.

Er kam sogleich an unsere Zelte und lud uns zu einem Spaziergange ein.

Wir stiegen hinter dem türkischen Leichenhofe zwischen reicher Oelbaumpflanzung eine steinigte Anhöhe empor. Wir gelangten an den Abrahamsbrunnen, der tief gegraben, Hebron das ganze Jahr hindurch mit Wasser versieht. Ein noch mehr steinigter und beschwerlicher Weg führte uns zu Jesses, d. i. Isais' Grab. Es ist eine kleine verwahrloste Halle, vor welcher einige schön gemeißelte Steinfragmente liegen, in ihr selbst geht ein tiefer Schacht hinunter. Die Juden gehen den ganzen Monat Elul früh und Abends

hierher beten und lange hielten sie ihre Gebete für besonders erhört, weil es wie Duft emporstieg aus dem Schachte. In diesen Schacht werfen sie Haarbüschel von Kranken, die mit besonderen Sprüchen versehen sind und beten um Genesung derselben. Da es noch heut zu Tage ein Gebrauch der Juden ist, am Vorabende des Versöhnungstages ein Huhn, oder sonstiges Geflügel für sich als Opfer zu schlachten; so geschah es, daß vor einigen Jahren Einer von ihnen ein Huhn als lebendiges Sühnopfer in den Grabschacht hinabwarf. Zum Staunen der Wächter der Moschee, die auf der entgegengesetzten Anhöhe eine halbe Stunde fern liegt, hörten sie unter den Gewölben des Haram ein Hahngekrähe. Man forscht nach und erkannte das Huhn, welches der Jude in Isais' Grab hinabgeworfen hatte. Nun war auch der Weihrauchduft erklärt, der aus der Moschee unterirdisch sich fortzog und die Betenden in Jesses Grab so lieblich getröstet hatte.

Es wäre interessant die unterirdische Verbindung der beiden, einander so fern stehenden Gebäude, von der ich in keinem Reisebuche noch eine Andeutung fand, zu durchforschen.

Nicht fern von diesem Grabdenkmale ragt ein uralter Pistazienbaum empor und erinnert an das Geschenk, das Jakob seinen Söhnen nach Egypten mitgab, um ihnen Gunst in den Augen des Vicekönigs Josef zu erwerben. Der Blick von dieser Anhöhe in ein schön geschwungenes Thal hinaus, überragt an Lieblichkeit jeden anderen, den ich in Palästina gesehen habe. Uralte Oelbäume, da und dort ein Wallnußbaum, die Juglans regia, zahlreiche Feigen-, Granaten- und Aprikosenbäume grünten in allen Abstufungen der Farbe auf frischen Wiesenhängen. Die Hügel mit Weinreben bepflanzt, gewährten heitere Gedanken und im tiefen Hintergrunde, sahen wir durch das Fernrohr die berühmte Eiche Abrahams. Kinder brachten uns duftende Sträuße von Blumen, die sie auf den Feldern gepflückt hatten.

„Sehen Sie diese Oelbäume“, sagte Dr. Helbig, „alle stammen aus uralter Zeit, Sie sehen keinen, der seit vierhundert Jahren von den Türken gepflanzt worden wäre, und so muß die reiche Vegetation dieses gesegneten Thales immer mehr zu Grunde

gehen. Mit den Quellen ist es nicht besser; ich kenne ein, zwei Stunden von hier fernes Dorf, wo hundert Quellen, darunter mineralische, existiren und es lassen sich die Spuren von einer noch größeren Anzahl gut erkennen. Man merkt überall, daß kein Gemeinwesen und keine Regierung existirt. Ich kann z. B. nur unter heftiger Zudringlichkeit vom Gouverneur jedesmal meinen Sold, der nebst freier Wohnung in 900 Piastern monatlich besteht, erhalten. Der Sold ist sicher, aber ich muß ihn immer dringend verlangen. Er wurde mir jetzt gerade seit sieben Monaten nicht ausgezahlt. Ich werde einfach die Ausweise und Tabellen, die ich der Regierung amtlich zu liefern habe, zurückbehalten. Der Gouverneur, der sie an den Pascha zu senden hat, wird mir dann mit allen Höflichkeitsbezeigungen meinen Sold bei Pfennig und Heller auszahlen. Es sind hier sehr primitive Zustände, die dem Europäer unglaublich scheinen und deren manche auch nur dem länger weilenden Arzte bekannt werden. Sollten Sie glauben, daß ein Tischler und ein Fleischhauer hier meine Collegen sind? Jener heilt alle Bein- und Armbrüche, indem er die geschicktesten Schienen hobelt und zuschneidet und der Fleischhauer, der die besten Begriffe von Anatomie haben muß, zählt die Luxazionen zu seinem ausschließlichen Monopole. Ein Gärtner ist Impfarzt; er streift mit einer offenen Feige den ursprünglichen Stoff von dem Kuheuter, bringt dem Kinde mit einer Nadel mehrere Stiche bei und streicht dann die Feige über die wunden Stellen."

Und bei welchen Krankheiten, oder Operazionen bedient man sich denn Ihrer Kunst?

„Ich werde meist von den Juden gerufen, die sich, intelligent wie sie sind, kaum den arabischen Naturalisten anvertrauen, die übrigens ihre Spezialität, der sie sich widmen, meist gründlich verstehen."

Wir statteten dem Doctor in seiner bequem eingerichteten Wohnung unseren Besuch ab und bestiegen die Terrasse des stattlichen Quarantainegebäudes; das einzelne hoch gewölbte Abtheilungen für Menschen und Thiere enthält. Seit der Anstellung

des Dr. Helbig, der früher in Bajezit stazionirt war, kam kein Pestfall vor.

Die Sonne war im Niedergehen und machte die nicht ferne, weit hinausgestreckte Wüste rötlich-golden funkeln. Wir kehrten zu unseren Zelten zurück und fanden ein, während unseres Spazierganges vorbereitetes, treffliches Mahl. Mehrere Juden hatten uns Mehl, Eier, Reis, lebendige Hühner und Wein gebracht und unserem Koche verkauft.

Der Wein ist ein Haupterwerbsmittel der Bewohner von Hebron, er gedeiht fast ohne Pflege und ebenso wenig geben sich die Hebroniten Mühe ihn zu bereiten. Die meisten Trauben werden nach Jerusalem verkauft und hier einer wenig razionellen Behandlung unterworfen. In neuerer Zeit wurde die europäische Bereitung versucht und ein Wein gewonnen, welcher dem edelsten Rheinwein gleichkommt. Ich brachte eine Flasche voll, hermetisch geschlossen nach Wien, er war aus Trauben gepreßt, die in der Nähe der uralten Patriarchenhöhle Machpelah gereift waren. Sie waren am 4. Juni, wo ich in Hebron war, schon über einen Schuh lang und die Beere, wie kleinste Taubeneier groß. Ob sie die Länge und Schwere erreichen, daß zwei Männer eine Traube auf einem Stabe tragen müssen, möchte ich bezweifeln. Kundschafter und Reisende pflegen gerne zu übertreiben. Ebenso bedarf es noch des historischen Beweises, daß Noa hier die erste Rebe pflanzte. Nicht alle Trauben werden zur Weinbereitung verwendet, viele getrocknet und noch mehr zu einem Syrup, dessen sich die Bewohner Palästina's statt des Zuckers bedienen, verkocht.

Während wir aßen kamen einige Männer zu uns, um gläserne Armringe aller Farben, Fingerringe und blaue Korallen zu verkaufen. Wie die Weinbereitung nur von Juden, wird die Glasfabrikazion nur von Mohammedanern betrieben. Die letztere soll durch venezianische Juden im zwölften Jahrhunderte hier eingeführt worden sein. Wir kauften das Dutzend Armringe für einen Kreuzer, für denselben Preis zwei Dutzend Fingerringe.

Es war schon finstere Nacht, das Zelt mit bunten Papierlaternen beleuchtet und vor demselben begannen von einer Hand-

trommel, einer Pfeife und einem Hackbrette die schon geschilderten Melodien orientalischer Musikanten.

Die Szene, auf der wir uns befanden und heiter tafelten, war eigenthümlich genug. Die Stadt, die um sieben Jahre älter ist als Zoan, der vermeintliche Geburtsort Moses, gegenüber der uraltheiligen Doppelhöhle Machpelah, jenseit der grünen Thäler die libische Wüste, wir selbst unter den Zelten, die auf mohammedanischem Friedhof stehen — wie seltsam, fantastisch und fremd dies Alles! Nur über uns die bekannten Sterne der Heimat, aber größer, heller und flakkernder.

Die Doppelhöhle Machpelah.

Antiker Teich. — Purim taka. — Der Zehnte. — Sarkofage der Patriarchen. — Fabeleien. — Prügel. — Abners Grab. — Synagogen. — Bibliothek. — Arabische Legenden. — Eiche und Zelt.

Ich hatte einen Mann der sephardischen Gemeinde für den frühesten Morgen bestellt, um mit ihm die Stadt zu durchwandern und die Synagogen zu sehen. Er kam, als eben die Sonne über dem Haine von Mamre aufging.

Wir gingen an einem antik ausgemauerten Teiche, der in der Form dem Siloateiche und den Teichen Salomos'gleicht, vorbei; vielleicht demjenigen, an welchem König David die Meuchelmörder seines Gegenkönigs Isboset, des Sohnes Sauls, hängen ließ.

Wir gingen zuerst zur Moschee, die von einem kleinen Vorplatze aus, eine breite und tief sich emporstreckende Treppe sehen läßt. Vor dem Eingang des hohen Thores, das in einer Einfassung von roten und weißen Marmorlagen angelt, ist, da wo die Fronte der Moschee endet, ein Winkel mit kleinen Steinen abgeschnitten. In halber Manneshöhe ist ein Loch durchgebrochen, das in die unterirdischen Räume der Moschee führt. In diesen abgegrenzten Winkel, der zehn Personen, nur hart an einander gedrückt, fassen kann, kommen an jedem Vorabende eines Festes die Juden, um zu beten. Auch ist es ihnen gestattet ein Drittheil der Stufen, die zur Moschee emporführen, wo ebenfalls ein Loch in die finstern Unterbaue der Moschee sehen läßt, zu ersteigen. Zu dieser Mündung kommen die Juden für einen schwer Kranken beten. Als

einmal ein grausamer Schech den Juden Geld und zwar, um sie sicherer zu verderben, in einer Münze verlangte, die in ganz Palästina nicht zu finden war, gingen sie hierher, die Hülfe der Erzväter anzuflehen. Am folgenden Tage brachte ein Reisender, der aus der Wüste kam, einen Beutel voll jener Münzen, welche der Schech gefordert hatte.

Purim taka.

Vor vielen Jahren herrschte ein geldgieriger Pascha in Hebron. Unter Androhung, die vornehmsten Juden zu verbrennen, die übrigen als Sklaven zu verkaufen, verlangte er von ihnen 50,000 Piaster. Sie waren sehr arm und in Verzweiflung, sich nicht retten zu können. Da beschlossen die Rabbinen ihre Not und ihre Gebete den Erzvätern vorzutragen und schrieben Alles auf ein Blatt Papier nieder. Gegen ein Bakschiesch versprach der Moscheewächter, das Blatt an einem Faden in die Grabhöhle der Patriarchen niederzusenken; denn auch die Mohammedaner wagen den heiligen Ort nicht zu betreten und beleuchten ihn durch einen Schlott, der aus der Moschee in das Grabgewölbe unter ihr niederführt.

Der Pascha fühlte sich in dieser Nacht geweckt, da standen drei ehrwürdige Greise vor ihm und verlangten 50,000 Piaster; sie drohten, ihn zu tödten, wenn er das Geld ihnen nicht geben würde. Es lag ein so tiefer Ernst in den Gesichtszügen der Greise, eine so erschreckende Todtheit in ihren Augen, daß der Pascha zitternd vom Lager aufstand und einen Beutel, der die geforderte Summe in Gold- und Silbermünzen enthielt, aus seinem Geldschranke holte und den Greisen übergab.

Am frühen Morgen pochte es an dem Thore des weitläufigen Hauses, in welchem alle Juden, wie noch heutzutage, beisammenwohnen, und die Bewaffneten des Paschas kamen von der Gemeinde die 50,000 Piaster zu holen.

Es waren Alle betend in der Synagoge versammelt, denn sie wußten jetzt ihr Ende herannahend. Die Vorsteher schickten den Synagogendiener, um zu öffnen; da bemerkte er einen Geldbeutel im Fenster der Vorhalle, wo die Juden ihre Hände waschen,

ehe sie die Synagoge betreten. Er brachte ihn den Vorstehern und lief erst dann, um den Kawassen die Pforte zu öffnen.

Der Oberrabbi mit den Vorstehern machten sich sogleich auf, um dem Pascha die geforderten 50,000 Piaster zu überbringen, denn der Beutel enthielt in Gold und Silber genau die Summe, keinen Para weniger. Der Pascha erkannte sogleich den Beutel und das Geld und sprach ehrerbietig zu den Juden:

„Wahrlich, Ihr seid ein gottgeliebtes Volk! Er schützt und schirmt Euch. Dieses Geld wurde mir von den Erzvätern Abraham, Isak und Jakob abgefordert, um meine Seele zu retten vor einer schlechten That. Es schlummert und schläft nicht der Wächter Israels. Wenn Ihr so würdig seid, daß die seit Jahrtausenden schlafenden Väter um Euretwillen aufstehen; so will ich Euch hoch in Ehren halten. Nehmt das Geld als ein Geschenk von mir und wenn mir Not und Unglück drohen, werde ich um Euch schikken, daß Ihr für mich zu den Erzvätern betet."

Die sepharedischen Juden feiern noch heut zu Tage ein Purim taka, so genannt vom arabischen Worte „Taka", das Fenster bedeutet, weil in einem solchen das Geld gefunden wurde.

Der Zehnte.

Es war zur Zeit des Eliaser Archi in Hebron, seit Erschaffung der Welt 5360 Jahre. Die jüdische Bevölkerung bestand kaum aus einem Minjan und sie konnten keinen Gottesdienst abhalten, wenn nicht ein jüdischer Wanderer, oder Pilger zufällig nach Hebron kam. So war es auch einmal am Vorabende des Versöhnungstages, die Sonne schon dem Untergehen nahe und noch war kein Gast gekommen, der als Zehnter das Minjan gebildet hätte. Die Juden waren gar sehr betrübt darüber und sandten nach allen Seiten Leute aus, um zu sehen, ob kein Glaubensgenosse nahe sei?

Schon glänzten die Wipfel der Oelbäume und die Rebenhügel in rotem Abendlichte, als man plötzlich von ferne, unweit der Maahroth Hamachpelah, dem Grabe der Patriarchen, einen ehrwürdigen Greis herankommen sah. Ein weißer Talar umwallte,

wie ein Sterbekleid die hohe Gestalt, ein weißer Bund umhüllte das Haupt und ein langer weißer Bart floß bis über die Brust herab. Die Freude war sehr groß, als er durch seinen Gruß sich als einen Juden zu erkennen gab. Alle eilten herbei, um ihn willkommen zu heißen; nur betrübte es sie, daß sie ihm, da es bereits Nacht geworden war, keine Speise mehr vorsetzen durften. Der schöne Greis tröstete sie und sagte ihnen, daß er den Fasttag mit Hülfe des Herrn leicht zu ertragen hoffe.

Sie führten ihn hierauf in die Synagoge und der heilige Gottesdienst begann, die ganze Nacht hindurch und den ganzen langen Tag darauf erschollen die frommen Bußgesänge. Die Gemeinde erwies ihrem lieben Gaste, der durch volle 24 Stunden in der inbrünstigsten Andacht, Allen als ein ehrwürdig schönes Beispiel dastand, alle frommen Ehren, und da erschien es ihnen, als ob es von seiner Stirne leuchtete; doch konnte das auch ein Widerglanz der Sonne sein, denn in seltsamem Widerspruche mit den Stralen auf der Stirne, waren die Augen des Greises glanzlos und fast starr.

Als der erste Stern am Himmel sichtbar und der Schofar geblasen wurde, wollte Jeder der Gemeinde den Gast in seinem Hause bewirten. Es mußte durch das Loos entschieden werden, welches dem Chazan, dem sehr frommen, armen Vorbeter der Gemeinde zufiel. Freudig führte er den ehrwürdigen schönen Greis zu seinem kleinen Hause. Hier schritt er durch die niedere Pforte und einen schmalen dunklen Gang seinem Gaste voran; aber der Greis folgte ihm nicht und war verschwunden. Der arme Chazan meinte, der Gast sei vielleicht irrig in das Nachbarhaus getreten, aber Niemand hatte ihn da gesehen.

Nach langem vergeblichen Suchen und Fragen ging er betrübt nach Hause und warf sich, ohne nach dem langen Fasttage sich mit Speise und Trank zu laben, auf sein Lager. Im Traume aber erschien ihm sein lieber Gast und sprach trostreiche Worte zu ihm: „Lieber guter Mann! Sei nicht betrübt Deines Gastes wegen. Ich bin Abraham Abischem. Mir ist Euer Kummer, daß Ihr am Versöhnungstage kein Minjan habet, in meiner Grabes-Doppelhöhle

zum Herzen gegangen und so stand ich auf und erschien Euch als die zehnte Person. Als aber der Gottesdienst zu Ende war, ging ich wieder zurück, woher ich gekommen war."

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, wie tief dem jüdischen Volke seine Geschichte, seine heiligen Ueberlieferungen, seine Urgedanken und Lehren innewohnen, man könnte diese Legenden als die poetischen Blüten eines unausrodbaren frommen und gottgläubigen Bewußtseins anführen. Noch in unseren Tagen tauchen mit scharfem, unabgegriffenem Gepräge Gestalten und Bilder, die vor vier Jahrtausenden lebten, empor und trösten und erheben die Epigonen unsterblicher Väter.

Die Moschee ist von einer etwa 200 Fuß langen, 150 Fuß breiten Mauer umgeben, an deren vier Enden Minarete angebracht sind. Die Steine des Unterbaues zeigen, wie die der Tempel-Westwand Fugenränderung und sind manche von einer Länge von 38 Fuß. Ich bestieg die Ostseite dieser Mauer und sah in einen Hofraum, wo eine Kapelle vor dem Eingange der Moschee steht, welche ebenfalls ein Längenviereck bildet.

Ursprünglich eine Kirche, deren Gründungszeit unbekannt ist, war es im 6. Jahrhunderte den Juden gestattet, sich derselben zu nähern und Weihrauchopfer darzubringen. Benjamin von Tudela erzählt, daß er die Grabstätte betreten habe. In späteren Jahrhunderten war dies, bis zum heutigen Tage, weder Juden noch Christen gestattet.

Herr Dr. Fränkel, mein Gastfreund in Jerusalem, erzählte mir, daß er bald nach seiner Ankunft daselbst, im Jahre 1843, zu dem berüchtigten Schech von Hebron Abd el Rachman, der erkrankt darnieder lag, berufen worden sei. Er weilte mehrere Tage in Hebron, bis der Schech genesen war, der für ihn eine dankbare Vorliebe gewonnen hatte. Der Arzt erbat sich die Gunst, die Grabhöhle zu betreten, die der Schech nur sehr vorsichtig ge-

währte; indem er ihn selbst eine schmale, dunkle Treppe hinab begleitete. Er sah drei Sarkofage mit grünem Damast überhangen; als er diesen weghob die Namen der Erzväter in hebräischer und arabischer Goldschrift.

Es stimmt diese Schilderung theilweise mit der eines spanischen Renegaten überein, der noch drei andere Sarkofage, die der Patriarchenfrauen, gesehen hat. Doch ist es wahrscheinlich, daß diese Monumente nur Scheinsarkofage sind und die eigentlichen unterirdisch liegen, denn von dort her besitzt man eine griechische Votivtafel aus den ersten Jahrhunderten nach christlicher Zeitrechnung, welche am Grabe des Erzvaters eingefügt ist. Auch will man Josefs Grab gesehen haben, der doch ausdrücklich in Sichem begraben worden ist. Mein Begleiter sprach auch von Adams Grab hier, weil die Stadt, ehe sie den Namen Hebron erhalten hatte, Kiriat arba hieß. Arba bedeutet im Hebräischen vier, was die Talmudisten auf den Erzvater der Menschheit und auf die Patriarchen deuteten; im Widerspruche mit der Stelle in Josua, welche sagt: Kiriat Arba, die Stadt Arbas, der ein großer Mensch war unter den Enakim. Ebenso erzählt man, daß Adam in der Nähe von Hebron aus der roten Erde eines Ackers gebildet worden sei. Der Kirchenvater Hyeronimus schrieb seinem jüdischen Lehrer diese Legende nach, die seinen Vorgängern völlig unbekannt war. Christliche Pilger wallfahrteten in späteren Jahrhunderten, nicht ohne Gefahr, zu diesem Acker, warfen sich aufs Angesicht und netzten ihn mit Thränen der Andacht, nahmen wohl auch Erde mit, welche sie für heilkräftig hielten. Wie heutzutage noch manche Stellen, sogar im Widerspruche mit den heiligen Schriften, gezeigt werden, wo dies oder jenes sich zugetragen haben soll; so ließ man im Mittelalter bei Hebron eine Höhle verehren, in welcher die Erzeltern ihre Lebenstage gelebt haben, man zeigte die Stelle, wo der erste Brudermord geschehen ist und dergleichen. Es wurde eben auf die Fantasie der Pilger speculirt und so, wie auch noch heute ein angenehmes Einkommen gesichert.

Als ich mit meinem Begleiter wieder auf den kleinen Vorplatz getreten war, verlangte ein Türke, mit grünem Turban,

dem Zeichen der Profetenabkunft, ein Bakschiesch, das ich ihm gerne gewährte. Er war aber nicht zufrieden und es entspann sich zwischen ihm und meinem Führer ein Wortwechsel, der damit endete, daß der Jude, Angesichts der Doppelhöhle Machpelah den Mohammedaner derb durchprügelte. Ich war über diese Kühnheit erstaunt und wohl auch erschrocken; sie lieferte aber zugleich den Beweis, wie sich die Zeiten geändert haben, wenn ein Jude vor der Moschee in Hebron, der fanatischen und wilden Stadt, es wagen durfte einen Mohammedaner zu züchtigen.

Als ich meinen Führer über seine Rohheit, die mich auch so leicht Verlegenheiten hätte aussetzen können, zur Rede stellte, erwiederte er, ganz ruhig geworden: „Wenn Die sehen, daß man Mut und Kraft hat, werden sie feig und schwach.“

Wir gingen, um das Grab Abners, des Feldherrn Sauls zu sehen und traten durch eine enge Vorhalle in den kleinen Hofraum eines türkischen Hauses. Unter einem Baume saß da auf einer Strohdecke ein ehrwürdig aussehender Mohammedaner rauchend; er lud uns zu sich auf den Strohteppich und ließ uns Tschibuk und Kaffee reichen. Dann führte er uns an der schmalen Seite des Hofes, wo eine überkuppelte Kapelle steht, sechzehn steinerne Stufen hinab. Ein kleiner Raum nahm uns unten auf, der durch einen bunten Vorhang aus Baumwollenstoff, dem zwei seidene, grüne Spiegel aufgenäht waren, getheilt ist und weggeschoben, uns einen neun Schuh langen, weiß übertünchten Sarkofag sehen ließ. Hierher kommen die Juden an jedem Neumond beten.

Ich besuchte hierauf die beiden sepharedischen und die eine aschkenasische Synagoge. Alle drei sind sehr ärmlich, ebenso sahen die Männer aus, die mit dem weißen Gebetmantel angethan hier Talmud studirten; was sie die ganze Nacht hindurch abwechselnd thun. Einer von ihnen, als ihm mein Führer sagte, daß ich ein Jude sei, ging an die Bundeslade und öffnete sie mir zu Ehren.

Ich zog die Schaufäden aus meinem Gewande hervor, berührte mit ihnen die Thorarollen und küßte sie.

An der Wand der Synagoge hing ein geschriebenes hebräisches Gebet für Sir Moses und Lady Judit Montefiore.

In der Lehrschule waren die Kinder noch nicht versammelt, die Wände entlang standen an 2000 Bücher, viele Exemplare des Pentateuch, des Talmud, Gebetbücher und nur ein weltliches Buch, ein französisch-arabisches Wörterbuch, das mir als das Geschenk eines französischen Rabbis mit einigem Stolze gezeigt wurde.

Ueber die Gliederung der beiden Gemeinden in Hebron haben wir bei der Darstellung der Juden in Jerusalem berichtet. Der Bildungsgrad ist derselbe. Die Zahl der sepharedischen Juden ist nahe an 300, der aschkenasischen an 100; nur wenige unter ihnen sind Rajas; die größere Anzahl steht unter dem Schutze europäischer Consulate.

Ehe wir von der Nähe der Patriarchengruft scheiden, über der in der ältesten Zeit sich eine Synagoge, dann eine Kirche St. Abraham und jetzt eine Moschee erhebt und so von drei Weltreligionen Verehrung empfing; wollen wir zwei schöne Legenden mittheilen, welche die Araber von Abraham, den sie El Khalil nennen, den Freund Gottes, erzählen:

Gotteserkenntniß.

Nimrod trachtete nach dem Leben des Kindes Abraham, weil die Wahrsager verkündeten, er werde den Göttern gefährlich werden. Die Mutter verbarg ihn fünfzehn Jahre lang in einer Höhle. Als sie die Gefahr vorübergezogen glaubte, führte sie ihn zum ersten Male aus der Höhle.

„Es war eine wilde, stürmische Nacht. Der Engel der Winde rauschte mächtigen Fluges einher, ein einziger Stern blickte durch die zerrissenen Wolken. Abraham sah nichts, als die Finsterniß, hörte nichts als die Windsbraut; da meinte er das reine Licht,

das mitten im Kampfe der Naturkräfte so ruhig herab blickte, sei die höchste Kraft, welche Einheit und Ordnung unter die übrigen bringe. Er warf sich nieder und betete an. Als aber der Stern untergegangen war, erkannte Abraham seinen Irrthum und rief: „Ich bete nicht an, was untergeht!"

Nun erhob sich der Mond in Glanz und Klarheit. Abraham rief: „Dies ist mein Herr!" und warf sich nieder, ihn anzubeten. Als aber der Mond untergegangen war, rief Abraham: „Er ist es nicht, mein Herr! ich bete nicht an, was untergeht."

Nun stieg in voller Pracht und Herrlichkeit die Sonne empor und durch Licht und Wärme entfalteten sich vor Abrahams Augen zum ersten Male die Wunderwerke der Schöpfung. „Er ists, mein Gott und Herr!" rief er im Entzücken der höchsten Wonne und stürzte anbetend zur Erde. Die Sonne vollbrachte ihren Lauf und sank in Westen unter. „Er ist es nicht, mein Gott und Herr!" rief Abraham „ich bete nicht an, was untergeht, ich wende mein Gesicht zu Dem, der das kleine und das größte Licht erschaffen, zum Herrn der Himmel und der Erden, er ist mein Herr und Gott!"

Auferstehung der Todten.

Als Abraham hundertundneunundneunzig Jahre alt war, pilgerte er nach Mekka; da fragte er den Herrn, wie denn die Auferstehung vor sich gehen werde?

„Tödte vier Vögel," befahl ihm der Herr, „zerhacke sie und mische ihr Fleisch wohl durcheinander, theile es in vier Töpfe und stelle diese auf die vier Berge bei Mekka. Die Köpfe der Vögel aber behalte bei Dir."

Als Abraham so gethan hatte, sprach zu ihm der Herr: „Rufe die Vögel jetzt bei ihren Namen!"

Abraham rief sie bei ihren Namen und das Fleisch in den Töpfen fing an zu gähren und wälzte sich brausend von den Bergen herab und trennte und sonderte und band und vereinte sich in die alte Form. Und als die Vögel auf den Füßen standen, setzte jeder Vogel den ihm gehörenden Kopf auf.

Und es sprach der Herr: „So erstehen auch einst die Menschen aus den Gräbern und greifen nach ihrem wesentlichsten Unterscheidungsmerkmal, dem Kopf.“

Mussa, der Kawaß erwartete uns schon mit Ungeduld, er hatte die Maulthiere vorausgeschickt und unser Frühstück, in nicht genug zu dankender Aufmerksamkeit, unter der Eiche im Haine Mamre angeordnet, wo die Erzväter ihre Zelte hatten und wo Abraham von den drei Wanderern der Untergang Sodoma's und Gomorha's angekündigt worden war.

Josefus Flavius nennt den Baum eine Terebinthe, die späteren Schriftsteller eine Eiche, was diejenige, zum Geschlechte Quercus ilex gehörend, wirklich ist, in deren Schatten wir lagerten: die Araber kennen sie unter dem Namen Sindian. Ich brachte Eicheln und einige Zweige dem gelehrten Reisenden Dr. Kotschi nach Wien mit, von dem wir zunächst über die Eichen im Morgenlande eine Abhandlung erhalten werden.

Wir ritten durch Weingärten und gelangten nach einer halben Stunde auf einen mäßig sich absenkenden Wiesenplatz, in dessen Mitte die Rieseneiche steht. Ich maß den Umfang des Stammes auf 22 Fuß, er theilt sich in einiger Höhe in drei dicke Stämme, von denen einer in ziemlicher Höhe sich wieder in zwei theilt. Die Aeste strecken sich bis 90 Fuß im Umkreise, sie sind dicht und waren dicht belaubt. In der Nähe befindet sich ein Brunnen.

Die Botaniker bezweifeln mit Recht das hohe Alterthum dieses Baumes, über welchen übrigens schon vom fünften Jahrhunderte her, Nachrichten vorhanden sind.

Die Juden halten aber eine andere Stelle, nördlich von Hebron, für diejenige, wo das Zelt Abrahams gestanden haben soll. An derselben befinden sich auch antike Mauerreste. Diese bilden die niedere Umfangmauer, jedoch nur zweier Seiten eines großen viereckigen Raumes, sie besteht aus zwei kolossalen Steinlagern. In dem welligen Raume, der grün bewaschen war, befindet sich eine Zisterne;

auf einem Steine saß eine mächtige Eule, die einzige, die ich im Morgenlande sah.

In neuerer Zeit tauchte, im Zusammenhange mit Bibel und Talmudstellen die Meinung auf, daß das Hebron der Schrift auf dieser Höhe, die eine Stunde von der jetzigen Stadt fern ist, gestanden haben mag. Josua bezeichnet die Stadt „auf dem Gebirge Juda.“ In der Mischna tamid heißt es, daß die Morgenopfer in Jerusalem erst dann gebracht wurden, „wenn es anfing Licht zu werden bis Hebron.“ Unmöglich ist es aber das heutige, im Thale fast versteckte Hebron von Jerusalem aus zu sehen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die genaue Durchforschung der Höhen, wo das Zelt Abrahams ist, zu mancher Entdeckung führen werde.

Nicht fern auf einer Anhöhe besuchten wir die Ruinen einer Moschee Neby Yumas, des Profeten Jonas. Mauerreste, die kaum aus dem Boden hervorstehen, fassen den Hügel ein. Mussa nannte uns den Ort Hulhul, wahrscheinlich das von Josua genannte Halhul.

Rachels Grab.

Ueberbaue. — Der wandernde Stein. — Ewiges Licht. — Legende.

Kein Grab der uralten Welt ist genauer bezeichnet, als dasjenige, dahin der trauernde Patriarch sein geliebteres Weib Rachel, die schöne Mutter des schönsten Sohnes begrub.

> „Und Jakob richtete ein Mal auf über ihrem Grabe, dasselbe ist das Grabmal Rachels bis auf diesen Tag.“

Von Geschlecht zu Geschlecht erbte die Erinnerung fort. Während Weltstädte verschwanden und Niemand weiß, wo sie hingebaut waren, dieses kleine, fast unscheinbare Denkmal hat sich im frommen Gedächtniß der Welt erhalten. Jedes Jahrhundert hat es immer wieder, wenn das Denkmal zerstört war, neu hergestellt. Bald erhob sich eine rohe Steinpiramide auf dem Grabe, bald waren es zwölf Marmorblöcke, die zwölf Söhne Jakobs bezeichnend, die auf demselben lagen. Einen sie abschließenden Marmor, der dem Patriarchen selbst zur Ehre emporragte, nahmen die Mönche des nahen Eliasklosters in ihre Kirche; aber es wiederholte sich die oft erfundene Legende, daß der Stein nächtlings an seine Stelle zurückkehrte. Als im Laufe der Zeiten diese Steine verschwunden waren, wurde eine säulengetragene Kuppel, später eine bogengewölbte Halle, dann eine Moschee und immer wieder, wenn diese Bauwerke zerstört waren, ein neues hingestellt.

Die Bekenner dreier Weltreligionen beugten und beugen ihr Knie in Andacht vor diesem Grabe. Hier lagen sie gemeinsam ver-

ehrend in Frieden, während sie sich, kaum aufgestanden und nicht fern dem Grabe, mit Feuer und Schwert bekämpften. So mächtig ist der Zauber, den die Stätte ausübt, wo ein schönes, edles, frommes Menschenherz zu schlagen aufgehört hat!

Während die Juden und Christen hier beteten, trieb eine noch innigere Andacht die Mohammedaner von Betlehem an, sich hier begraben zu lassen und ein Schech Mohammed ließ, nachdem die Moschee verfallen war, ein kuppelartiges Gebäude über dem Grabe vor dreihundert Jahren aufführen, dessen Form wenigstens sich bis zu dem heutigen Tage erhalten zu haben scheint.

Merkwürdig ist es, daß die Mohammedaner, die mit fanatischer Eifersucht ihre Heiligthümer jedem Giaur zu betreten verbieten, dieses selbst mit einer Moschee geschmückt gewesene Grabmal seit wenigen Jahrzehnden den Juden gegen einen jährlichen Tribut von 5000 Piastern überlassen.

Als ich über einen welligen, mit Oelbäumen bepflanzten Boden. von Betlehem kommend, bei dem Denkmale angelangt war, erwartete mich vor demselben ein sepharedischer Jude mit dem Schlüssel.

Wir traten durch einen breiten offenen Spitzbogen in einen kleinen Vorhof, den etwa neun Schuh hohe Mauern bilden. Uns gegenüber in einer Nische befindet sich ein steinerner Turban über einem mohammedanischen Grabe.

Dem Eintretenden zur Rechten ist eine kleine eiserne Thüre sichtbar, durch die wir in eine mit einer Kuppel überwölbte Halle gelangten. Unter ihr befindet sich auf einer Steinstufe ein aufgemauerter, weiß übertünchter Sarkofag, der wie ein Koffer mit gewölbtem Deckel aussieht. Auf demselben befinden sich die Namen zahlreicher Pilger. Man kann den Sarkofag umschreiten; vor demselben, der Eingangsthüre zugewendet, schließt ein viereckiger, ein und einen halben Schuh großer Marmorstein die Gruft selbst ab. Ich hob ihn empor und sah in ein finsteres Loch hinab, das nichts als einige Steine enthielt, als ich es mit einer Lampe erleuchtete.

Von dem Grabsteine lag ein kleines Eckstück abgebrochen, ich nahm es mit und verehrte später der Grabkuppel eine schön-

geformte metallene Lampe, um ein ewiges Licht darin erhalten zu können.

Es ist Sitte, daß der jüdische Führer Oel und Lampen mitbringt und diese von den Pilgern zur Ehre der todten Patriarchenfrau anzünden läßt. Dann sprechen sie das schöne hebräische Gebet, welches dem Andenken der Todten gewidmet ist.

Welches Weib der Erde, das weder durch den Glanz des Wunderglaubens verklärt, noch durch ein großes geschichtliches Ereigniß verewigt ist, genießt nach vier Jahrtausenden eine gleiche Verehrung. Juden, Christen und Mohammedaner beugen gleich ehrfurchtsvoll ihr Haupt und ihr Knie, vor der Gestalt einer schönen, in der Blüte hingerafften Mutter, deren Dasein nur durch menschlich schöne Liebe zu ihrem Gatten und zu ihren Kindern bezeichnet ist.

Es ist ein edler Zug des Menschenherzens, daß es gerne verklärt, was ihm schön und edel scheint. Geist und Fantasie müssen ihre Stralen leihen zu einem Heiligenschein, der die Gestalten umgiebt und der Mensch betet frommer an, was er selbst geschaffen hat.

Die Legende erzählt, daß es der Geist der Mutter war, der ihren Sohn Josef in Egypten rettete, als ihn Putifars Weib verführen wollte; ihr Geist lehrte ihn die Träume deuten, die Weisheit der Welt und der Herrschaft Kunde. Als Josef zum Sterben lag im Egyptenlande, wehte es ihn und die Seinen an wie Trost; es war von den Schwingen des Geistes seiner Mutter.

Als ihr Kind nun todt war, wandte sich die Liebe der Mutter dem ganzen Volke zu. Die biblische Ahnfrau, erscheint sie immer wieder, wenn Israel ein Unheil droht und wenn es traurig ist. Sie naht, wenn es von Gott nicht mehr beherrscht sein will und von dem Profeten verlangt, daß er das Königthum einführe. Den gesalbten Saul, da er an ihrem Grab vorüberzieht, blendet es wie ein Sonnenglanz in Wellen aus ihm empor und er beginnt mit den ihm begegnenden Sängern zu weissagen. Und als das Volk in die Verbannung zog und am Grabe vorüberkam, da hörte es eine klägliche Stimme und bitteres Wei-

nen auf der Höhe: „Rachel weint über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen.“

Ihres Wandels Segensnähe
Hat sie immer ausgeübt,
Wenn mit dunklem Wolkenwehe
Sich der Kinder Tag getrübt.

Gab ein Machtspruch die Befehle
Abzuschwören ihren Gott,
Sie war nahe ihrer Seele
Und sie trugen Schmach und Spott;

Warfen fort die goldnen Güter,
Heimatlos in Nacht und Wind,
Freudig, daß sie noch die Hüter
Des gestürzten Tempels sind.

Wenn ein Mann von ihrem Stamme
Forschend bei der Lampe denkt,
Sie naht still ihm, wenn die Flamme
Sich wie eine Fahne schwenkt.

Komm und sammle mild zur Einheit
Jedes Geist- und Herzenslicht,
Daß in wundervoller Reinheit
Glanz von deinen Kindern bricht.

Lehre Heimweh deinem Volke —
In ein Kanaan will sein Herz?
Führe du als Feuerwolke
Seine Sehnsucht himmelwärts!

Abschied vom Leser.

In Jaffa wieder angelangt, kehrte ich bei Herrn Platner ein und hatte die Freude, Herrn Albert Cohn, der eben aus Egypten kommend, nach Jerusalem ging, zu begrüßen.

Es waren tief ernste Gespräche, die wir über die Zustände der Juden in der heiligen Stadt und im ganzen Morgenlande führten.

„Wir streuen" sprach der begeisterte Mann, „Saatkörner in die Furchen der Gemüther und Geister unserer im Morgenlande verdunkelten Glaubensgenossen. Es gehen auch auf den Feldern nicht alle auf. Gottes Sturm, Regen und Sonnenschein müssen wehen und leuchten, damit der Segen, die goldene Frucht gedeihe. Wir müssen den Armen doppeltes Brot reichen, um sie körperlich und geistig zu nähren. Ist es nicht ein Land der Wunder, dieses Palästina noch heutzutage? In demselben Jahrzehent erwacht in drei, durch Meere getrennten, großen Reichen, in drei Menschenherzen der gleiche Gedanke: den körperlichen Hunger der Glaubensgenossen in Jerusalem zu stillen, den geistigen nach Lehre und Bildung zu wecken. Wie jene drei Engel zu dem Zelte Abrahams bei Hebron mit schöner Botschaft kamen, so kommt aus England, Frankreich und Oesterreich von drei edlen Menschen der greisen Jeruschalaim ein geistiger Segen! Und eine Mutter hat es schwerlich im fernen Böhmen und im fernen Ungarn ihrem Knaben an der Wiege vorgesungen, daß wir Beide uns hier treffen werden, um mit zu rathen und mitzuhelfen."

Der österreichische Vizeconsul Herr Damiani kam mich zu begrüßen und mir Briefe aus Jerusalem vom Großrabbi und seinem geistlichen Tribunale, dann von den Vorstehern der Gemeinde Chassidim zu überbringen; wir theilen beide, nebst einigen noch nachträglich erhaltenen Daten, im Anhange mit.

Die Briefe aus Wien brachten tief schmerzliche Nachrichten, welche mit der, vor meiner Abreise mich vollkommen beruhigenden Ansicht der Aerzte im traurigen Widerspruche waren.

Ich hatte mir den Sinai als Ziel der Reise gedacht, und wollte zwei Tafeln seines Gesteines für den geweihten Tempel der jüdischen Gemeinde in Wien mitbringen, damit sie seine Giebel schmücken.

Das poetisch große Ziel verschwand und ich eilte über Egypten der Heimat zu.

Am 22. Juli wirbelte im Hafen vom französischen Dampfschiffe der Rauch auf. Meine aufmerksamen Gastfreunde hatten ein eigenthümlich schönes Frühmahl für mich vorbereitet, um mich zu mahnen, daß es das letzte auf der heiligen Erde des gelobten Landes sei: Milch und Honig in gläsernen Tassen, Brot von Weizen aus der Ebene von Saron, die erst gereiften Trauben und Feigen in Körbchen, die aus Palmenblättern geflochten waren, Zitronen und Pomeranzen von dreifacher Größe als die europäischen, kostbarer Wein von Hebron und duftende Blumen aus den Gärten von Jaffa dufteten auf der Tafel.

Um 11 Uhr begab ich mich an Bord, um schmerzlich das Wort des römischen Dichters an mir selbst zu erfahren, daß „die schwarze Sorge" mit dem Schiffer zu Schiff geht und hinter den Reiter sich setzt.

Wie vom Lande der Väter, so scheide ich auch vom Leser, der so freundlich war, mein Begleiter durch dasselbe zu sein.

Ich zog durch die See, durch die Wüste, ich bestieg die Piramiden und werde, wenn meine Erzählungen und Schilderungen aufmerksame Hörer finden, sie ihnen gerne mittheilen.

Auf Wiedersehen!

Anhang.

Dank und Bitte

an Herrn Ludwig August Frankl.

„Der Herr der Heerschaaren sei mit uns!

Eine Perle, ein Edelstein mit siebenfachem Stral ist der geehrte Herr Dr. Ludwig August Frankl, sein Licht leuchte in düsterer Nacht!

Unser Gebet dringe vor den ewigen Gott, der in Zion thront und der Jerusalem erkiesen, für Dein langes Leben und für Deinen glanzvollen Ruhm! Mögest Du die höchsten Höhen ersteigen in ehrenvoller Stellung, mit großem Reichthum und herrlicher Nachkommenschaft gesegnet sein!

Solches werde Dir zum Denkzeichen der zum Ruhme des verewigten Herrn Simon Edlen von Lämel gegründeten und im Auftrage der hochherzigen Frau Elise Edlen von Herz-Lämel, Tochter des gedachten Unsterblichen, von Dir ins Leben gerufenen Lehranstalt.

Nachdem die weisen Rabbinen und Gelehrten, unter Vorsitz des Großrabbi, sich versammelt und die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Alles im Namen und zum Ruhme des Herrn geschah, haben wir Alles genehmigt und bestätigt, wie es in den Statuten verzeichnet wurde. Wir, die Oberen und die Leiter der gedachten Anstalt, haben uns mit ganzer Willenskraft diesem gemeinnützigen Lehrhause gewidmet: die Lehrer in ihrer Lehrweise, die Kinder in ihrem Lernen, sowie in ihrer Verpflegung zu überwachen. Dieses ist von nun an unsere Pflicht, unsere Aufgabe, und Gott wird unser Streben unterstützen!

Wir haben eine Auswahl unter den sechs- bis siebenjährigen Kindern getroffen und brachten zwanzig Zöglinge in die Talmud-Thora-Anstalt. Aber es schmerzt uns sehr, daß blos diese zwanzig Kinder die Vortheile des Unterrichtes, der Verpflegung und freien Kleidung genießen sollen, während noch andere arme verwaiste Kinder,

zwanzig an der Zahl, die gedachten Wohlthaten nicht genießen können; auch der zweite Lehrer ist gekränkt, daß er blos seines Lohnes theilhaftig werden kann und sonst keine Vortheile erhält. Dieses schmerzt uns um so mehr, als es Haß und Neid zwischen den Erwachsenen, wie zwischen den Kindern rege macht, indem viele drückenden Mangel leiden müssen. Es ist daher billig und recht, diese neidischen und gehässigen Gefühle nach Kräften zu unterdrücken, damit sie nicht überhandnehmend den Fortgang und das Gedeihen der Anstalt stören möchten. Denn tausend Todesarten gleichen der Boßheit des Neides nicht!

Darum bitten wir, die Leiter und Vorsteher der Lehranstalt, Deine Herrlichkeit, daß Du mit der Dir eigenen Umsicht und Barmherzigkeit einen fürsprechenden Engel abgebest, das edle Herz unserer Glaubensgenossin zum Mitleid zu bewegen, damit, sowie die geistigen, auch die körperlichen Wohlthaten an Alle gleich vertheilt werden können.

Dir, geehrter Herr! liegt diese Pflicht ob, auch das Ende der gottgefälligen That mit Ruhm zu krönen und noch obendrein die Anstalt für den Talmud-Unterricht zu erweitern, den zwei Lehrer leiten sollen für je zehn Zuhörer, damit nicht die Thora von Israel vergessen werde! Gott der Herr wird die Frucht dieser theuern Saat an der hochherzigen Frau von Herz-Lämel und allen ihren Angehörigen mit langem Leben und Segensfülle lohnen.

Das sind die Worte der Bittsteller, die sich unterzeichnen am 1. des Monats Tamus 5616 = 1856.

Chaim N. Abulafia,
Chacham Baschi.

Chaim David Chazan,
Stellvertreter des Oberrabbis von Jerusalem,
Inspektor und Vorgesetzter der Lehranstalt.

Dr. **Simon Fränkel,**
Direktor des Montefiore'schen Dispensatory.

Mordachai Chajim Mejuchas,
Mitglied des Besdins, Vorgesetzter und Inspektor der Lehranstalt.

Dr. **Bernhard Neumann,**
Direktor und Arzt des Rothschild'schen Hospitals.

Meier Rafael Panegl,
Mitglied des Besdins, Vorsteher und Inspektor der Lehranstalt."

Bitte der Gemeinde Chassidim
an Herrn Ludwig August Frankl.

„Mit Hilfe des gebenedeiten Gottes am Donnerstag des Seder Pinchas am 14. des Monats Tamus 617 = 1856. Hier in der heiligen Stadt Jerusalem; sie werde bald aufgerichtet in unseren Tagen, Amen!

Es erfreue sich alles Guten, alles Glückes und aller Seligkeit der ausgezeichnete, hochgelehrte Mann, der ausgezeichnete, rühmlichst bekannte Dichter, Herr Doctor Ludwig August Frankl, Gott sei sein Schutz und verleihe ihm langes Leben!

Alles Herrliche sah Dein Auge, Herr! als Du durch Gottes Huld des Glückes theilhaftig geworden, den Berg Zion und Jerusalem zu besuchen. Du hast Weisheit erworben, was mangelt Dir noch? Heil Dir, daß Du so glücklich warest, die heiligen Steine der Vorzeit zu küssen und dem heiligen Staube zu huldigen!

Wir haben ein Anliegen an Dich, geehrter Herr!

Du hast Dich durch den Augenschein überzeugt, daß wir einen Bauplatz angekauft haben zum Bau einer Synagoge, mit der Aussicht auf die Trümmer des zerstörten heiligen Tempels. Auch ist Dir der Wille des kaiserlich österreichischen Consuls, des Herrn Grafen Pizzamano, bekannt geworden, den Bau nach erwirkter amtlicher Bewilligung so schnell als möglich in Angriff zu nehmen. Darum, o Herr! richten wir an Dich die Bitte: unsere Stütze, unser Sachwalter und Fürsprecher zu sein bei den wohlthätigen Menschenfreunden in Oesterreich, Mähren und Böhmen. Wolle die dringende Nothwendigkeit dieser gottgefälligen Handlung den Edlen Deines Vaterlandes eindringlich vortragen, damit sie sich zu dem angedeuteten wohlthätigen Zwecke vereinen mögen, um uns Unterstützungen angedeihen lassen zu wollen.

Dein Name wird dann bis in die späteste Nachwelt zum Ruhme fortleben! Auf, Gesegneter Gottes! ergreife mit Kraft diese gemeinnützige Angelegenheit mit Freuden und mildem Herzen! Lasse Dich von der Mühseligkeit, die damit verbunden ist, nicht abschrecken, und Gottes Wille wird durch Deinen Eifer gelingen! So wird der Lohn der Tugend Dir anheimfallen zum ewigen Andenken!

Eingeschlossen erhältst Du das offene Schreiben, unser Bittgesuch an alle Wohlthäter in Israel, um ihr Mitleid und Erbarmen rege zu machen, milde Spenden zum Bau des Andachtshauses großmütig

zu widmen, welche sie Dir einhändigen möchten, damit die Gelder uns, um so sicherer und ohne überflüssige Ausgaben zukommen möchten.

Wir wiederholen unsere Bitte: Beschleunige die Sache Gottes und der Frömmigkeit so schnell als möglich und strenge alle Deine Kräfte an, um uns durch Deine Beredtsamkeit den Segen Gottes zu erwirken, damit Du einst der Gnade theilhaftig werdest, den Wiederaufbau Jerusalems und die Sammlung der Versprengten und Verstoßenen Israels mit eigenen Augen zu sehen.

Dieses sind die Worte Deiner treuen Freunde!

Die Vorsteher
der Gemeinde Aschkenasim Chassidim in Jerusalem:
Nissim Back, Salomo Rach, Sohn des sel. Moses,
Jacob Mose Cohn."

Aufruf.

Ihr edlen Gläubigen und Treuen in Israel, Ihr Vornehmen, Geehrten und Wohlthäter, feste Stützen unseres Volkes in Oesterreich, Mähren und Böhmen! Gott sei mit Euch, verleihe Euch Segen und Glücksgüter in allem Thun und Lassen in Ewigkeit!

Zion verkündet Euch den Frieden, Jerusalem, die heilige Stadt, das Heil des Ewigen! Er lasse uns in seiner Huld den Aufbau des Tempels erleben, daß die Priester in ihren Tempeldienst wieder eintreten und Israel wieder seine vorige Stellung erlange, bald in unseren Tagen, denn die verkündete Zeitfrist ist nahe! Zion werde erlöst durch Gerechtigkeit und ihre Gefangenen durch Tugend! Nun kommen wir vor Euch, des Volkes Edle! unsern Kummer auszuschütten, mit Zuversicht vertrauend, daß unsere aufrichtigen, vom Herzen strömenden Worte auch zum Herzen der Edlen dringen werden, uns ein Zeichen der Milde zu erweisen, wegen der Liebe zu Zion und der Anhänglichkeit zu Jerusalem! Wir wollen nicht viele Worte machen und erhabene Reden führen, sondern mit bebender Lippe und gedrücktem Gemüte in Kürze unser Anliegen vortragen. Es ist bekannt, daß überall, wo eine israelitische Religionsgenossenschaft lebt, unsere Brüder auch ein Haus der Andacht, eine Synagoge besitzen, wo sie ihr Herz vor dem Herrn ausschütten können. Nur unsere Gemeinde, die „Aschkenasim" allein, die unter dem allgnädigen Schutze Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich hier in Jerusalem, der heiligen Stadt, leben, sind noch nicht des Glückes theilhaftig geworden, hier ein Gotteshaus für